
Geistergeschichten




Geistergeschichten
P.o.angl.







<36601495660018

Geistergeschichten

und

Geheimnißvolle Erzählungen.

Aus dem Englischen.

Mit 4 Illustrationen von Phiz.





Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1851.





Inhaltsverzeichniß.

Der geheimnißvolle Wächter.



„Wie lange noch willst Du nicht von mir weichen? Du erschreckst mich durch Visionen, so daß meine Seele mehr noch erbebt, als mein Körper."

Gegen das Jahr 1794 kehrte der jüngere Bruder eines Baronet, den ich Sir James Barton nennen will, nach Dublin zurück. Er hatte mit einiger Auszeichnung in der Marine gedient, in welcher er während des größten Theiles vom amerikanischen Kriege eine von Seiner Majestät Fregatten commandirte.

Capitain Barton schien jetzt zwei- bis vierunddreißig Jahr alt zu sein.

Er war ein geistreicher und angenehmer Gesellschafter, wenn er wollte, meistens aber zurückhaltend, und zuweilen sogar mürrisch. In gesellschaftlichen Kreisen zeigte er indeß den Mann von Welt und den Edelmann.

Er hatte keine von jenen lärmenden und rohen Gewohnheiten angenommen, die man sich zuweilen auf der

See aneignet; im Gegentheil war sein Benehmen außerordentlich leicht, ruhig und höflich.

Seine Gestalt war von mittler Größe und ziemlich kräftig gebaut; sein Gesicht trug die Linien des Denkens, der Ausdruck des Ernstes und sogar des Trübsinnes war darüber ergossen. Da er, wie wir erwähnten, ein Mann von Bildung und guter Familie war, gewann er leicht den Zutritt in die beste Gesellschaft der Hauptstadt, ohne anderer Empfehlungen zu bedürfen.

Capitain Barton lebte ziemlich sparsam. Er hatte eine Wohnung in einem der damals elegantesten Viertel der Stadt, hielt sich nur ein Pferd und einen Bedienten, und obgleich er als Freidenker bekannt war, führte er ein regelmäßiges und moralisches Leben. Er hing weder dem Spiel, noch dem Trunke, noch irgend einem ähnlichen Laster an, lebte sehr abgeschlossen, ohne vertrauten Umgang oder nähere Freunde und schien heitere Gesellschaften nur zu seiner Zerstreuung zu besuchen, doch nicht wegen der Gelegenheiten zum Austausch von Gedanken und Gefühlen, die sie boten.

Barton wurde daher für einen sparsamen, klugen, doch ungeselligen Menschen erklärt, der aller Wahrscheinlichkeit nach sein Cölibat gegen alle Angriffe vertheidigen, ein hohes Alter erreichen, in wohlhabenden Um-

ständen sterben und sein Vermögen den Wohlthätigkeits-Anstalten vermachen würde.

Bald zeigte es sich indeß, daß man Barton's Charakter ganz verkannt hatte.

Ein junges Mädchen, Miß Montague, war um diese Zeit durch ihre Tante, die verwittwete Lady Rochdale, in die Gesellschaft von Dublin eingeführt worden. Miß Montague war entschieden hübsch, und da sie mit dieser Eigenschaft viel natürlichen Verstand und eine ausgezeichnete Bildung vereinigte, wurde sie für einige Zeit die herrschende Schönheit. Dies trug ihr jedoch nichts ein, als allgemeine Bewunderung, welche zwar zur Befriedigung der Eitelkeit recht angenehm sein mag, indeß kein nothwendiger Vorläufer der Ehe ist; denn zum Unglück für das schöne Mädchen war es bekannt, daß sie außer dieser Mitgift der Natur keine andere besaß. Bei diesem Stande der Dinge wird man leicht begreifen, daß es nicht wenig Staunen erregte, den Capitain Barton als den erklärten Anbeter der pfenniglosen Miß Montague auftreten zu sehen.

Seine Bewerbungen waren von glücklichem Erfolge, wie man sich leicht denken kann, und nach kurzer Zeit theilte Lady Rochdale ihren hundert und funfzig näheren Bekannten ganz im Vertrauen mit, daß Capitain Barton,

mit ihrer Bewilligung, ihrer Nichte einen Heirathsantrag gemacht hätte, und daß Miß Montague ihn angenommen, unter dem Vorbehalt jedoch der Einwilligung ihres Vaters. Dieser war auf der Heimreise von Indien begriffen und wurde in drei bis vier Monaten erwartet. An dessen Einwilligung konnte nicht gezweifelt werden. Die Verzögerung der öffentlichen Erklärung war daher nur eine Sache der leeren Form, und die jungen Leute wurden als ein Brautpaar betrachtet. Mit der Strenge alter Sitte, von deren Beobachtung ihre Nichte sie gern entbunden haben würde, zog Lady Rochdale die Braut von jedem gesellschaftlichen Verkehre zurück. Capitain Barton war der beständige Besucher ihres Hauses und es wurden ihm alle Vorrechte zugestanden, die man dem verlobten Bräutigam einzuräumen pflegt.

Dies war die Lage der Dinge, als die geheimnißvollen Umstände begannen, die über diese Geschichte einen Schleier unerklärlicher Melancholie breiten.

Lady Rochdale bewohnte ein hübsches Haus auf der Nordseite von Dublin, die Wohnung des Capitains lag auf der Südseite. Die Entfernung zwischen beiden war sehr beträchtlich und Capitain Barton pflegte allein nach Haus zu gehen, wenn er den Abend bei seiner Braut zugebracht hatte. Sein kürzester Weg auf diesen

nächtlichen Wanderungen führte ihn eine weite Strecke durch eine Straße, die erst in der Anlage begriffen war, so daß kaum die Fundamente der Häuser lagen. Eines Abends war er ungewöhnlich lange geblieben; das Gespräch kam auf übernatürliche Erscheinungen, Ahnungen und dergleichen, und er hatte die Möglichkeit derselben mit dem Skepticismus eines Ungläubigen bestritten. Barton folgte dabei nur seiner Ueberzeugung, denn er glaubte an nichts von alle dem, was man übernatürliche Erscheinungen nennt.

Es war weit über Mitternacht, als der Capitain Abschied nahm und seinen einsamen Heimweg antrat. Er hatte jetzt die beschriebene, im Bau begriffene und öde Straße erreicht. Der Mond schien trübe und das tiefe Schweigen, welches ringsum herrschte, nur von dem Klange seiner Schritte unterbrochen, machte, daß diese unnatürlich laut und bestimmt ertönten. So hatte er eine Strecke zurückgelegt, als er plötzlich in einiger Entfernung hinter sich einen zweiten Fußtritt vernahm. Der Gedanke, daß einem Jemand nachschleicht, ist überall unangenehm, doppelt aber an einem einsamen und abgelegenen Orte. Dieser Gedanke wurde so lebendig in Barton, daß er plötzlich stehen blieb und sich umdrehte, seinem Verfolger die Stirn zu bieten, doch

obgleich der Mond jetzt hell genug schien, um alle Gegenstände genau erkennen zu können, erblickte er keinen Menschen.

Die Schritte, die er gehört hatte, konnten unmöglich der Widerhall seiner eigenen gewesen sein, denn er ging rasch hin und her und stampfte dabei heftig auf den Fußboden, ohne ein Echo zu erwecken. Er suchte sich daher zu überreden, daß die Töne, die er gehört hatte, nur ein Werk seiner Einbildungskraft seien, und setzte seinen Weg fort; doch kaum hatte er ein Dutzend Schritte zurückgelegt, als die geheimnißvollen Tritte hinter ihm abermals ertönten und diesmal, wie um ihn zu überzeugen, nicht regelmäßig wie die seinigen, sondern bald langsamer, bald rascher, bald sogar wie im schnellen Lauf.

Wie früher, so kehrte auch jetzt der Capitain sich plötzlich um, doch mit dem gleichen Erfolge: kein Mensch war auf dem mondbeleuchteten Wege zu erblicken. Seines Skepticismus ungeachtet fühlte er jetzt eine Art abergläubischer Furcht über seinen Rücken rieseln und mit diesem ungewohnten und unbehaglichen Gefühle setzte er seinen Weg abermals fort. Bald erschallten auch die Schritte wieder und zwar in so schnellem Laufe, daß es schien, als müßte sein unsichtbarer Verfolger ihn

einholen. Die unerklärliche Erscheinung erfüllte ihn beinahe mit Entsetzen, und der Aufregung nachgebend, die dadurch in ihm erweckt wurde, rief er mit lauter Stimme:

„Wer da!“

Wenn dem Klange der eigenen Stimme so in tiefer Einsamkeit gänzliches Schweigen folgt, wird dadurch in uns gar leicht ein unheimliches Gefühl erregt und auch Capitain Barton ward von einem solchen beschlichen, wie er es zuvor noch nie in seinem Leben gekannt hatte.

Diese unsichtbaren Fußtritte verfolgten ihn bis zu dem Ende jener einsamen Straße und es bedurfte für ihn seines ganzen angebornen Stolzes, um dem Impulse zu widerstehen, der ihn mächtig antrieb, die Flucht zu ergreifen. Erst als er seine Wohnung erreicht hatte und neben seinem Kamine saß, fühlte er sich ruhig genug, das, was ihm begegnet war, zu überdenken und mit Hülfe seines Stolzes seinen Skepticismus zurückzurufen.

Capitain Barton saß am nächsten Morgen ziemlich spät bei dem Frühstück, als ein Brief, den der Postbote so eben gebracht hatte, ihm überreicht wurde. Die Adresse hatte nichts Auffallendes, ausgenommen etwa,

daß die Handschrift ihm unbekannt und dem Anscheine nach verstellt war. Er erbrach das Siegel und las, mit derselben Hand wie die Adresse geschrieben:

„Mr. Barton, zuletzt Capitain des Delphin, „wird vor Gefahr gewarnt. Er wird klug daran thun, „die —Straße (hier war der Name jener einsamen „Straße genannt) zu vermeiden; geht er, wie gewöhn„lich, durch dieselbe, so wird ihm Böses begegnen. Er „achte auf diese Warnung ein für alle Mal, denn er hat „gute Ursach zu fürchten

„Den Wächter."

Barton las diese sonderbaren Zeilen wieder und wieder, er drehte das Blatt nach allen Richtungen, untersuchte das Papier, die Handschrift genau. Als er hier keinen Aufschluß fand, prüfte er das Siegel. Es war nichts als ein Fleck Siegellack mit dem Eindrucke eines derben Daumens. Da war nicht die leiseste Andeutung, auf irgend eine Spur wegen des Schreibers zu leiten. Die Absicht desselben schien eine freundliche zu sein und gleichwohl sagte er, daß Barton Ursach habe, ihn zu fürchten. Alles zusammen aber, der Brief, dessen Schreiber und die eigentliche Absicht desselben waren ihm ein unerklärliches Räthsel und überdies noch ein unangenehmes, da es mit dem Ereignisse der ver-

gangenen Nacht in einem geheimnißvollen Zusammenhange zu stehen schien.

Einem Gefühle des Stolzes gehorchend, theilte Barton von den eben geschilderten Ereignissen Niemand etwas mit, selbst nicht seiner Braut. So unbedeutend sie scheinen mochten, hatten sie doch auf seine Einbildungskraft einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht, und er scheute sich, eine Mittheilung zu machen, die man als einen Beweis seiner Schwäche hätte betrachten können. Der Brief war vielleicht nichts als eine Neckerei und die vernommenen Schritte nichts, als ein Spiel seiner Einbildungskraft. Allein, obgleich er sich stellte, als halte er das ganze Ereigniß keines Gedankens werth, verfolgte die Erinnerung daran ihn hartnäckig, ihn mit Zweifeln quälend, durch unbestimmte Besorgnisse verstimmend.

So viel ist gewiß, daß er längere Zeit sorgfältig jene Straße vermied, die der geheimnißvolle Brief als gefahrdrohend bezeichnet hatte.

Erst eine Woche nach dem Empfange jenes Briefes trug sich irgend Etwas zu, Capitain Barton wieder an dessen Inhalt zu erinnern oder dem allmäligen Verschwinden jener unangenehmen Eindrücke entgegenzuwirken.

Er kehrte nach der erwähnten Zeit eines Abends aus dem Theater zurück und nachdem er Miß Montague und Lady Rochdale in ihren Wagen gehoben hatte, brachte er noch einige Zeit in Gesellschaft von zwei oder drei Bekannten zu. Es war ein Uhr, als er sich von denselben trennte, und die Straßen lagen öde. Während er noch mit den Bekannten ging, hatte er zwei oder drei Mal die peinliche Bemerkung gemacht, daß hinter ihm Schritte ertönten. Er blickte zurück, in der unangenehmen Vermuthung, wieder der Gegenstand jener geheimnißvollen Verfolgung zu sein, und wünschte nichts sehnlicher, als Jemand zu sehen, von dem die Schritte herrührten. Doch die Straße war ganz leer und kein Mensch sichtbar. Jetzt, den Rest des Weges allein verfolgend, fühlte er sich heftig erschüttert, als er die wohlbekannten Klänge mit größerer Deutlichkeit und Bestimmtheit hinter sich vernahm. Die Schritte waren so ungleich, wie früher, bald langsamer, bald rascher, und, obgleich er sich mehrmals plötzlich umdrehte und verstohlen über die Schulter sah, gewahrte er doch nichts. Das Entsetzen über diese untastbare und unsichtbare Verfolgung wurde für ihn zuletzt unerträglich und als er endlich seine Wohnung erreichte, waren seine Nerven so erschüttert, daß er nicht zu schlafen vermochte, ja, daß er sich

nicht einmal niederlegte, als bis der Tag angebrochen war.

Er wurde durch ein Klopfen an seiner Thür erweckt und sein eintretender Bediente überreichte ihm mehrere Briefe, welche soeben von der Stadtpost für ihn angekommen waren. Einer darunter erweckte sogleich seine Aufmerksamkeit; ein einziger Blick auf die Adresse durchzuckte seinen ganzen Körper. Er erkannte sogleich die Handschrift und las Folgendes:

„Sie können eben so gut Ihrem eigenen Schatten „zu entfliehen glauben, Capitain Barton, als mir; „thun Sie, was Sie wollen und ich werde Sie doch „so oft sehen, als ich will; Sie sollen mich auch „sehen, denn ich scheue mich nicht, mich vor Ihnen zu „zeigen, wie Sie sich einbilden. Lassen Sie Ihre „Ruhe dadurch nicht stören, Capitain Barton. Denn „was können Sie bei einem guten Gewissen fürchten „von dem Auge

„Des Wächters.“

Es ist kaum nöthig, bei den Gefühlen zu verweilen, welche die Durchlesung dieses sonderbaren Briefes hervorrief. Capitain Barton zeigte sich einige Tage danach ungewöhnlich zerstreut und verwirrt, doch Niemand errieth die Ursach. Was er auch von den Geisterschritten

denken mochte, die ihn verfolgten, so war doch bei den empfangenen Briefen keine Täuschung möglich, und um das Wenigste von ihnen zu sagen, so fand zwischen ihrem Inhalt und jener unheimlichen Verfolgung ein verhängnißvoller Zusammenhang statt. In seinem eigenen Geiste hing das Ganze unbestimmt mit gewissen Ereignissen seines vergangenen Lebens zusammen, an die ihm jede Erinnerung zuwider war.

Vielleicht zum Glück für Capitain Barton bekam er um diese Zeit außer den Vorbereitungen zu seiner Heirath auch noch wichtige Geschäfte durch einen schon lange schwebenden Prozeß über nicht unbedeutende Güter, auf die er Anspruch machte. Die Thätigkeit, die dadurch in Anspruch genommen wurde, verbannte allmälig den Trübsinn, in den er zu versinken drohte, und er gewann seine frühere Gemüthsstimmung wieder.

Während dieser ganzen Zeit wurde er indeß noch immer zuweilen durch den Klang jener unheimlichen Schritte an einsamen Orten heimgesucht, und zwar sowohl am hellen Tage, als nach Anbruch der Dunkelheit. Diese Erneuerungen der sonderbaren Eindrücke waren indeß so schwach und unbestimmt, daß er selbst nicht zwischen Wirklichkeit und Täuschung zu unterscheiden vermochte.

Eines Abends ging er mit einem Mr. Norrcott, einem Parlamentsmitgliede, von dem Hause der Gemeinen fort. Während des Weges wurde er plötzlich so schweigsam und zerstreut, daß es sich kaum mit der guten Lebensart vertrug und seinem Begleiter auffallen mußte. Später ist bekannt geworden, daß er auf diesem ganzen Gange abermals die verfolgenden Schritte mit der größten Deutlichkeit vernahm. Es war jedoch das letzte Mal, daß er durch diese Art der Verfolgung litt. Eine neue sollte beginnen.

Als er mit seinem Begleiter durch einen engen Gang kam, begegnete ihnen ein Mann, von welchem Mr. Norrcott sich später nur erinnern konnte, daß er von kleiner gedrungener Gestalt war, ein Fremder zu sein schien, eine Art Reisemütze trug, und wie in heftiger, innerer Aufregung halb laut mit sich selbst sprach.

Dieser widerlich aussehende Mensch ging gerade auf Barton zu, blieb vor ihm stehen, betrachtete ihn mit einem Ausdrucke der Drohung und beinahe der wahnsinnigen Wuth, drehte sich um, eilte rasch vor ihnen her und verschwand in einem Seitengäßchen. Norrcott erinnerte sich später sehr deutlich, daß das Gesicht so wie das Betragen dieses Menschen einen unangenehmen Eindruck auf ihn machte und in ihm ein unbe-

stimmtes Gefühl der Gefahr erweckte; aber diese Eindrücke waren nicht stark genug, ihn zu erschüttern. Er war daher im höchsten Grade überrascht durch die Wirkung, welche die Erscheinung dieses Menschen bei Capitain Barton hervorgebracht hatte. Er kannte diesen als einen Mann von geprüftem Muthe und kalter Ruhe bei wirklicher Gefahr, ein Umstand, der sein Benehmen bei dieser Gelegenheit um so auffallender machte. Er wich bei der Annäherung jenes Menschen einen Schritt zurück und erfaßte den Arm seines Freundes wie im krampfhaften Entsetzen; als dann die Gestalt verschwand, folgte er ihr einige Schritte, wendete sich hierauf zu seinem Begleiter um und zeigte diesem ein entstelltes, leichenblasses Gesicht.

„Um Gottes willen, Barton! was ist Ihnen?" fragte Norrcott, durch sein Aussehen wahrhaft beunruhigt. „Sie sind doch nicht verletzt? Oder unwohl? — Was ist Ihnen?"

„Was sagte er? Ich habe es nicht verstanden! Was war es?" sagte Barton, ohne auf die an ihn gerichtete Frage zu achten.

„Was kömmt denn darauf an, was der Kerl sagte," erwiderte Norrcott sehr überrascht. „Sie sind unwohl,

Barton, sehr unwohl; lassen Sie mich einen Wagen be sorgen.“

„Unwohl? Ja — nein — nicht grade,“ entgegnete er, offenbar bemüht, seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. „Doch die Wahrheit zu gestehen, bin ich ermüdet — ein wenig erschöpft. Sie wissen, die Verfolgung eines Prozesses ist eine anstrengende Sache. Mir ist den ganzen Abend nicht recht wohl gewesen, doch jetzt ist mir besser. Lassen Sie uns weiter gehen.“ —

„Nein, nein. Folgen Sie meinem Rathe und gehen Sie nach Hause. Sie bedürfen wirklich der Ruhe, denn Sie sehen recht krank as . Sie müssen mir gestatten, Sie nach Haus zu bringen.

Es war augenscheinlich, daß Barton sich gern überreden ließ. Er lehnte indeß die Begleitung seines Freundes ab und nahm von demselben Abschied. Norrcott hatte übrigens durch das Vorgeben plötzlichen Unwohlseins sich nicht täuschen lassen und ahnete, daß hier irgend ein Geheimniß zu Grunde liege. Er fragte am nächsten Tage in Barton's Wohnung nach dessen Befinden. Der Bediente sagte ihm, sein Herr habe zwar, nachdem er am Abend zuvor zu Haus gekommen, das Bett nicht wieder verlassen, sei aber nicht eigentlich

krank und hoffe in ein oder zwei Tagen wieder ausgehen zu können.

Denselben Abend ließ er den Doctor Richards, welcher damals der berühmteste Arzt in Dublin war, um seinen Besuch bitten. Er beschrieb ihm die Symptome seines Unwohlseins auf eine solche Weise, daß der Arzt sogleich erkannte, es liege ihm etwas Anderes mehr im Sinne, als sein gegenwärtiges Unwohlsein. Er klagte über Brustbeklemmungen und Kopfweh. Doctor Richards fragte ihn unter Anderen auch, ob davon irgend eine Angst oder Aufregung die Ursache sein könne. Diese Frage verneinte er schnell und beinahe verdrießlich. Der Arzt erklärte, ihm fehle nichts, als eine unbedeutende Störung der Verdauung, schrieb ein Recept und wollte sich entfernen, als Barton ihn zurückrief, wie wenn ihm plötzlich Etwas, das er vergessen gehabt hatte, wieder eingefallen sei. „Herr Doctor," sagte er, „werden Sie mir wohl verzeihen, wenn ich Ihnen zwei oder drei medicinische Fragen vorlege? sie sind vielleicht sehr albern, allein da die Entscheidung einer Wette davon abhängt, hoffe ich, daß Sie mich entschuldigen werden."

Der Arzt erklärte sich mit Vergnügen bereit, die Fragen zu beantworten.

Barton schien in Verlegenheit zu sein, wie er das Gespräch eröffnen sollte, denn er schwieg eine Minute, ging im Zimmer auf und nieder, setzte sich endlich, und begann:

„Sie werden die Fragen sehr kindisch finden, allein ich kann meine Wette nicht ohne Entscheidung gewinnen, und ich muß sie daher stellen. — Zuerst wünsche ich etwas vom Kinnbackenkrampf zu wissen. Wenn ein Mensch davon befallen wird, daran gestorben zu sein scheint und ein erfahrener Arzt ihn für wirklich todt erklärt, kann er dann noch wieder zum Leben zurückkehren?"

Der Arzt lächelte und schüttelte den Kopf.

„Aber — es kann ein grobes Versehen stattfinden —" fuhr Barton fort. „Wenn nun ein ungeschickter Arzt das, was nur ein Stadium zum Tode ist, für den Tod selbst hielte?"

„Niemand, der je einen solchen Todesfall sah, kann sich darüber täuschen," entgegnete der Doctor.

Barton versank in Nachdenken. Endlich fuhr er fort: „Ich werde jetzt eine Frage thun, die vielleicht noch kindischer ist; aber zuvor sagen Sie mir, ob nicht in gewissen Hospitälern, nehmen wir z. B. die von Lissabon an, sehr mangelhafte oder nachlässige Einrichtungen Statt finden? Können nicht alle Arten Versehen

oder Betrügereien in Beziehung auf die Namenlisten und dergleichen vorkommen?"

Doctor Richards bekannte, daß er nicht im Stande sei, diese Frage zu beantworten.

„Nun dann, Doctor, jetzt meine letzte Frage," sagte Barton. „Sie werden wahrscheinlich darüber lachen, aber sie muß dennoch heraus. Giebt es irgend eine Krankheit in der ganzen Reihe menschlicher Uebel, welche die Wirkung haben kann, die ganze Gestalt des Leidenden zu verkleinern, zu machen, daß der Mensch in allen seinen Theilen gewissermaßen zusammenschrumpfe und dabei doch seinem früheren Aeußern vollkommen ähnlich bleibe, nur im verjüngten Maaßstabe?"

Der Doctor erwiderte mit einem Lächeln auf ganz entschieden verneinende Weise.

„Nun, wenn das ist," sagte Barton plötzlich und heftig, „kann man sich dann nicht einen Verhaftsbefehl gegen einen Wahnsinnigen verschaffen, der frei umhergeht und von dem man mit Gefahr bedroht wird?"

„Das ist eine Frage, die besser für einen Rechtsgelehrten paßte," erwiderte der Doctor Richards, „indeß glaube ich, daß ein solcher Befehl zu erlangen wäre, wenn man sich deshalb an eine Behörde wendete."

Der Arzt empfahl sich, doch als er die Hausthüre

erreichte, bemerkte er, daß er seinen Stock vergessen hatte, und kehrte um, ihn zu holen. Ein Papier, in welchem der Doctor das von ihm geschriebene Recept erkannte, lag brennend am Boden und Barton sah trübe und sinnend in die Flamme. Doctor Richards besaß zu viel Takt, um irgend eine Bemerkung über das zu machen, was er sah, aber es reichte hin, um ihn zu überzeugen, daß der Geist und nicht der Körper der Sitz von Barton's Leiden sei.

Einige Tage später erschien in der Dubliner Zeitung folgende Bekanntmachung:

„Wenn Sylvester Yelland, früher Fockmast-Ma„trose an Bord von Seiner Majestät Fregatte der Del„phin, oder dessen nächste Angehörige sich an Mr. Ro„bert Smith, Sachwalter, in der Damesstreet, wenden, „so werden er oder sie etwas sehr Vortheilhaftes er„fahren. Zutritt steht zu jeder Stunde des Tages bis „zwölf Uhr Nachts im Lauf der nächsten vierzehn Tage „frei, wenn der sich Erkundigende wünschen sollte, un„bemerkt zu bleiben. Bei allen Mittheilungen, die ver„traulich bleiben sollen, wird das strengste Stillschwei„gen zugesichert."

Der Delphin war, wie wir erwähnten, das Schiff, welches Capitain Barton commandirt hatte und dieser

Umstand, so wie die Mühe, die man sich offenbar gab, jene Anzeige weit verbreitet zu machen, erweckte in Doctor Richards die Vermuthung, daß die krankhafte Stimmung des Capitain Barton mit der gesuchten Person zusammenhinge und die Anzeige von ihm herrühre. Doch, wie erwähnt, war dies bloße Vermuthung.

Barton hatte zwar in der letzten Zeit angefangen, für einen Hypochonder zu gelten, allein er war weit entfernt, diese Bezeichnung zu verdienen. Bald kehrte er daher zu seinen früheren Gewohnheiten zurück und eines der ersten Symptome seiner gesunderen Gemüthsstimmung war, daß er bei einem großen Mittagsessen der Freimaurer erschien. Anfangs war er trübe und zerstreut, allein er trank, wahrscheinlich, um sich aufzuheitern, mehr als gewöhnlich, und so wurde er allmälig munter und gesprächig. In dieser ungewöhnlichen Stimmung verließ er die Gesellschaft etwa um $1/2$ 11 Uhr, und da Geselligkeit zur Galanterie geneigt macht, ging er noch zu Lady Rochdale, den Rest des Abends in ihrer Gesellschaft und der seiner Braut zuzubringen.

Bald langte er in der —Straße an und unterhielt sich heiter mit den Damen. Man darf nicht annehmen, daß Capitain Barton die Grenzen des Anstandes überschritten hätte; der Genuß des Weines war nur eben

hinreichend gewesen, seine Lebensgeister aufzuregen, und diese Gemüthsstimmung erweckte in ihm eine vollkommene Verachtung jener unbestimmten Besorgnisse, die seinen Geist so lange niedergedrückt hatten, allein, je weiter die Nacht vorrückte, und je mehr die künstliche Heiterkeit verflog, um desto lebendiger kehrten sie auch wieder zurück, und er wurde nachdenkender und ernster als zuvor. Endlich nahm er mit einem unangenehmen Vorgefühle nahenden Uebels Abschied. Sein stolzer Trotz gegen das, was er seine Schwäche nannte, bewog ihn zu dem Verfahren, welches das Abenteuer herbeiführte, das wir jetzt erzählen wollen.

Leicht hätte er einen Wagen nehmen können, allein er sah ein, daß sein starkes Verlangen, dies zu thun, nur von dem Gefühle herrührte, das er als abergläubische Furcht bezeichnete. Ebenso hätte er auf einem andern Wege nach Haus zurückkehren können, als auf dem, vor welchem ihn der geheimnißvolle Briefsteller gewarnt hatte; aber aus demselben Grunde verbannte er auch diesen Gedanken und nahm sich mit halbverzweifeltem Entschlusse vor, eben jenen Weg einzuschlagen, um die Sachen zu einer Krisis zu bringen. Die Wahrheit zu sagen jedoch, fühlte der Pilot, der zum ersten Male sein Schiff unter den Hagel einer feindlichen Bat-

terie brachte, seinen Entschluß nicht stärker auf die Probe gestellt, als Capitain Barton den seinigen, indem er beinahe athemlos seinen einsamen Weg verfolgte, auf welchem, wie er sich vergebens abzuläugnen suchte, für ihn ein geheimnißvoll boshafter Einfluß lebte.

Er verfolgte seinen Weg mit festen, raschen Schritten, vor Erwartung kaum athmend; er wurde indeß durch keine Erneuerung der gefürchteten Tritte belästigt und schon begann sein Vertrauen zurückzukehren, als er sich der Lampenreihe, welche die nächste bewohnte Straße bezeichnete, auf mehr als drei Viertel genähert hatte. Dies Gefühl sollte indeß nur von kurzer Dauer sein. Der Knall eines Gewehres in einiger Entfernung hinter ihm und das Pfeifen einer Kugel, welche dicht an seinem Kopfe vorbeiflog, erweckten ihn auf unangenehme Weise daraus. Sein erster Gedanke war, umzukehren und den Mörder zu verfolgen, allein das Thörichte eines solchen Beginnens in der Dunkelheit und ohne irgend eine Spur, leuchtete ihm sogleich ein. Er verfolgte daher in der Aufregung eines Menschen, auf den so eben ein Mordanfall gemacht worden ist, seinen Weg, jedoch, ohne seine Schritte besonders zu beschleunigen. Kaum hatte er sich wieder in Gang gesetzt, als ihm plötzlich der kleine, wohlbekannte Mann in der Reise-

müße begegnete. Das Zusammentreffen war nur augenblicklich. Der Mensch ging mit eben so hastigem Schritte und mit dem Ausdrucke der Drohung, wie vordem, und als er an Barton vorüberkam, glaubte dieser zu vernehmen, wie er mit wüthendem Geflüster sagte:

„Noch immer am Leben! —"

Von jetzt an begann der Gemüthszustand Barton's auch in seiner Gesundheit und seinem Aussehen solche Veränderungen hervorzubringen, daß sie der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen konnten.

Aus Gründen, die nur ihm bekannt waren, that er keine Schritte zur Verfolgung des Mörders; im Gegentheil hielt er den ganzen Vorfall sorgfältig geheim und erst nach mehreren Wochen erwähnte er ihn im strengsten Vertrauen gegen Jemand, dessen Rath zu suchen seine geistigen Qualen ihn zwangen.

Seiner Leiden ungeachtet, hatte der arme Barton keinen hinreichenden Grund, in den Aufmerksamkeiten nachzulassen, welche sein Verhältniß zu Miß Montague erheischte; er war daher gezwungen, sich Gewalt anzuthun und vor der Welt ein heiteres Gesicht zu zeigen. Die wahre Quelle seiner Leiden und jeden damit verbundenen Umstand verbarg er mit so eifersüchtiger Zu-

rückhaltung, daß der Verdacht entstehen mußte, der Ursprung dieser geheimnißvollen Verfolgung sei ihm selbst bekannt und dabei von einer Art, daß er ihn nicht gestehen könnte oder dürfte.

Die Martern, die er in sich selbst verschließen mußte, die er keiner menschlichen Brust anzuvertrauen wagte, wurden durch das System eines Angriffs, welches auf die Nerven wirkte, täglich unerträglicher, und in diesem Zustande hatte er immer häufiger die Besuche jener Erscheinung zu erdulden, die bei ihrem ersten Auftreten seine Einbildungskraft auf so furchtbare Weise in Besitz genommen hatte.

Es war ungefähr um diese Zeit, daß Barton den berühmten Prediger Dr. Macklin besuchte, mit dem er oberflächlich bekannt war.

Der Geistliche saß in seinem Studirzimmer, umgeben von theologischen Werken, als ihm Barton gemeldet wurde. In seinem Wesen lag etwas Verlegenes und Aufgeregtes, welches, im Verein mit dem bleichen angegriffenen Gesicht, in dem Gelehrten die peinliche Ueberzeugung erweckte, daß sein Besucher kürzlich furchtbar gelitten haben müsse.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbegrüßungen sagte Capitain Barton:

„Mein Besuch wird Ihnen auffallen, Dr. Macklin, und ist durch eine so flüchtige Bekanntschaft, wie die unsrige, wohl kaum gerechtfertigt. Ich würde unter gewöhnlichen Umständen auch nicht gewagt haben, Sie zu belästigen. Mein Besuch ist indeß keine eitle Zudringlichkeit, davon werden Sie sich selbst überzeugen. Ich muß Ihre Geduld in Anspruch nehmen, indem ich mir Ihren Rath erbitte. Ich sollte wohl nicht sagen, Ihre Geduld, sondern Ihr Mitgefühl, Ihre Menschlichkeit; denn ich habe viel gelitten und leide noch sehr."

„Mein werther Herr," entgegnete der Geistliche, „es würde mir in der That eine unendliche Genugthuung sein, wenn ich Ihnen bei irgend einem Gemüthsleiden Trost gewähren könnte, allein — aber —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach ihn Barton; „ich bin ein Ungläubiger, und deshalb unfähig, durch die Religion Hülfe zu empfangen, wollten Sie sagen; doch nehmen Sie das nicht für ausgemacht an. Wie schwankend auch meine Ueberzeugungen sein mögen, fühle ich doch ein tiefes, ein sehr tiefes Interesse an dem Gegenstande. Es haben sich kürzlich Umstände zugetragen, welche meine Aufmerksamkeit auf eine solche Weise in Anspruch nehmen, daß ich mich gezwungen

sehe, auf eine ernstere Prüfung einzugehen, als bisher je in meinem ganzen Leben.“

„Ihre Zweifel betreffen, wie ich vermuthe, die Offenbarungen?“ entgegnete der Geistliche.

„Nein — ja; in der That, ich muß mit Schaam gestehen, daß ich meine Zweifel selbst nicht klar genug auszusprechen vermag; doch — ein Gegenstand ist es, an dem ich ein besonderes Interesse nehme. — Wie nämlich meine Zweifel in anderer Beziehung auch beschaffen sein mögen, so bin ich doch von einer Sache tief und gräßlich überzeugt, nämlich davon, daß außer dieser Welt noch eine geistige existirt, deren Wirken im Allgemeinen gnädig vor uns verborgen ist, uns zuweilen aber theilweise und fürchterlich offenbart werden kann. Ich weiß, daß es einen Gott giebt, einen zürnenden Gott, und daß die Strafe der Schuld folgt, auf Wegen, die eben so geheimnißvoll als unbegreiflich sind, durch Kräfte, gleich unerklärlich und fürchterlich. Es giebt ein geistiges System — großer Gott, wie gräßlich, davon bin ich überzeugt worden! — ein boshaftes, unerbittliches und allmächtiges System, unter dessen Verfolgungen ich die Qualen eines Verdammten erduldet habe und noch erdulde. Ja, Herr Doctor, wie das Feuer der Hölle.“

Indem Barton sprach, wurde seine Aufregung so gewaltig, daß sie den Geistlichen erschreckte und beunruhigte. Die wilde Hast, mit der er redete, und mehr noch das Entsetzen, welches seine Züge zeigten, bot einen peinlichen Contrast gegen seine gewöhnliche kalte und leidenschaftslose Selbstbeherrschung.

„Mein lieber Herr,“ sagte Dr. Macklin, nach einer kurzen Pause, „ich fürchte, daß Sie in der That viel gelitten haben, allein ich wage zu behaupten, daß Ihre Niedergeschlagenheit von rein physischen Ursachen herrührt und daß mit Hülfe einer Luftveränderung und einiger Arzneimittel Ihre frühere heitere und ruhige Gemüthsstimmung zurückkehren wird.“

„Dr. Macklin,“ sagte Barton mit einer Art von Schauder, „ich kann mich durch eine solche Hoffnung nicht täuschen. Mir bleibt nur die eine, daß durch irgend eine andere geistige Macht, welche stärker ist, als die mich verfolgende, diese bekämpft und ich gerettet werde. Kann Das nicht sein, so bin ich verloren — jetzt und für immer!“

„Aber, Mr. Barton, Sie müssen bedenken,“ entgegnete der Doctor, „daß vor Ihnen schon Andere eben so gelitten haben und — “

„Nein, nein, nein!“ unterbrach ihn Barton im

gereizten Tone, „ich bin kein leichtgläubiger und noch viel weniger ein abergläubischer Mensch. Ich war vielleicht zu sehr das Gegentheil, zu skeptisch, zu ungläubig; aber ich müßte das Zeugniß, das wiederholte, das ewige Zeugniß meiner eigenen Sinne verwerfen, wollte ich noch nicht glauben. Mir bleibt kein Entrinnen vor der Ueberzeugung, der überwältigenden Gewißheit, daß ich überall, wo ich gehe und stehe, von einem Dämon verfolgt werde."

Es lag eine beinahe übernatürliche Gewalt des Entsetzens in Barton's Zügen, als er, das Gesicht mit Todtenblässe überdeckt und verzerrt, diese Worte aussprach.

„Gott helfe Ihnen, mein armer Freund!" sagte Dr. Macklin tief ergriffen, „Gott helfe Ihnen! denn Sie sind ein Leidender, wie auch immer Ihre Leiden entstanden sein mögen."

„Ja, ja, Gott helfe mir!" wiederholte Barton finster; „aber will er mir helfen? wird er mir helfen?"

„Beten Sie zu ihm demüthig und inbrünstig," sagte der Doctor.

„Beten! Beten!" wiederholte Barton abermals. „Ich kann nicht beten; eben so leicht vermöchte ich einen

Berg durch die Anstrengung meines Willens zu versetzen. Ich habe nicht genug Glauben, um zu beten; es liegt Etwas in mir, das nicht beten will. Sie verlangen Unmöglichkeiten, reine Unmöglichkeiten!"

„Sie werden das nicht finden, wenn Sie es nur ernsthaft versuchen," sagte Dr. Macklin.

„Versuchen! Ich habe es, und der Versuch hat mich nur mit Verwirrung und Entsetzen erfüllt; ich habe es mehr als vergeblich versucht. Der furchtbare, unaussprechliche Gedanke an Ewigkeit und Unendlichkeit bedrückt meinen Geist bis zum Wahnsinn, so oft ich der Betrachtung des Schöpfers nahe; ich weiche verwirrt, erschreckt vor der Anstrengung zurück. Kann ich gerettet werden, so muß es durch andere Mittel geschehen!"

„So sagen Sie mir, wie ich Ihnen dienen soll? Was möchten Sie von mir lernen? Was kann ich thun oder sprechen, um Sie zu erleichtern?"

„Hören Sie zuerst!" entgegnete Capitain Barton mit sichtlicher Anstrengung, „hören Sie die näheren Umstände der fürchterlichen Verfolgung, unter welcher mein Leben unerträglich geworden ist, einer Verfolgung, die mich den Tod und die Welt jenseits des Grabes

ebenso sehr fürchten, als meine jetzige Existenz hassen macht.''

Barton setzte hierauf die Umstände auseinander, die wir bereits mitgetheilt haben und fuhr dann fort:

,,Dies ist jetzt ganz gewöhnlich geworden. Nicht daß ich ihn täglich in fleischlicher Gestalt sehe; das ist ihm wenigstens, Gott sei Dank! nicht gestattet. Von dem unaussprechlichen Entsetzen, welches diese Erscheinung in mir hervorruft, werden mir wenigstens Pausen der Ruhe gestattet, wenn auch keine Sicherheit; doch vor dem Bewußtsein, daß ein boshafter Geist mir überallhin folgt und mich bewacht, habe ich nicht einen einzigen Augenblick Ruhe. Ich werde mit Lästerungen verfolgt, mit Geschrei der Verzweiflung, mit Ausdrücken des Hasses. Ich höre diese schrecklichen Töne mir nachrufen, wenn ich um die Ecken der Straßen biege; ich vernehme sie, wenn ich Nachts allein in meinem Zimmer sitze; sie verfolgen mich überall, legen mir abscheuliche Verbrechen zur Last, bedrohen mich mit künftiger Rache und ewigem Elend.''

,,Still! — Hörten Sie das?'' rief er mit einem entsetzlichen Lächeln des Triumphes. ,,Da — da — wird das Sie überzeugen?''

Der Geistliche fühlte sich von unwillkürlichem Ent-

setzen beschlichen, indem er bei einem plötzlichen Windstoße hörte oder zu hören glaubte, daß halbartikulirte Töne der Wuth und des Hohnes sich in dessen Seufzer mischten.

„Nun, was halten Sie davon?" fragte endlich Barton, indem er einen langen Athemzug that.

„Ich hörte den Wind," entgegnete Dr. Macklin. „Was sollte ich davon halten? Was ist an diesem Bemerkenswerthes?"

„Der Fürst der Mächte der Luft!" murmelte Barton mit einem Schauder.

„Still, still, mein lieber Herr!" sagte der Geistliche und war bemüht, sich wieder zu fassen. Denn des hellen Tageslichtes ungeachtet lag in der nervösen Aufregung, unter welcher sein Besuch litt, etwas Ansteckendes. „Sie müssen diesen wilden Phantasien keinen Raum geben, müssen diesen Eindrücken der Einbildungskraft widerstehen."

„Ja, ja! Widerstehe dem Teufel und er wird vor Dir fliehen," sagte Barton in demselben Tone. „Doch wie widersteht man ihm? — das ist die Frage. Was soll ich thun? Was kann ich thun?"

„Lieber Herr," sagte der Geistliche, „das Alles ist Einbildung; Sie sind Ihr eigener Quäler."



„Nein, nein, Herr Doctor! Einbildung hat daran keinen Theil," antwortete Barton etwas mürrisch. „Einbildung! Was ist es denn, was Sie jetzt eben so gut wie mich diese Töne vernehmen ließ? Einbildung! nein, nein!"

„Doch wenn Sie diese Person öfters gesehen haben," sagte der Geistliche, „weshalb haben Sie sie nicht angeredet, nicht festnehmen lassen? Ist es nicht etwas übereilt, um nicht mehr zu sagen, die Existenz einer übernatürlichen Macht anzunehmen, wo doch vielleicht ein natürlicher Zusammenhang dargethan werden kann, wenn man nur die dazu geeigneten Mittel ergreift?"

„Es sind Umstände mit dieser — Erscheinung verbunden," sagte Barton, „welche zu offenbaren nutzlos wäre, die mir aber als hinreichende Beweise ihrer furchtbaren und unirdischen Natur dienen. Ich weiß, daß das Wesen, welches mich verfolgt, kein Mensch ist. Ich sage, ich weiß das. Ich könnte es auch Ihnen überzeugend beweisen."

Er hielt einen Augenblick inne, und fügte dann hinzu: „Es anzureden wage ich nicht, vermöchte ich nicht. Wenn ich es sehe, bin ich kraftlos; ich stehe unter dem Blicke des Todes, in der triumphirenden Ge-

genwart einer übernatürlichen und boshaften Macht. Meine Kraft, meine Fähigkeiten, mein Gedächtniß verlassen mich. O Gott! ich fürchte, Sir, Sie wissen nicht, wovon Sie reden. Gnade! Gnade! Der Himmel erbarme sich meiner!“

Er stützte den Ellenbogen auf den Tisch, legte die Hand über die Augen, wie um ein Bild des Entsetzens zu verbannen und wiederholte die Worte mehrmals.

„Dr. Macklin,“ sagte er endlich, indem er plötzlich aufstand, „ich weiß, Sie werden für mich thun, was irgend geschehen kann. Sie kennen jetzt genau die Umstände und die Natur der geheimnißvollen Einwirkung, deren Opfer ich bin. Ich sage Ihnen, ich kann mir selbst nicht helfen; ich habe keine Hoffnung zu entrinnen. Ich beschwöre Sie also, meinen Fall wohl abzuwägen und wenn es möglich ist, durch die Einwirkung des Guten mich von der Erscheinung dieses Todten zu erlösen. Ich beschwöre Sie im Namen des Allerhöchsten, wirken Sie für mich, bemitleiden Sie mich; ich weiß, Sie werden es; Sie können es mir nicht verweigern; es ist der Zweck und Grund meines Besuches. Entlassen Sie mich mit einer, wenn auch noch so schwachen, Hoffnung endlicher Erlösung, und ich will meine Kraft

anstrengen, den abscheulichen Traum zu ertragen, in den meine Existenz verwandelt ist.“

Dr. Macklin sagte ihm, Alles, was er thun könne, wäre, inbrünstig für ihn zu beten, und das solle geschehen. Sie schieden mit einem trüben Lebewohl. Barton eilte zu dem Wagen, der seiner vor der Thür wartete, ließ die Vorhänge herunter und fuhr davon; Dr. Macklin kehrte zurück in sein Zimmer, mit Muße über den sonderbaren Besuch nachzudenken, der so eben seine Studien unterbrochen hatte.

Es ließ sich nicht erwarten, daß Capitain Barton's veränderte und excentrische Gewohnheiten lange unbemerkt und unbesprochen blieben. Man suchte verschiedene Auslegungen. Einige riethen auf geheime Geldverlegenheiten, Andere auf den Widerwillen, die eingegangene Verpflichtung zu erfüllen; wieder Andere, und zwar die Meisten, auf Gemüthserschütterungen.

Miß Montague hatte natürlich diese so allmälig eingetretene Veränderung gleich von allem Anfang bemerkt. Der nähere Umgang, den ihr Verhältniß mit sich brachte, so wie die Theilnahme, die daraus hervorging, hatten Gelegenheit und Grund zur Ausübung der scharfen Beobachtungsgabe geboten, welche ihrem Geschlechte eigenthümlich ist. Seine Besuche wurden end-

lich so unterbrochen und sein Wesen während derselben so zerstreut, sonderbar und aufgeregt, daß Lady Rochdale nach mehreren vergeblichen Andeutungen zuletzt ihre Besorgnisse offen aussprach und um eine Erklärung bat. Diese wurde gegeben und obgleich sie die schlimmsten Besorgnisse der alten Dame und ihrer Nichte beseitigte, so waren doch die damit verbundenen Umstände, die auf den Geist des unglücklichen Mannes einen so verderblichen Einfluß ausübten, wohl geeignet, sie mit Unruhe und Angst zu erfüllen.

General Montague, der jungen Dame Vater, war endlich angelangt. Barton, dessen Vermögensumstände und Familienverhältnisse waren ihm bekannt und er betrachtete ihn als eine sehr annehmbare Partie für seine Tochter. Er lachte über die Geschichte von Barton's übernatürlichen Besuchen und verlor keinen Augenblick, zu seinem künftigen Schwiegersohn zu gehen.

„Mein lieber Barton," sagte er heiter nach den ersten Begrüßungen, „meine Schwester sagt mir, daß Sie das Opfer eines Spukgeistes sind, der sich Ihnen in ganz neuer und ganz eigenthümlicher Gestalt zeigt."

Barton's Züge veränderten sich und er seufzte tief.

„Nein, nein! so geht's nicht," fuhr der General fort. „Sie sehen ja mehr aus, wie ein Mensch, der

zum Galgen geführt werden soll, als zum Altare. Der Teufel scheint einen Heiligen aus Ihnen gemacht zu haben."

Barton bemühte sich, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

„Nein, nein! das geht nicht," sagte sein Besuch lachend. „Ich bin entschlossen, Alles auszusprechen, was ich über Ihre prächtige geheimnißvolle Spötterei zu sagen habe. Sie dürfen nicht bös werden, aber es ist wirklich zu ärgerlich, zu sehen, daß Sie in Schreck gejagt werden, wie ein ungezogenes Kind durch den Wauwau, und das noch dazu durch ein so verächtliches Gespenst. Ernsthaft, mein lieber Barton, mich hat das sehr verdrossen, was man mir erzählte. Aber zugleich bin ich auch überzeugt, daß in der ganzen Sache nichts liegt, was nicht spätestens binnen 8 Tagen aufgeklärt werden kann."

„Ach, General! Sie wissen nicht —" begann Barton.

„Ich weiß genug, um mein Vertrauen zu sichern," unterbrach ihn der General. „Ich weiß, daß alle Ihre Leiden aus den zeitweiligen Begegnungen eines kleinen Mannes in einer Reisemütze, rother Weste und langem Rock entspringen, der Ihnen an den Straßenecken ent-

gegentritt und Ihnen Anfälle des Schreckens verursacht. Nun, mein lieber Freund, will ich es zu meinem Geschäfte machen, diesen lästigen, kleinen Kobold zu fangen, um ihn entweder mit meinen eigenen Händen in den Kerker zu schaffen, oder ihn durch die Straßen der Stadt peitschen zu lassen."

„Wüßten Sie, was ich weiß," erwiderte Barton finster, „so würden Sie ganz anders sprechen. Bilden Sie sich nicht ein, daß ich so schwach und thöricht bin, ohne überwältigenden Beweis den Schluß zu machen, zu dem ich gezwungen wurde. Die Ueberzeugung ist hier eingeschlossen."

Bei diesen Worten schlug er sich auf die Brust, und ging seufzend und unruhig im Zimmer auf und nieder.

„Gut, gut, Barton!" sagte der General. „Ich wette, ich packe den Geist beim Kragen und überzeuge Sie, ehe viele Tage vorüber sind."

Er wollte in diesem Tone fortfahren, als er plötzlich und überrascht innehielt, indem er Barton, der am Fenster gestanden hatte, wie von einem betäubenden Schlage getroffen, zurücktaumeln sah, den Arm gegen die Straße ausgestreckt, das Gesicht leichenblaß und mühsam stammelnd: „Da — da — da!"

General Montague sprang unwillkürlich auf, und

erblickte durch das Fenster eine Gestalt, welche der Beschreibung entsprach, die man ihm von der Person gemacht hatte, die seinen Freund so unabläßig verfolgte. Die Gestalt wendete sich eben von einem Gitter ab, an das sie sich gelehnt hatte, und ohne weiter etwas abzuwarten, ergriff der General Hut und Stock, und eilte die Treppe hinab auf die Straße, in der Hoffnung, den geheimnißvollen Menschen zu erreichen und für seine Zudringlichkeit zu bestrafen. Er blickte überall umher, doch vergebens; nirgends war der Gesuchte zu sehen. Er rannte athemlos zur nächsten Straßenecke, doch auch hier war keine solche Gestalt zu erblicken. Er lief rastlos hin und her, bis die lachenden Gesichter der Vorübergehenden ihn auf die alberne Nutzlosigkeit seiner Verfolgungen aufmerksam machten und er wieder zu Barton zurückkehrte. Er fand diesen blaß und am ganzen Körper zitternd. Beide schwiegen, doch unter ungleichen Eindrücken. Endlich flüsterte Barton: „Sie sahen es?“

„Es! Ihn, Jemand, meinen Sie; — ganz gewiß,“ entgegnete Montague mürrisch. „Doch was ist Gutes oder Böses dabei, daß ich ihn sah? Der Kerl läuft wie ein Laternenanzünder. Ich wollte ihn packen, doch er hat sich davon geschlichen, ehe ich die Hausthür

erreichte. Allein das thut nichts; das nächste Mal wird es mir schon besser gelingen, und wenn ich in seinen Bereich komme, will ich seine Schultern mit dem Gewicht meines Stockes bekannt machen, daß er ganz gewiß peccavi schreien soll."

Ungeachtet General Montague's Unternehmungen und Ermahnungen, litt indeß Barton fortwährend durch dieselbe unerklärliche Ursache. Er mochte gehen und stehen, wo und wann er wollte, überall folgte ihm das verhaßte Wesen oder trat ihm entgegen, das auf ihn einen so geheimnißvollen Einfluß ausübte; nirgends und zu keiner Zeit war er sicher vor der Erscheinung, die sich ihm mit so teuflischer Ausdauer zeigte. Seine Niedergeschlagenheit und seine Stimmung wurden jeden Tag beunruhigender und die geistigen Qualen, deren unablässige Beute er war, wirkten endlich so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß Lady Rochdale und General Montague in ihn drangen, einen kleinen Ausflug nach dem Continent zu machen. Sie hofften, daß die gänzliche Veränderung aller Umgebungen jedenfalls einen heilsamen Einfluß auf den Gemüthszustand ausüben würde, den sie nur als eine Wirkung nervöser Illusionen betrachteten. General Montague war in der That überzeugt, daß die Gestalt, welche seinen künftigen

Schwiegersohn verfolgte, keine Schöpfung seiner eigenen Einbildungskraft sei, sondern ein Wesen mit Fleisch und Blut, durch irgend einen geheimnißvollen Grund bewogen, vielleicht mit der Absicht auf Mord, den unglücklichen Mann mit solcher Hartnäckigkeit zu verfolgen. Selbst diese Hypothese war keine sehr erfreuliche, allein man durfte annehmen, wenn Barton nur überzeugt werden könnte, daß die Erscheinung nichts Uebernatürliches habe, die Sache alle ihre Schrecken verlieren, und dadurch aufhören würde, auf seine Gesundheit und seine Gemüthsstimmung einen so verderblichen Einfluß zu üben, wie früher. Er urtheilte demnach, wenn der Verfolgung durch Ortsveränderung zu entrinnen sei, läge darin der Beweis, daß dabei nichts Uebernatürliches gewesen.

Den Ueberredungen seiner Freunde nachgebend, verließ Barton Dublin, und reiste in Begleitung des General Montague nach England. Sie kamen schnell nach London, von dort nach Dover, und segelten mit günstigem Winde auf dem Packetboot nach Calais. Des Generals Vertrauen auf den günstigen Erfolg dieses Schrittes war Tag für Tag gewachsen, seitdem sie die Küsten Irlands verließen; denn zu dem unaussprechlichen Entzücken Barton's hatte dieser seitdem nichts von

der Erscheinung bemerkt. Diese Befreiung von dem, was er bereits als eine unerläßliche Bedingung seiner Existenz zu betrachten angefangen hatte, und das Gefühl der Sicherheit, dem er sich zu überlassen begann, waren unendlich wohlthuend, und in dem Glauben an das, was er seine Erlösung nannte, entwarf er tausend heitere Pläne für die Zukunft, die ihm kürzlich noch so dunkel erschienen war. Kurz, Beide, Barton und der General, wünschten sich Glück zu dem Aufhören der Verfolgungen, welche für deren unmittelbares Opfer eine Quelle endloser Martern gewesen waren.

Es war ein herrlicher Tag, als sie landeten und ein zahlreicher Haufe Müßiggänger stand am Ufer, das Packetboot zu betrachten. Montague ging einige Schritte vor seinem Freunde, und als er sich durch die Menge drängte, faßte ein kleiner Mann seinen Arm und sagte in dem groben Patois des Landes:

„Herr, Sie gehen zu schnell; Sie werden Ihren kranken Gefährten in dem Gedränge verlieren, denn der arme Mann scheint meiner Treu ohnmächtig zu werden.“

Montague wendete sich rasch um und bemerkte, daß Barton in der That leichenblaß aussah. Er eilte an seine Seite.



„Mein lieber Freund, sind Sie unwohl?“ fragte er besorgt.

Er mußte die Frage zweimal wiederholen, bevor Barton stammelte:

„Ich sah ihn — bei — ich sah ihn!“

„Ihn! — Wen? — Wo? — Wann sahen Sie ihn — wo ist er?“ rief Montague umherblickend.

„Ich sah ihn, — doch er ist fort!“ wiederholte Barton matt.

„Doch wo, — wo? — Um Gottes willen, sprechen Sie!“ drang der General in ihn.

„Diesen Augenblick — hier,“ sagte Barton.

„Doch wie sah er aus? Was hatte er an? Was trug er? Schnell! schnell!“ fragte hastig sein Gefährte, entschlossen, unter die Menge zu springen und den Verbrecher zu packen.

„Er berührte Ihren Arm — er sprach mit Ihnen — er zeigte auf mich. Gott sei mir gnädig! es giebt für mich kein Entrinnen!“ sagte Barton mit dem Ausdrucke der tiefsten Verzweiflung.

Montague war bereits mit der Hast der Hoffnung und des Unwillens davongeeilt, aber, obgleich die auffallende Persönlichkeit des Fremden, der ihn angeredet hatte, ihm vollkommen gegenwärtig war, konnte er doch

unter der Menge keinen entdecken, der nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihm hatte. Nach fruchtlosem Suchen, wozu er den Beistand der Umstehenden in Anspruch nahm, die dazu eifrig bereit waren, weil sie glaubten, er sei bestohlen worden, gab er endlich, außer Athem und verdrießlich, den Versuch auf.

„Ach, mein Freund, Alles hilft nichts!" sagte Barton mit Ton und Aussehen eines Menschen, der einen tödtlichen Streich empfangen hat; „es nützt nichts, dagegen anzukämpfen; was es auch sein mag, die furchtbare Verbindung zwischen mir und ihm ist jetzt erwiesen. Ich werde nie entrinnen — nie, — nie!"

„Unsinn! Unsinn, mein lieber Freund! sprechen Sie nicht so!" sagte der General in etwas gereizter Stimmung. „Kümmern Sie sich nicht darum! Wir fassen den Schuft doch noch!"

Es war indeß verlorne Mühe, Barton von jetzt an nur noch einen Strahl der Hoffnung einflößen zu wollen; er sank in gänzliche Muthlosigkeit. Dieser unergreifbare Einfluß wirkte vernichtend auf seine Geisteskräfte, seinen Charakter, seine Gesundheit. Sein einziger Wunsch war jetzt, ohne Verzug nach Irland zurückzukehren, dort, wie er hoffte, bald zu sterben.

Der General gab seinem Verlangen nach, und eines



der ersten Gesichter, welche Barton erblickte, als er die Küste betrat, war das seines unermüdlichen und gefürchteten Verfolgers. Barton schien endlich nicht nur jede Hoffnung, jede Lust am Leben verloren zu haben, sondern auch jede Kraft des Willens. Er fügte sich geduldig in die Anordnungen der Freunde, die den lebhaftesten Antheil an ihm nahmen. Mit der Apathie der vollständigsten Verzweiflung that er unbedingt, was sie riethen oder anordneten, und es wurde als letzte Hülfe beschlossen, ihn nach einem Hause der Lady Rochdale, in der Nähe von Clontarf, zu bringen. Auf den Rath des Arztes, der Alles nur als Folge einer nervösen Erschütterung betrachtete, sollte er streng im Hause bleiben, und darin nur die Zimmer benutzen, welche keine andere Aussicht hatten, als auf einen Hof, der mit hohen Mauern umgeben war und dessen Thor sorgfältig verschlossen gehalten wurde.

Diese Vorsichtsmaßregeln mußten ihn wenigstens vor dem Anblicke jeder lebenden Gestalt schützen, welche seine krankhafte Einbildungskraft zu dem Gespenste umwandeln konnte, das, wie der Arzt annahm, Barton in jedem fremden Gesichte erkannte, das ihm entgegentrat.

Ein Monat oder sechs Wochen gänzlicher Absperrung unter diesen Umständen sollten nach der Hoffnung

des Arztes die fortgesetzte Wirkung der gefürchteten Erscheinungen unterbrechen, dadurch allmälig die Furcht davor schwächen und so die weitere Genesung vorbereiten.

Heitere Gesellschaft, noch außer der beständigen Anwesenheit seiner Freunde, sollte herbeigezogen werden, und man gab sich der freudigen Erwartung hin, daß bei solcher Behandlung die hartnäckige Hypochondrie des Kranken allmälig schwinden würde.

Begleitet von Lady Rochdale, dem General Montague und dessen Tochter, seiner reizenden Braut, brach der arme Barton, der für sich selbst jede Hoffnung aufgegeben hatte, nach dem neuen Wohnorte auf und bezog daselbst die Zimmer, deren Lage ihn vor jedem zudringlichen Besuche sicherte, vor dem ihm so sehr graute.

Nach kurzer Zeit schon begann eine strenge Beobachtung dieses Systems ihre Wirkungen durch eine zwar langsame, aber unverkennbare Besserung der Gesundheit wie der Gemüthsstimmung des Leidenden zu zeigen, obgleich noch nichts zu entdecken war, was völlige Genesung verheißen hätte. Die Besserung wurde gleichwohl mit innigem Danke erkannt, besonders durch die junge Miß Montague, die durch ihre Liebe zu dem Verlobten und die peinliche Lage, in welche dessen Krank-

heit sie versetzte, ein Gegenstand kaum minderen Mitleids war, als der Kranke selbst.

Eine Woche verging, endlich ein Monat, und noch hatte keine Wiederholung der gefürchteten Erscheinung ihn mit neuem Entsetzen erfüllt. Die Behandlung war bis hieher von dem günstigsten Erfolge gekrönt worden. Die Kette der Verbindung schien zerbrochen. Der beständige Druck auf die überreizten Nerven war entfernt und unter diesen vergleichsweise günstigen Umständen begann ein geselliges Gefühl und etwas wie Theilnahme an dem Leben wieder in Barton zu erwachen.

Es war um diese Zeit, als Lady Rochdale, welche, gleich vielen ältern Damen, sehr auf die Zubereitung gewisser Familien-Hausmittel hielt, sich mit der Anfertigung eines ungenießbaren Trankes beschäftigte, der wunderbare Wirkungen hervorbringen sollte. Sie schickte ihr Mädchen mit einem langen Verzeichniß von Kräutern, die mit großer Sorgfalt gepflückt werden sollten, in den Küchengarten. Die Dirne kehrte jedoch schon nach halbverrichtetem Auftrage und in sichtlicher Unruhe und Angst zurück. Was sie als Grund dafür angab, war auffallend und für die alte Dame sehr beunruhigend.

Als sie nämlich mit der ihr aufgetragenen Arbeit in

dem Garten beschäftigt war und dazu leise ein Liedchen sang, wurde sie plötzlich durch ein spöttisches Echo außerhalb des Gartens unterbrochen, und als sie aufsah, erblickte sie durch die Dornhecke einen kleinen Mann, dessen Gesicht den Stempel der Drohung und Bosheit trug und der auf der anderen Seite der Hecke dicht bei ihr stand. Das Mädchen sagte, sie wäre unfähig gewesen zu sprechen oder sich zu bewegen, während er ihr den Auftrag an Capitain Barton gegeben hätte, dieser solle wieder, wie gewöhnlich, ausgehen und sich seinen Freunden zeigen, sonst müsse er auf deren Besuch in seinen eigenen Zimmern gefaßt sein. Nach Beendigung dieses Auftrages, fuhr das Mädchen fort, hätte der Fremde sich entfernt und ohne ihm nachzusehen, wäre sie, von Schrecken erfaßt, nach dem Hause geeilt.

Lady Rochdale befahl ihr, unter Androhung augenblicklicher Entlassung aus dem Dienste, das strengste Geheimniß über den ganzen Vorfall zu beobachten und ließ zugleich durch ihre Leute in dem Garten und in der angrenzenden Gegend nach dem Fremden forschen. Dies blieb jedoch erfolglos und von lebhafter Besorgniß erfüllt theilte Lady Rochdale Alles ihrem Bruder mit. Es erfolgte indeß längere Zeit nichts weiter, und gegen Barton, der sich fortwährend langsam besserte,

wurde natürlich von dem ganzen Vorfalle kein Wort geäußert.

Barton ging jetzt zuweilen auf dem erwähnten Hofe spazieren, der mit hohen Mauern umgeben war und keine andere Aussicht, als auf diese, gewährte. Hier betrachtete er sich daher als ganz sicher und ohne eine sorglose Verletzung der empfangenen Befehle, die sich einer der Stallleute zu Schulden kommen ließ, würde er wahrscheinlich auch für längere Zeit die beglückende Ruhe genossen haben.

Der Hof ging auf die Landstraße hinaus und war gegen dieselbe mit einem hölzernen Thore versperrt, auf dessen äußerer Seite sich noch ein eisernes Gitter befand. Es war der strenge Befehl gegeben worden, das Thor und das Gitter sorgfältig verschlossen zu halten, allein als Barton eines Tages seinen gewöhnlichen Spaziergang machte, erblickte er plötzlich, auf seinem Wege umkehrend, das Thor nur angelehnt und durch die Eisenstäbe des Gitters das Gesicht seines Verfolgers ihn fest anstarrend. Einige Secunden stand er wie in den Boden gewurzelt, athemlos und blutlos, unter dem zauberhaften Einflusse dieses gefürchteten Blickes; dann stürzte er bewußtlos auf das Steinpflaster nieder.

Hier fand man ihn einige Minuten später und trug

ihn auf sein Zimmer, — das er nicht wieder lebend verlassen sollte. Von nun an war eine auffallende und unerklärliche Veränderung in seiner Gemüthsstimmung bemerkbar. Er war nicht mehr der aufgeregte, verzweifelnde Mensch, wie früher, sondern es herrschte in ihm eine unirdische Ruhe, die dem Grabe vorausgeeilte Stille desselben.

„Montague, mein Freund," sagte er, „meine Kämpfe sind ihrem Ende nahe. Ich empfange endlich einigen Trost von jener Welt der Geister, durch die mir meine Strafe kam. Ich weiß, daß meine Leiden bald vorübersein werden."

Der General drang in ihn, sich weiter auszusprechen.

„Ja," fuhr er mit sanfter Stimme fort, „meine Bestrafung ist fast beendet. Dem Kummer werde ich vielleicht in Zeit und Ewigkeit nie entrinnen, allein meine Todesqual ist doch beinahe vorüber. Mir ist Trost offenbart worden, und was mir noch zu kämpfen bleibt, will ich mit Ergebung, selbst mit Hoffnung, ertragen."

„Es freut mich, Sie so ruhig sprechen zu hören, mein lieber Sohn," sagte der General. „Friede und Ruhe des Gemüthes sind Alles, dessen Sie bedürfen,

um Sie wieder zu dem zu machen, was Sie früher waren."

„Nein, nein; so kann ich nie wieder werden," sagte Barton trübe. „Ich tauge nicht mehr für das Leben. Ich sterbe bald, doch ich bebe nicht mehr vor dem Tode zurück, wie bisher. Ich werde ihn nur noch ein Mal sehen und dann ist Alles zu Ende."

„Also sagte er Ihnen das?" fragte Montague.

„Er? — Nein, nein; gute Nachrichten können nicht von ihm kommen; sie gelangten feierlich und lieblich zu mir, mit unaussprechlicher Liebe und Trauer, doch ich kann Ihnen das nicht näher erklären!"

Indem Barton so sprach, flossen Thränen über seine Wangen.

„Sie müssen solchen Eindrücken keinen Raum geben," sagte der General, den Grund seiner Rührung verkennend. „Was ist denn Alles, wo nicht eine Masse von Träumen und Unsinn, oder, im schlimmsten Fall, die Bosheit eines Schurken, der sich ein Vergnügen daraus macht, auf Ihre Nerven zu wirken, eines Schuftes, der irgend wofür einen Groll gegen Sie hegt und sich nun auf diese Weise zu rächen sucht."

„Einen Groll hegt er in der That gegen mich, da haben Sie Recht," sagte Barton schaudernd; „einen

Groll, wie Sie es nennen. O Gott! wenn die Gerechtigkeit des Himmels den Bösen gestattet, Rache zu üben, wenn deren Vollstreckung dem verlorenen Opfer der Sünde geheißen wird, der seinen Untergang eben dem Manne verdankt, dessen Verfolgung ihm übertragen wurde, dann, ja dann werden die Qualen und Schrecken der Hölle schon auf dieser Erde erduldet. Doch der Himmel ist gegen mich gnädig gewesen; er hat mir endlich Hoffnung gewährt, und wenn der Tod ohne den gräßlichen Anblick käme, den ich fürchten muß, so würde ich mit Freuden meine Augen gleich jetzt schließen. Doch obgleich der Tod mir willkommen ist, bebe ich mit wahnsinnigem Entsetzen vor dem letzten Zusammentreffen mit dem Dämon zurück, der mich an den Rand des Abgrundes gezerrt hat und mich selbst hineinstürzen wird. Ich soll ihn noch ein Mal sehen, und unter Umständen, noch viel gräßlicher als alle früheren.“

Indem Barton so sprach, zitterte er so heftig, daß Montague in der That besorgt wurde, und ihn zu dem früheren Gegenstande zurückzuführen suchte, um ihn zu beruhigen.

„Es war kein Traum,“ sagte Barton nach einer Pause; „ich war in einem eigenthümlichen Zustande und

dennoch Alles wahr und wirklich, so lebendig, wie das, was ich jetzt sehe und höre.“

„Und was sahen und hörten Sie?“ fragte der General.

„Als ich aus der Ohnmacht erwachte, in welche ich fiel, als ich ihn sah,“ sagte Barton, „erblickte ich mich an dem Ufer eines großen See's, umgeben von hohen Hügeln, und ein mildes, rosiges Licht war über Alles gebreitet. Die Gegend war öde und einsam, und dennoch lieblicher als irgend eine irdische Scene. Mein Kopf ruhte auf dem Schooße eines Mädchens, und dieses sang ein fremdes, eigenthümliches Lied. Es schilderte, doch ich weiß selbst nicht wie, weder durch die Worte noch durch die Harmonie, mein ganzes Leben, das vergangene sowohl als das kommende, und mit dem Gesange kehrten alte Gefühle, die ich längst verschwunden glaubte, zurück, und Thränen entflossen meinen Augen, theils über das Lied und dessen geheimnißvolle Schönheit, theils über die himmlische Süßigkeit ihrer Stimme. Doch ich kannte die Stimme, — ach, wie gut! Und ich war wie von einem Zauber befangen, in dem ich lauschte, und über die einsame Gegend hinblickte, ohne mich zu regen, beinahe ohne zu athmen, und — ach! — ohne meine Augen auf das Gesicht zu richten, das,

wie ich wußte, dem meinigen so nahe war. Und während sie sang, verschwamm allmälig die Landschaft, bis Alles wieder still und dunkel war. Als ich dann wieder zu dieser Welt erwachte, war ich, wie Sie sahen, beruhigt und getröstet, denn ich wußte, daß mir viel verziehen werden würde.''

Barton weinte abermals, lange und bitterlich.

Von dieser Zeit an war seine Gemüthsstimmung, wie wir erwähnten, die der tiefen, doch ruhigen Melancholie. Gleichwohl zeigte er sich durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ihm noch ein letztes Zusammentreffen mit seinem Peiniger bevorstand, und dadurch bekam er solche Anfälle des Entsetzens, daß alle seine Hausgenossen darüber erschracken und sich einer abergläubischen Furcht selbst nicht erwehren konnten. Keiner suchte daher Barton von dem Entschlusse abzureden, den er von nun an unwandelbar befolgte: sein eigenes Zimmer nicht zu verlassen. Die Vorhänge desselben waren beständig fest zugezogen, und sein Bedienter, dessen Bett in dasselbe Zimmer gesetzt worden war, wich Tag und Nacht beinahe nicht von seiner Seite.

Dieser Mensch war ein alter, redlicher Diener, treu in der Erfüllung aller seiner Pflichten, und beobachtete

gewissenhaft alle Vorsichtsmaßregeln, die Barton verordnet hatte, einen Besuch des Wächters, wie jene geheimnißvollen Briefe ihn nannten, zu verhindern. Außerdem ließ er seinen Herrn beinahe nie einen Augenblick allein, denn gänzliche Einsamkeit, selbst nur für eine Minute, war ihm jetzt beinahe eben so unerträglich geworden, wie der Gedanke, auf die Straße zu gehen.

Dies war eine instinctmäßige Ahnung dessen, was geschehen sollte.

Es ist wohl kaum nöthig, zu erwähnen, daß unter diesen geheimnißvollen und furchtbaren Umständen keine Schritte geschahen, die Verpflichtung, die Barton gegen Miß Montague eingegangen war, zur Erfüllung zu bringen. Der Unterschied der Jahre, des Charakters und der Gewohnheiten war zwischen Beiden groß genug, um jede leidenschaftliche Neigung von ihrer Seite auszuschließen. Deshalb brach auch ihr Herz nicht, obgleich sie wahrhaft betrübt war. Gleichwohl widmete sie einen großen Theil ihrer Zeit geduldigen, wenn auch fruchtlosen Versuchen, den Kranken aufzuheitern. Sie las ihm vor, sprach zu ihm, doch was sie auch that, es vermochte nicht, die stets in ihm lebendige Furcht zu verbannen.

Junge Mädchen haben, wie alle Welt weiß, eine

große Liebhaberei für Vögel, und unter denen, welche die Gunst der Miß Montague genossen, befand sich eine schöne Eule, welche der Gärtner in dem Epheu eines verfallenen Gebäudes gefangen und seiner jungen Gebieterin pflichtschuldigst dargebracht hatte.

Die Laune, welche bei solchen Lieblingsneigungen zu herrschen pflegt, offenbarte sich in der ungemeinen Begünstigung, welche dieses Thier von seiner Herrin genoß. So unbedeutend dieser Umstand auch zu sein scheint, muß ich seiner dennoch erwähnen, weil er mit dem Schlusse dieser Erzählung in einem traurigen Zusammenhange steht.

Barton war weit entfernt, die Vorliebe für diesen neuen Günstling zu theilen, vielmehr zeigte er gleich von allem Anfang den heftigsten Widerwillen gegen denselben. Schon dessen bloße Nähe war ihm unerträglich. Er schien die Eule mit einer förmlich lächerlichen Heftigkeit zu hassen und zu fürchten.

Mit diesen wenigen Worten der Einleitung komme ich nun zu der Beschreibung des letzten Auftrittes dieser eigenthümlichen Scenenreihe.

Es war ungefähr zwei Uhr in einer Winternacht und Barton lag, wie gewöhnlich um diese Zeit, zu Bett; der Diener schlief, wie erwähnt, in demselben

Zimmer, und es brannte ein Licht. Plötzlich wurde der Bediente durch die Stimme seines Herrn erweckt, der ihm zurief:

„Ich kann den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß die verwünschte Eule hier irgendwo im Zimmer versteckt ist. Ich habe von ihr geträumt. Steh auf, Smith, und sieh zu, ob Du sie nicht findest. — Was für abscheuliche Träume!“

Der Diener stand auf und untersuchte das Zimmer; während er damit beschäftigt war, hörte er den pfeifenähnlichen Ton, durch welchen diese Thiere von ihren Verstecken aus die Stille der Nacht zu stören pflegen. Diese geisterhafte Andeutung ihrer Nähe, — denn der Ton erschallte aus dem Gange, auf welchen sich die Thür von Barton's Zimmer öffnete, — bestimmte die Nachsuchungen des Dieners. Er öffnete die Thür und that zwei oder drei Schritte vorwärts, um den Vogel zu vertreiben. Kaum aber hatte er den Gang betreten, als die Thür hinter ihm, wie unter dem Einflusse eines Lufthauches, langsam zufiel; da sich indeß über der Thür ein Fenster befand, durch welches die Strahlen des brennenden Lichtes fielen, konnte er zu seinem Zwecke genug sehen. Während er vorwärts schritt, hörte er, wie sein Herr, der in seinem Bett mit zuge-

zogenen Gardinen lag, und deshalb nicht bemerkt hatte, daß er das Zimmer verließ, seinen Namen rief und ihm befahl, das Licht auf den Tisch neben seinem Bette zu stellen. Der Bediente, der jetzt von der Zimmerthür schon ziemlich weit entfernt war, und nicht laut antworten wollte, um die Bewohner des Hauses nicht aufzuwecken, ging jetzt langsam zurück. Da hörte er zu seinem Staunen in dem Gemache eine Stimme ruhig antworten und sah durch das Fenster über der Thür, daß das Licht, wie sein Herr es befohlen hatte, von seiner früheren Stelle fort und zu dem Bett getragen wurde. Ergriffen von einem unwillkürlichen Gefühle des Entsetzens, gepaart mit unwiderstehlicher Neugier, stand er athemlos lauschend auf der Schwelle, ohne zu dem Entschlusse gelangen zu können, die Thür zu öffnen. Er hörte die Bettvorhänge rauschen, dann eine leise Stimme, wie wenn Jemand ein Kind in Schlaf lullen will und endlich von seinem Herrn mit dem Tone des Entsetzens den Ausruf: „O Gott! — O mein Gott!“ mehrmals wiederholen.

Hierauf folgte tiefes Schweigen und zuletzt wieder jener leise, summende Ton. Plötzlich jedoch ertönte ein so gellender Angstschrei, daß der Bediente, von fürchterlicher Ahnung ergriffen, die Thür öffnen wollte, um

zu seinem Herrn zu eilen. Sie widerstand jedoch seiner Anstrengung, als wäre auf der innern Seite der Riegel vorgeschoben, und während er so bemüht war, sich Eingang zu verschaffen, ertönte drinnen Schrei auf Schrei, begleitet von jenem eigenthümlichen Gesumme.

Von Entsetzen ergriffen, nicht wissend, was er thun sollte, rang der Diener verzweifelnd die Hände und rannte ohne bestimmte Absicht den Gang entlang. Am Ende desselben kam ihm General Montague entgegen. In eben dem Augenblicke, als sie sich trafen, verstummte das Geschrei.

„Was ist geschehen?“ fragte der General erschrokken. „Wo ist Dein Herr? — Hat sich irgend Etwas zugetragen? — Um Gottes willen! ist ein Unglück geschehen?“

„Der Herr erbarme sich unser! Alles ist vorbei!“ entgegnete der Diener, indem er mit wildem Entsetzen auf die Thür zum Zimmer seines Herrn starrte. „Er ist todt, Herr General! Ich bin überzeugt, daß er todt ist.“

Ohne auf eine weitere Erklärung zu warten, eilte der General, dem der Bediente auf dem Fuße folgte, zu der Thüre, drückte auf die Klinke und trat hinein. In eben dem Augenblick erhob sich der verhängnißvolle Vo-



gel, den der Diener gesucht hatte, hinter dem Bett, flog über ihre Köpfe weg, zertrümmerte die Scheiben über der Thür und setzte seinen Flug in die dunkeln Räume fort.

„Das war er, Gott segne uns!“ flüsterte beinahe athemlos der Diener.

„Verflucht sei der Vogel!“ brummte der General, den das plötzliche Erscheinen des Thieres erschreckt hatte, und den es verdroß, daß er seine Aufregung nicht verbergen konnte.

„Das Licht wurde fortgetragen,“ keuchte der Diener. „Sehen Sie nur, Herr General, jetzt steht es neben dem Bett und früher dort.“

„Zieh die Vorhänge zurück und sperre nicht so das Maul auf, Kerl!“ sagte der General mürrisch.

Der Mensch zögerte zu gehorchen.

Ungeduldig trat der General nun selbst zu dem Bett und zog mit der einen Hand den Vorhang zurück, während er mit der andern das Licht hoch hielt. Der Schein desselben fiel auf eine, am Kopfende dicht zusammengekauerte Gestalt. Sie schien so weit zurückgewichen zu sein, als das Wandgetäfel dies gestattete, und die Hände waren noch in das Betttuch geklammert.

„Barton! Barton! Barton!" rief der General mit einem auffallenden Gemisch von Angst und Heftigkeit.

Er leuchtete näher mit dem Lichte. Die Züge waren starr, das Gesicht weiß, die Wangen eingefallen, die glanzlosen, weit geöffneten Augen schienen noch auf das Fußende des Bettes zu starren.

„Allmächtiger Gott, er ist todt!" flüsterte der General, ergriffen von dem furchtbaren Anblicke, der sich ihm bot. Schweigend sahen er und der Diener eine oder zwei Minuten auf die Leiche. „Und auch schon kalt!" fuhr dann der General fort, indem er die Hand des Todten berührte.

„Und sehen Sie nur, sehen Sie!" sagte der Diener schaudernd, „so wahr ich lebe! es ist außer ihm noch Etwas in dem Bett gewesen. — Sehen Sie nur!"

Dabei deutete er auf einen tiefen Eindruck, wie von einem schweren Körper, am Fußende des Bettes.

Montague schwieg.

„Kommen Sie, Herr General, um Gottes willen, kommen Sie hinweg," bat der Diener dringend, indem er sich dicht an den General drängte, dessen Arm wie krampfhaft erfaßte und scheu umherblickte. „Was kann

jetzt hier noch gethan werden? Um Gottes willen, kommen Sie fort!"

In diesem Augenblicke hörten sie mehrere sich nahende Schritte. Der General gebot dem Diener, die Kommenden zurückzuhalten; dann machte er die Finger des Todten los von dem Betttuche, brachte die Leiche in eine ruhende Lage, zog die Vorhänge zu, und eilte den Nahenden entgegen.

Es ist unnöthig, Denen, welche mit dieser Geschichte in einem so unbedeutenden Zusammenhange stehen, in ihr ferneres Leben zu folgen, sondern genügt, wenn wir mittheilen, daß später zur Erklärung dieser geheimnißvollen Ereignisse nie ein Schlüssel aufgefunden worden ist. Nach so langer Zeit ist jetzt auch keiner mehr zu erwarten.

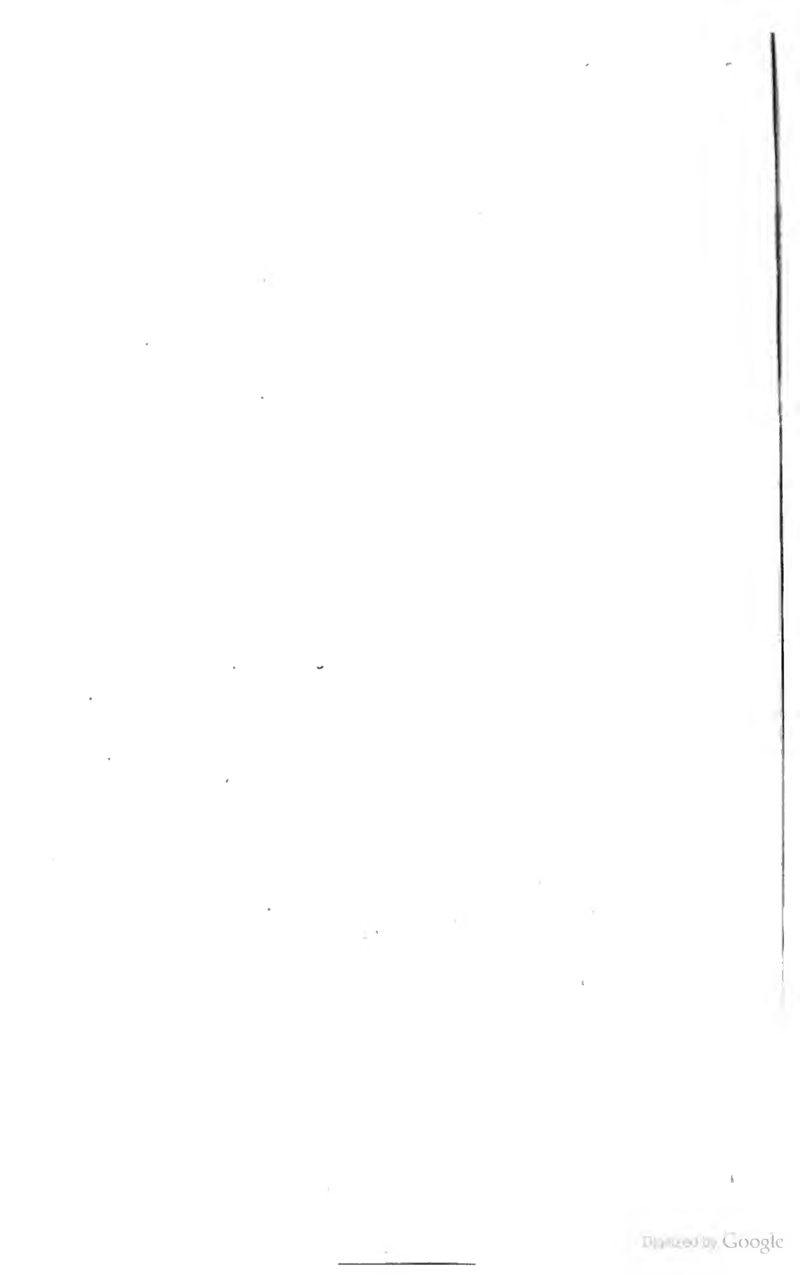
Das einzige Ereigniß aus Capitain Barton's früherem Leben, mit welchem die erzählten Begebenheiten möglicherweise in Verbindung stehen können, die er selbst als die Bestrafung einer Schuld zu betrachten schien, kam erst mehrere Jahre nach seinem Tode an das Licht. Diese Entdeckung war schmerzlich für seine

Verwandten und nachtheilig für seinen hinterlassenen Ruf.

Es scheint danach, daß er etwa acht Jahr vor seiner Rückkehr nach Dublin in Plymouth ein strafbares Verhältniß eingegangen war. Der Gegenstand desselben war die Tochter eines Mannes seiner Schiffsequipage. Der Vater hatte sein unglückliches Kind wegen seiner Schwäche mit ungemeiner Härte behandelt, selbst mit grausamer Roheit, und man sagte, das Mädchen sei gebrochenen Herzens gestorben. Barton's Theilnahme an ihrer Schuld vermuthend, hatte der Mensch sich gegen ihn mit Unverschämtheit betragen, und Barton, der ohnehin durch das Geschick des unglücklichen Mädchens gegen ihn aufgebracht war, sich dafür durch eine systematische Ausübung jener furchtbaren und willkürlichen Strenge gerächt, welche in der Marine den Arm Derer bewaffnet, die mit der Aufrechthaltung der Disciplin betraut sind.

Der Mann war endlich desertirt, während das Schiff im Hafen von Lissabon lag, sollte aber bald darauf in dem dortigen Lazareth an den Wunden gestorben sein, welche seine letzte grausame Bestrafung hinterlassen hatte.

Ob diese Ereignisse mit den spätern Begebenheiten in Barton's Leben wirklich in einem Zusammenhange stehen oder nicht, kann natürlich nicht aufgeklärt werden. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß die Verbindung bestand, wenigstens in seinem eigenen Geiste. Was aber die Verfolgungen selbst betrifft, als deren Opfer er starb, so wird darüber wohl erst am jüngsten Tage das nöthige Licht verbreitet werden.



Das Mordzimmer.



Meine Mutter — so erzählte die verstorbene Gräfin von D—, welcher wir diese Geschichte nacherzählen — starb, als ich noch ein kleines Kind war, und von ihr ist mir nicht die geringste Erinnerung geblieben. Durch ihren Tod wurde die Sorge für meine Erziehung ausschließlich meinem Vater übertragen. Er trat seine Pflicht mit einem ernsten Bewußtsein der daran haftenden Verantwortlichkeit an. Meine religiöse Erziehung wurde mit einer beinahe übermäßigen Sorgfalt betrieben, und ich hatte natürlich die besten Lehrer, mich in den Eigenschaften zu vervollkommnen, welche mein Rang und mein Vermögen von mir fordern konnten. Mein Vater war eine Art von Sonderling und wenn er mich auch immer sehr freundlich behandelte, so schien dies doch weniger die Wirkung der Liebe und Zärtlichkeit zu sein, als die eines strengen Pflichtgefühles. Ich sah und sprach ihn in der That selten, ausgenommen bei

den Mahlzeiten, und dann war er zwar gütig gegen mich, doch ernst und zurückhaltend. Seine zahlreichen Mußestunden brachte er entweder in seinem Studirzimmer zu, oder auf einsamen Spaziergängen. Kurz, er schien weiter keinen Theil an meinem Glück oder meiner Vervollkommnung zu nehmen, als durch eine gewissenhafte Beobachtung der Pflichten, die ihm gegen mich oblagen.

Nicht lange vor meiner Geburt fand ein Ereigniß statt, welches viel dazu beitrug, meinen Vater in seinen ungeselligen Gewohnheiten zu bestärken. Der Verdacht des Mordes hatte seinen jüngeren Bruder getroffen, obgleich nicht entschieden genug, um zu einem gerichtlichen Verfahren zu führen, doch hinlänglich, ihn in der öffentlichen Meinung zu verderben. Dieser schimpfliche Verdacht, der auf dem Familiennamen lastete, wurde von meinem Vater tief und bitter gefühlt, und dies nicht weniger, obgleich er innig von seines Bruders Unschuld überzeugt war. Die Aufrichtigkeit und Stärke dieser Ueberzeugung bewies er später auf eine Weise, welche die Katastrophe meiner Geschichte herbeiführte.

Bevor ich jedoch mein Abenteuer erzähle, muß ich der Umstände erwähnen, die den geschilderten Verdacht erweckt hatten, da sie an und für sich merkwürdig sind

und mit meiner eigenen Erzählung im engen Zusammenhange stehen.

Mein Oheim, Sir Arthur Tyrrell, war ein lustiger, ausschweifender Mensch und hatte unter andern lasterhaften Neigungen auch eine verderbliche Leidenschaft für das Spiel. Diese beherrschte ihn auch dann noch, als die Zerrüttung seines Vermögens ihm Zurückgezogenheit zur gebieterischen Nothwendigkeit gemacht hatte, so ausschließlich, daß er sich von ihr beinahe mit Verabscheuung jeder andern Beschäftigung leiten ließ. Er war indeß stolz, oder vielmehr eitel, und konnte den Gedanken nicht ertragen, die Verminderung seines Einkommens zu einem Gegenstande des Triumphes für die zu machen, mit denen er bisher gewetteifert hatte. Die Folge davon war, daß er nicht länger die kostspieligen Orte der Verschwendung besuchte und sich aus der lustigen Gesellschaft zurückzog, es seinen Gefährten überlassend, sich den Grund davon zu deuten, wie sie wollten. Er gab deshalb jedoch sein Lieblingslaster nicht auf, denn wenn er seiner Gottheit nicht mehr in jenen prachtvollen Tempeln huldigen konnte, wo er früher seinen Platz einzunehmen gewohnt war, so wußte er es doch dahin zu bringen, um sich einen Kreis zu sammeln, zahlreich genug, all seinen Zwecken zu entsprechen.

Die Folge davon war, daß Carrickleigh, der Name von meines Oheims Gut, nie ohne einige solcher Gäste blieb, wie ich sie beschrieb.

So geschah es, daß er einst von einem gewissen Hugh Tisdall besucht wurde, einem Mann von lockeren Sitten und niedrigen Gewohnheiten, doch von beträchtlichem Vermögen, und welcher in früher Jugend gemeinschaftlich mit meinem Oheim den Continent bereist hatte. Sein Besuch fiel in den Winter, und das Haus war dem zufolge beinahe leer von seinen gewöhnlichen Gästen; er war daher sehr willkommen, und zwar um so mehr, da mein Oheim wußte, daß seines Freundes Neigungen mit seinen eigenen übereinstimmten.

Beide schienen geneigt, sich denselben während der kurzen Zeit, die Mr. Tisdall zu bleiben gedachte, vollkommen zu überlassen, und die Folge davon war, daß sie sich beinahe den ganzen Tag in Sir Arthur's Zimmer einschlossen und selbst den größeren Theil der Nacht dort zubrachten. Dies hatte etwa eine Woche gedauert, als der Diener eines Morgens wie gewöhnlich an Mr. Tisdall's Zimmer pochte. Er erhielt keine Antwort, und als er eintreten wollte, fand er die Thür verschlossen. Dies erschien verdächtig, und nachdem die Bewohner des Hauses davon benachrichtigt worden waren,

sprengte man die Thür. Als man an das Bett kam, fand man den Gast leblos in demselben liegen, halb heraushängend, mit dem Kopfe beinahe am Fußboden. Im Schlafe hatte der Todte eine tiefe Wunde, die ihm, allem Anscheine nach, mit einem schweren, stumpfen Werkzeuge beigebracht worden war, das die Hirnschale zerschmettert hatte. Ein zweiter, minder schwerer Schlag, wahrscheinlich der erste, der ihm versetzt wurde, hatte den Kopf gestreift, und einen Theil der Kopfhaut von dem Schädel abgerissen. Die Thür war von der innern Seite doppelt verschlossen und verriegelt und der Schlüssel stack noch im Schlüsselloche. Das Fenster war geschlossen, ein Umstand, der sehr überraschend war, da kein anderer Weg aus dem Zimmer führen konnte. Dieses hatte die Aussicht auf einen kleinen Hof, der von den übrigen Theilen des alterthümlichen Gebäudes umgeben war. Auf diesen Hof hatte früher eine kleine Thür geführt; diese war indeß seit einiger Zeit zugemauert, so daß man von keiner Seite auf den Hof gelangen konnte. Das Gemach lag im zweiten Stockwerk und das Fenster hatte eine beträchtliche Höhe. Zu alledem kam noch hinzu, daß der Fenstersims viel zu schmal war, um Jemand zu erlauben, darauf zu stehen, wenn das Fenster geschlossen war.

In der Nähe des Bettes fand man ein Paar Rasirmesser, die dem Gemordeten gehört hatten, am Fußboden liegend und beide offen. Die Waffe, welche die tödtliche Wunde versetzt hatte, wurde in dem Zimmer nicht gefunden, auch waren keine Fußtapfen oder andere Spuren von dem Mörder zu entdecken.

Auf das Verlangen des Sir Arthur selbst, wurde der Todtenbeschauer sogleich herbeigeholt und eine Untersuchung angestellt. Es war indeß nichts zu ermitteln, was zu irgend einer Aufklärung zu führen vermocht hätte. Die Wände, die Decke, der Fußboden des Zimmers wurden sorgfältig untersucht, um irgend einen geheimen Eingang, eine Fallthüre oder dergleichen zu entdecken, doch nichts der Art zeigte sich. Die Nachforschungen wurden mit solcher Strenge betrieben, daß man selbst die Esse genau untersuchte, obgleich während der Nacht in dem Kamine Feuer gebrannt hatte und die Asche desselben unberührt war. Doch auch auf diesem Wege konnte der Mörder nicht entflohen sein, denn der Schornstein erhob sich kerzengrade so hoch über das Dach, daß es unmöglich war, von demselben hinunter zu gelangen. Ueberdies war das Innere des Schornsteines so eng und glatt, daß kaum ein Kind hinaufgekonnt hätte.

Sir Arthur wurde natürlich vernommen. Sein Zeugniß gab er mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit, welche jeden Verdacht gegen ihn beschwichtigen zu müssen schienen. Er sagte, daß er an dem Tage und während der Nacht, die der Katastrophe unmittelbar vorangingen, nicht nur seine vergangenen Verluste zurückgewonnen hätte, sondern noch 4000 Pfund Sterling darüber; zum Beweise zeigte er einen Schuldschein von der Hand des Ermordeten vor, der von der Nacht seines Todes datirt war. Er hatte dieses Umstandes gegen Lady Tyrrell und in Gegenwart einiger seiner Dienstboten erwähnt, und deren verschiedene Aussagen bestätigten dies. Einer der Geschworenen machte die Bemerkung, der Umstand, daß Mr. Tisdall einen so großen Verlust erlitten hätte, möchte einige schlechte Menschen, die zufällig davon gehört, zu dem Entschlusse gebracht haben, ihn zu ermorden, nachdem sie ihn beraubt hatten, und dann den Verdacht des Selbstmordes auf ihn zu wälzen; eine Vermuthung, welche durch die gefundenen Rasirmesser bestätigt wurde. Zwei Personen waren allem Anschein nach dabei betheiligt gewesen: die eine, den Schlafenden bewachend, um ihn zu ermorden, im Fall er plötzlich aufwachen sollte, und die andere, die Messer auslegend und die Wunde beibringend.

Man sagte, während der Geschworene diese Bemerkung machte, hätte Sir Arthur die Farbe gewechselt. Es war jedoch kein Grund zu einer gerichtlichen Anklage gegen ihn vorhanden, und so lautete denn der Spruch gegen eine unbekannte Person oder mehrere Personen.

So blieben die Dinge, bis mein Vater, etwa fünf Monate später, einen Brief empfing, welcher „Andreas Collis" unterzeichnet war, und dessen Schreiber sich einen Vetter des Ermordeten nannte. Dieser Brief sagte, daß Arthur nicht nur starker Verdacht träfe, sondern, daß er auch persönlicher Gefahr ausgesetzt sei, wenn er nicht wegen gewisser Umstände Rechenschaft zu geben vermöchte, die mit dem Morde im Zusammenhange ständen. Beigeschlossen war die Abschrift eines Briefes, den der Verstorbene am Tage vor der Nacht, in welcher er ermordet wurde, geschrieben hatte. Tisdall's Brief enthielt unter vielen andern Gegenständen auch Folgendes:

„Ich habe harte Arbeit mit Sir Arthur; er versuchte einige von seinen Streichen, aber er mußte sich überzeugen, daß ich ihm gewachsen sei; Du verstehst mich. Wir gingen wie ein Paar Gute an das Geschäft, mit Kopf, Herz und Seele, und ich habe in der

That, seit ich hier ankam, keine Zeit verloren. Ich bin ordentlich abgemattet, aber auch überzeugt, für meine Arbeit reichliche Bezahlung zu erhalten. Ich brauche nie den Schlaf, so lange ich die Musik eines Würfelbechers höre und den Spielmann bezahlen kann. Ich habe den alten Baronet gerupft, wie noch nie zuvor ein Baronet gerupft wurde; ich habe ihm kaum noch den Stumpf eines Kieles gelassen. Ich habe von seiner Hand Schuldverschreibungen im Betrage von —, liebst Du runde Summen, so sage fünfundzwanzigtausend Pfund sicher in meinem Taschenbuche mit doppelten Fächern untergebracht. Ich verlasse dieses gefährliche alte Rattenloch morgen bei guter Zeit, und zwar aus zwei Gründen: Erstens will ich mit Sir Arthur nicht weiter spielen, als ich glaube, daß seine Zahlungsfähigkeit reicht, und zweitens bin ich hundert Meilen von Sir Arthur entfernt sicherer, als in seinem Hause. Siehst Du, mein Lieber, ich sage das unter uns, denn ich kann Unrecht haben, aber ich bin so fest wie von meinem Leben davon überzeugt, daß Sir Arthur mich gestern Abend zu vergiften suchte. So viel von alter Freundschaft auf beiden Seiten. Als ich den letzten Satz gewann, und das war ein großer, lehnte mein Freund den Kopf in die Hand, und Du wirst lachen, wenn ich Dir

sage, daß er buchstäblich dampfte, wie ein Kohlentopf. Ich will nicht untersuchen, ob seine Aufregung durch den Plan hervorgerufen wurde, den er gegen mich im Schilde führte, oder durch seinen Spielverlust, obgleich ich gestehen will, daß er Ursach hatte, ein wenig unwirsch zu sein, welche Richtung auch seine Gedanken nehmen mochten. Aber er zog die Klingel und befahl zwei Flaschen Champagner zu bringen. Während der Bediente den Befehl vollzog, schrieb er einen Schuldschein über den ganzen Betrag, den er sogleich unterzeichnete, und als der Diener den Wein brachte, hieß er ihn, sich wieder entfernen. Er füllte für mich ein Glas, und während er meine Augen abgewendet glaubte, weil ich eben den Schuldschein einsteckte, ließ er heimlich etwas in den Wein hineingleiten, wahrscheinlich, um ihn mir zu versüßen. Doch ich sah Alles, und als er mir das Glas überreichte, sagte ich mit einem Ausdrucke, den er wahrscheinlich verstand: „Darin schwimmt Etwas; ich mag ihn nicht trinken.“ — „Etwas darin?“ rief er, ergriff hastig das Glas und schüttete den Inhalt in den Kamin. — Was denkst Du davon? Ist das nicht ein sauberer Vogel? Doch mag ich gewinnen oder verlieren, so spiele ich diesen Abend nicht höher als bis fünftausend Pfund, und morgen bin ich

sicher außerhalb des Bereiches von Sir Arthur's Champagner."

Ueber die Zuverlässigkeit dieses Documentes hörte ich meinen Vater nie einen Zweifel aussprechen, und ich bin überzeugt, daß er ihm bei dem festen Glauben an seines Bruders Unschuld nicht ohne die triftigsten Gründe getraut haben würde, da es dazu diente, den Verdacht gegen denselben zu bestärken. Der einzige Punkt in diesem Briefe, der sehr gegen meinen Oheim sprach, war übrigens die Erwähnung des Taschenbuches, da sich dieses nicht unter den Sachen des Ermordeten vorgefunden hatte.

Was aber die ursprüngliche Absicht dieses Collis gewesen sein mochte, so hörten doch weder mein Oheim noch mein Vater je wieder etwas von ihm. Er machte indeß den Brief in Faulkner's Zeitung bekannt, die einige Zeit darauf zu einem noch viel geheimnißvolleren Angriffe benutzt wurde. Die Stelle in jener Zeitung, auf welche ich anspiele, erschien etwa vier Jahre später, während das verhängnißvolle Ereigniß noch frisch in der öffentlichen Erinnerung war. Sie begann mit einer Einleitung, welche erwähnte, daß eine gewisse Person, welche gewisse Personen für todt hielten, noch lebe, im vollen Besitze ihres Gedächtnisses sei, und

bereit, große Verbrecher zittern zu machen. Dann wurde der Mord beschrieben, jedoch ohne die Nennung von Namen, und mit einer Genauigkeit der Nebenumstände, wie sie nur von einem Augenzeugen möglich war, und mit solchen Andeutungen auf den betitelten Spieler, daß daraus leicht eine gerichtliche Verfolgung entstehen konnte.

Mein Vater drang in Sir Arthur, gegen die Zeitung eine Klage anhängig zu machen, doch er wollte davon nichts hören, auch nicht zugeben, daß mein Vater selbst in dieser Angelegenheit Schritte that. Mein Vater schrieb jedoch in einem drohenden Tone an Faulkner, und verlangte die Namhaftmachung des Verfassers von jenem Artikel. Die Antwort auf diesen Brief ist noch in meinen Händen, und in entschuldigenden Ausdrücken geschrieben.

Es erfolgte indeß kein Schritt, den Charakter meines Oheims in dem Urtheil des Publikums zu reinigen, und als er kurz darauf einen Theil seiner Besitzungen verkaufte, ohne daß man wußte, in welcher Absicht, sagte man, es sei geschehen, um die gedrohten Offenbarungen durch Bestechung zu verhindern. So viel ist indeß gewiß, daß keine Anklage wegen des Mordes

gegen ihn erfolgte, und daß er, was äußere Beunruhigungen betrifft, von da ab ganz ungestört lebte.

Auf die öffentliche Meinung hatte indeß die Sache einen tiefen und bleibenden Eindruck gemacht, und Sir Arthur Tyrrell empfing von dem Landadel seiner Grafschaft keine Besuche mehr, wurde von demselben gar nicht beachtet. Er that, als schätze er dergleichen gesellige Aufmerksamkeiten gering, deren er sich nicht länger zu erfreuen hatte und mied selbst die Gesellschaften, deren Besuch ihm noch freigestanden hätte.

Dies ist Alles, was ich von der Geschichte meines Oheims zu erwähnen brauche und jetzt kehre ich zu meiner eigenen zurück.

Obgleich mein Vater, so lange ich mich erinnern konnte, nie seinen Bruder besucht und eben so wenig von ihm einen Besuch empfangen hatte, da er sehr ungeselliger Natur war und ihre beiden Wohnsitze weit von einander entfernt lagen, so liebte er meinen Oheim doch sehr, und empfand schmerzlich die Vernachlässigung, deren Gegenstand Sir Arthur war.

Als ich mein achtzehntes Jahr beinahe erreicht hatte, starb mein Vater, und ließ mich tief betrübt zurück, und in Folge seiner abgeschlossenen Lebensweise mit sehr wenigen Bekannten und beinahe ganz ohne Freunde. Die

Bestimmungen seines Testamentes waren auffallend und überraschten mich nicht wenig, als ich mich so weit gesammelt hatte, sie zu hören und zu verstehen. Seine bedeutenden Besitzungen waren mir und meinen Leibeserben für ewige Zeiten vermacht, und in Ermangelung solcher Erben sollten sie nach meinem Tode ohne alles Hinderniß auf meinen Oheim, Sir Arthur, und dessen Kinder übergehen. Zugleich setzte das Testament meinen Oheim zu meinem Vormund ein, mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß er mich in sein Haus aufnehmen und während meiner Minderjährigkeit unter seiner Aufsicht behalten möchte. In Erwägung der erhöhten Ausgaben, die ihm daraus erwachsen mußten, war für die Dauer meines dortigen Aufenthaltes eine bedeutende jährliche Summe ausgesetzt. Den Grund dieser Bestimmung erkannte ich auf der Stelle. Mein Vater wünschte der Welt zu zeigen, wie groß und unerschüttert sein Vertrauen auf seinen Bruder sei, indem er es zum augenscheinlichen Interesse Sir Arthur's machte, mich ohne Nachkommen sterben zu sehen und mich gleichwohl unter seine unbedingte Obhut und Aufsicht stellte. So dachte er seines Bruders Unschuld und Ehre zu beweisen. Es war ein sonderbares, vielleicht ein thörichtes Verfahren, allein ich war in der Ansicht erzogen

worden, meinen Oheim als einen Mann zu betrachten, dem die öffentliche Meinung schweres Unrecht gethan hatte, und so fühlte ich keine Unbehaglichkeit über die Anordnungen meines Vaters, ausgenommen die Scheu eines jungen Mädchens, zum ersten Male in den Kreis ihr fremder Personen einzutreten. Bevor ich meine bisherige Heimath verließ, was nur mit schwerem Herzen geschehen konnte, empfing ich von meinem Oheim einen zärtlichen und sehr freundlichen Brief, ganz dazu geeignet, mir das Scheiden von den Plätzen meines bisherigen Lebens zu erleichtern und mich vollends mit den Anordnungen meines Vaters auszusöhnen.

Es war an einem schönen Herbsttage, als ich mich der alten Besitzung Carrickleigh näherte. Nicht leicht werde ich den Eindruck des Trübsinnes und der Traurigkeit vergessen, den Alles, was ich sah, auf mich machte. Die Sonnenstrahlen fielen mit reichem, melancholischem Glanze auf die schönen alten Bäume, die in Gruppen standen und ihre weiten Schatten über Fels und Wiesen breiteten; Alles trug einen Stempel der Vernachlässigung und des Verfalles, welche beinahe bis zur Verwüstung stiegen, und er steigerte sich auf traurige Weise, je näher wir dem Gebäude kamen, in dessen Umgebung der Boden einst kunstreicher und sorg-

fältiger gepflegt worden war, wo also die Vernachlässigung auch störender hervortrat.

Wir fuhren an zwei ehemaligen Fischteichen vorüber, die jetzt nur noch stinkende Sümpfe waren. In der Allee, die zu dem Wohngebäude führte, fehlten mehrere Bäume, sie war mit Gras und Nesseln bewachsen, und große Steine, aus dem Pflaster gerissen, lagen umher. Thorpfeiler standen hier und dort, doch die Thore waren verschwunden; und um den unangenehmen Eindruck noch zu vergrößern, lagen neben den schönen Bäumen an mehreren Stellen halbvermoderte Stämme.

Nachdem der Wagen eine volle (englische) Meile unter so traurigen Umgebungen hingefahren war, erreichten wir eine ziemlich steile Höhe, und nun wurden die Mauern von Carrickleigh sichtbar, die sich in geringer Entfernung erhoben, und durch den darüber emporragenden Wald verdunkelt wurden. Es war ein viereckiges Gebäude von beträchtlicher Ausdehnung; die Front, mit dem Hauptthore, lag uns zugewendet und das Ganze trug die Spuren des Alterthumes. Das finstere Aussehen des Gebäudes, die ringsum herrschende Verödung im Verein mit den Erinnerungen, welche den Ort zu einem schwarzen Blatte unserer Fa-

miliengeschichte machten, waren wohlgeeignet, das Gemüth finster und traurig zu stimmen.

Als der Wagen über den grasbewachsenen Hof fuhr, bellte ein großer Kettenhund und lockte dadurch zwei Menschen von widerlichem Aussehen, die ganz zu allem Uebrigen paßten, aus einem halbverfallenen Wirthschaftsgebäude, um nach den Pferden zu sehen. Die Thür zu der Eingangshalle wurde geöffnet und ich trat in einen weiten, spärlich beleuchteten Raum, in welchem sich kein Mensch befand. Ich hatte indeß nicht lange Zeit, mich den finstern Eindrücken hinzugeben, denn, noch ehe mein Wagen abgepackt war, ja, noch ehe ich Hut und Mantel abgelegt hatte, eilte ein junges Mädchen zu mir herein, küßte mich herzlich und rief etwas lärmend aus:

„Meine liebe Cousine, meine theure Margarethe, — ich bin so erfreut — ganz außer Athem; — wir erwarteten Dich nicht vor zehn Uhr. Mein Vater ist irgendwo hier herum, doch er kann nicht weit sein. — Jakob, — Conrad, ruft den Herrn. Mein Bruder ist selten zu Hause, wenigstens zu keiner vernünftigen Stunde. — Du mußt so ermüdet sein — so angegriffen; — ich will Dir Dein Zimmer zeigen; — sorgt dafür, daß der Lady Margareth Gepäck heraufgebracht

wird. Du mußt Dich hinlegen, Margarethe, und ausruhen. Deborah, bringe Kaffee — die Treppe hinauf. Wir sind so entzückt, Dich zu sehen. — Du kannst nicht glauben, wie allein ich mich gefühlt habe. — Wie steil die Treppe ist, nicht wahr? Ich bin so froh, daß Du gekommen bist; ich konnte kaum daran glauben; wie gut ist das von Dir, meine liebe Cousine Margarethe.“

Es lag eine ächte Gutmüthigkeit und Herzlichkeit in dieser wortreichen Begrüßung meiner Cousine, und ich fühlte mich dadurch ihr gegenüber sogleich behaglich.

Das Zimmer, in welches sie mich führte, theilte zwar das Aussehen des Verfalles, welches in dem ganzen Hause herrschte, es war aber nichtsdestoweniger mit dem offenbaren Bemühen in Stand gesetzt worden, es bequem und angenehm zu machen und ihm sogar einen Anschein von Luxus zu geben. Was mir aber daran am meisten gefiel, war, daß es durch einen kleinen Gang mit dem Zimmer meiner Cousine zusammenhing, ein Umstand, der ihm in meinen Augen den Charakter der Einsamkeit und Traurigkeit raubte, den es außerdem gehabt haben würde.

Nachdem einige Anordnungen, die ich nothwendig fand, getroffen worden waren, gingen wir in das Wohnzimmer hinab, ein großes, getäfeltes Gemach,

rings mit grimmigen alten Porträts behangen. In dem großen Kamin brannte, wie ich mit Vergnügen bemerkte, ein behagliches Feuer. Hier fand meine Cousine Muße, mit mehr Ruhe zu sprechen, und ich erfuhr von ihr Etwas über das Leben und die Gewohnheiten der beiden Familienglieder, die ich noch nicht gesehen hatte. Bei meiner Ankunft hatte ich von der Familie, in deren Mitte ich leben sollte, nichts gewußt, als daß sie aus meinem Oheim, dessen Sohne und dessen Tochter bestand, denn Lady Tyrrell war schon längst gestorben. Von meiner Gefährtin erfuhr ich jetzt in Ergänzung dieser unvollständigen Nachrichten, daß mein Oheim in der größten Zurückgezogenheit lebte, und so strenge, wie dies bei gebesserten Wüstlingen der Fall zu sein pflegt. In der letzten Zeit war er noch finsterer und religiöser geworden. Ihr Bericht über ihren Bruder war ungleich weniger günstig, obgleich er nichts zu seinem unmittelbaren Nachtheil sagte. Aus alle dem, was ich aus ihren Worten entnehmen konnte, schloß ich, daß er ein müßiggängerischer, roher, ausschweifender Herumtreiber war, was man als eine Folge davon betrachten konnte, daß er, aus der besseren Gesellschaft ausgeschlossen, Niedrigerstehende zu seinem Umgange wählen mußte, wobei er noch des gefährlichen Vorrech-

tes genoß, ziemlich viel Geld ausgeben zu können. Indeß lag in den Mittheilungen meiner Cousine nichts, was mich veranlassen konnte, schon damals ein so bestimmtes Urtheil zu fällen.

Ich sah meinem Oheim, der jeden Augenblick erwartet wurde, mit einem Gemisch der Besorgniß und Neugier entgegen, ein Gefühl, das ich seitdem oft empfunden habe, obgleich in geringerem Grade, wenn ich zum ersten Male einem Menschen gegenübertreten sollte, von dem ich auf eine Weise, welche mein Interesse erregte, sprechen gehört hatte.

Mit einiger Unruhe hörte ich daher zuerst ein leises Geräusch an der äußeren Thür, dann durch die Halle schreitende Schritte und endlich das Oeffnen des Zimmers. Mein Oheim trat herein. Er war ein alter Mann von auffallendem Aussehen, sowohl durch seine Gestalt, als durch seine Kleidung; das Ganze trug den Charakter der Sonderbarkeit. Er war groß und in seiner Jugend mußte sein Gesicht sehr schön gewesen sein. Jetzt that es seiner Erscheinung Eintrag, daß er sehr gebückt ging. Sein Anzug war von dunkler Farbe und von älterer Mode, als ich je gesehen. Er war jedoch keineswegs sorglos oder nachläßig angelegt. Was jedoch das Sonderbare seiner Erscheinung vollendete,

das waren seine langen, weißen Haare, die ihm in natürlichen Locken bis auf die Schultern herabfielen und im Verein mit seinen classisch-regelmäßigen Zügen ihm ein so ehrwürdiges Ansehen verliehen, wie ich es selten bei einem andern Menschen fand.

Ich stand auf, als er eintrat und ging ihm bis in die Mitte des Gemaches entgegen. Er küßte meine Stirne und meine beiden Hände, indem er sagte:

„Du bist herzlich willkommen, theures Kind, so willkommen, als dieser arme Ort und Alles, was er enthält, Dich machen können. Ich bin erfreut, Dich zu sehen, wahrhaft erfreut. Ich hoffe, Du wirst nicht sehr ermüdet sein; bitte, setze Dich nieder.“

Er führte mich zu meinem Stuhle und fuhr dann fort:

„Es freut mich, daß Du schon mit Emmy Bekanntschaft gemacht hast; ich sehe darin die Grundlage einer dauernden Freundschaft. Ihr seid Beide jung und unschuldig. Gott segne Euch, und gewähre Euch Alles, was ich Euch wünschen kann.“

Er erhob seine Augen und blieb einige Augenblicke so, wie in ein stummes Gebet versunken.

Ich fühlte, daß dieser Mann, mit solchen Gesinnungen, die er so zart auszudrücken verstand, nicht der

Bösewicht sein konnte, welchen die öffentliche Meinung in ihm gesehen hatte. Ich war mehr als je von seiner Unschuld überzeugt. Sein Wesen erschien mir sehr einnehmend. Wie das Licht der Erfahrung diese Ansicht vielleicht ändern konnte, wußte ich nicht, doch ich war damals noch sehr jung, und ich sah in ihm die vollendete Vereinigung geselliger Artigkeit und herzlicher Güte. Ein Gefühl der Zuneigung und Achtung für ihn entstand in meinem Herzen, und zwar um so inniger, je mehr ich daran dachte, wie schmerzlich sein Vermögen, wie grausam sein Ruf gelitten hatte.

Nachdem mein Oheim mich nochmals willkommen geheißen und mir die Versicherung gegeben hatte, daß ich über Alles gebieten könne, was er sein nenne, drang er in mich, etwas zum Abendessen zu genießen, und als ich dies ablehnte, sagte er, daß er, bevor er mir gute Nacht wünschte, noch eine Pflicht zu erfüllen hätte, eine Pflicht, der ich gewiß gern beistimmen würde. Er las hierauf ein Kapitel aus der Bibel, und sagte mir dann mit eben der freundlichen Herzlichkeit gute Nacht, mit welcher er mich begrüßt hatte.

Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr mein Oheim mir gefiel und ich dachte bei mir: Wenn solch ein Mann nicht vor Verleumdung sicher ist, wer kann ihr

dann entgehen? Ich fühlte mich viel glücklicher, als bisher noch je seit meines Vaters Tod, und erfreute mich in dieser Nacht des ersten erquickenden Schlafes seit jenem Trauerfalle.

Meine Neugier in Beziehung meines Cousins blieb nicht lange unbefriedigt; er erschien am nächsten Tage bei dem Mittagstische. Sein Betragen war zwar nicht so roh, wie ich erwartet hatte, aber dennoch außerordentlich unangenehm; er zeigte eine Zuversicht und eine Zudringlichkeit, auf welche ich nicht vorbereitet war; ich fand in ihm weniger Gemeinheit des Benehmens und mehr der Gesinnung, als ich erwartet hatte. Ich fühlte mich sehr unbehaglich in seiner Gegenwart; in seinem Blick und Ton lag jenes Selbstvertrauen, welches bloße Duldung schon für Ermuthigung nimmt, und ich fühlte mich durch die derben Schmeicheleien, die er von Zeit zu Zeit an mich richtete, mehr verletzt und gelangweilt, als bei einer größeren Roheit wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Ein Trost war es indeß, daß er nicht oft erschien, da er viel mit Angelegenheiten beschäftigt war, die ich nicht kannte und um die ich mich auch nicht kümmerte. War er aber zugegen, dann galten seine Aufmerksamkeiten so unverkennbar und ausschließlich mir, daß ich, meiner Jugend und Un-

erfahrenheit ungeachtet, deren Bedeutung erkennen mußte. Mir war diese Verfolgung mehr zuwider, als ich ausdrücken kann, und ich entmuthigte ihn so, daß ich selbst bis zur Unart ging, um ihn zu überzeugen, daß seine Werbungen unwillkommen wären; doch Alles vergeblich.

Das war so etwa ein Jahr gegangen, als ich eines Tages mit meiner Cousine Emmy, wie es unsere Gewohnheit war, in dem Wohnzimmer mit weiblicher Arbeit beschäftigt saß, und mein Cousin Eduard zu uns eintrat. Es schien mir, als liege in seinem Benehmen etwas Auffallendes, eine Art von Kampf zwischen Scham und Unverschämtheit, eine Art von Unsicherheit, die ihn wo möglich noch widerlicher erscheinen ließ, als sonst.

„Ihr Diener, meine Damen," sagte er, indem er sich setzte. „Thut mir leid, Ihr tête-à-tête zu stören, doch lassen Sie sich das nicht kümmern. Ich will nur Emmy's Platz für eine oder zwei Minuten einnehmen, und dann trennen wir uns für einige Zeit, Cousine. — Emmy, der Vater braucht Dich in dem Eckthurme; nicht langsam; er hat Eile." Sie zögerte. „Auf! Fort! Marsch, sage ich Dir!" rief er in einem solchen

Tone, daß das arme Mädchen den Gehorsam nicht zu verweigern wagte.

Sie verließ das Zimmer und Eduard folgte ihr bis zu der Thür. Dort stand er einige Augenblicke zögernd, als überlegte er, was er sagen wollte. Endlich kam er zurück, setzte sich mir gegenüber an den Tisch und begann nach einer Pause:

„Ich bilde mir ein, Sie haben eine Vermuthung von dem Zwecke meines frühen Besuches, doch ich werde mich wohl deutlicher erklären müssen?“

„Ich habe keine Ahnung von dem, was Sie wollen,“ entgegnete ich.

„Gut, gut!“ fuhr er fort, und schien immer zuversichtlicher zu werden, je länger er sprach. „Das kann in wenigen Worten gesagt werden. Sie wissen, es ist unmöglich, daß ein junger Mensch wie ich und ein hübsches Mädchen wie Sie fortwährend in Verkehr miteinander stehen können, ohne daß auf der einen oder der andern Seite eine Neigung erwacht. Kurz, ich glaube, ich habe Ihnen so deutlich, als hätte ich es ausgesprochen, gezeigt, daß ich beinahe seit dem ersten Tage Ihres Hierseins in Sie verliebt bin.“

Er hielt inne, doch ich war zu sehr entsetzt, um sprechen zu können. Er legte mein Stillschweigen

günstig aus. „Ich kann Ihnen sagen,“ nahm er wieder das Wort, „ich gelte dafür, daß ich nicht leicht an einem Mädchen Gefallen finde, und schwer in Hitze zu bringen bin. Ich kann nicht sagen, wann ich schon je zuvor in ein Mädchen verliebt gewesen wäre; Sie sehen also, das Glück bestimmte mir —.“

Hier schlang der verabscheute Mensch seinen Arm um mich. Diese Handlung gab mir plötzlich die Sprache zurück, und indem ich mich mit großer Heftigkeit von ihm losmachte, sagte ich:

„Ich habe natürlich Ihre mir sehr unangenehmen Aufmerksamkeiten nicht übersehen können; sie sind für mich lange eine Quelle des Verdrusses gewesen, und Sie müssen meine Mißbilligung, meinen Widerwillen bemerkt haben, die ich so deutlich zu äußern bemüht war, als es das Zartgefühl gestattete.“

Ich hielt inne, denn ich hatte so rasch gesprochen, daß ich beinahe außer Athem war; und ohne ihm Zeit zu einer Erneuerung des Gespräches zu lassen, verließ ich das Zimmer. Als ich die Treppe hinaufeilte, hörte ich, wie er die Thür heftig aufriß, und schnell einige Schritte in meiner Richtung that. Ich war so erschreckt, daß ich laufend mein Zimmer erreichte, in welches ich mich einschloß. Ich lauschte, doch ich hörte nichts. Das be-

ruhigte mich etwas, aber der Auftritt hatte mich so angegriffen, daß meine Cousine Emmy mich in Thränen aufgelöst fand. Jeder Antrag der Art würde mich aufgeregt haben, man kann sich daher denken, wie sehr mir der meines Vetters, den ich beinahe verabscheute, zuwider war. Dennoch hoffte ich, daß meine Erklärung wenigstens die eine gute Folge haben würde, mich in Zukunft vor seinen Zudringlichkeiten zu sichern.

Als ich am nächsten Morgen aufstand, geschah es in der zuversichtlichen Hoffnung, daß ich sein Gesicht nie mehr sehen, selbst seinen Namen nie mehr hören würde. Doch eine solche Hoffnung konnte sich nicht wohl verwirklichen. Der peinliche Eindruck des vergangenen Tages war zu lebendig, um mit einem Male zu verschwinden, und ich vermochte mich sogar eines unbestimmten Vorgefühles kommenden Uebels nicht zu erwehren. Von meinem Cousin irgend etwas wie Zartgefühl oder Rücksichtnahme gegen mich zu erwarten, war unmöglich. Ich sah, daß er sein Herz an mein Vermögen hängte, und einen solchen Preis gab er gewiß nicht leicht auf, zumal er beinahe die Mittel in Händen hatte, meinen Besitz zu erzwingen. Jetzt empfand ich schmerzlich meines Vaters Unbesonnenheit, mich in eine Familie zu bringen, deren Mitglieder, bis

auf eines, ihm gänzlich unbekannt waren, und bitter fühlte ich die Hülflosigkeit meiner Lage. Ich beschloß indeß für den Fall, daß mein Cousin bei seiner Werbung beharren sollte, meinem Oheim alle meine Gründe auseinanderzusetzen, obgleich derselbe in Herzlichkeit oder Freundlichkeit nie einen Schritt weiter gegangen war, als bei meinem Empfange. Ich wollte seine Gastfreundschaft und sein Ehrgefühl gegen die Wiederholung solcher lästigen Zudringlichkeit in Anspruch nehmen.

Meines Cousins Betragen mag als keine hinreichende Ursache zu einem so tiefen Verdrusse erscheinen, doch meine Unruhe wurde weder durch seine Handlungen noch durch seine Worte erweckt, sondern durch sein ganzes Wesen, das mir unheimlich war, mich selbst entsetzte. Bei dem Beginn unserer gestrigen Unterredung lag in seinem Benehmen ein Schwanken, welches gegen das Ende derselben dem rohen Entschlusse eines unverstellten Schurken zu weichen schien, die Einwilligung von mir allenfalls auch durch die entsetzlichsten Mittel zu erzwingen, um sich meines Vermögens zu bemächtigen.

Ich wurde früh am nächsten Morgen zu meinem Oheim in dessen eigenes Zimmer beschieden, welches in

einem Eckthurme des alten Gebäudes lag. Während des ganzen Weges dahin, wunderte ich mich darüber, was diese ungewöhnliche Maßregel zu bedeuten haben möchte. Als ich eintrat, stand er nicht mit seiner sonstigen Artigkeit auf, um mich zu begrüßen, sondern deutete nur auf einen Stuhl, dem seinigen gegenüber. Dies ließ nichts Angenehmes vermuthen. Ich setzte mich indeß schweigend nieder und erwartete, daß er das Gespräch eröffne.

„Lady Margarethe," sagte er endlich in einem strengeren Tone, als ich ihm je zugetraut hätte. „Ich habe bisher zu Ihnen als ein Freund gesprochen, allein ich vergaß darüber nicht, daß ich auch Ihr Vormund bin, und daß meine Gewalt als solcher mir das Recht giebt, Ihr Betragen zu beaufsichtigen. Ich werde Ihnen eine Frage stellen, und erwarte und fordere eine klare, unbedingte Antwort. — Bin ich recht berichtet worden, daß Sie verächtlich die Werbung und Hand meines Sohnes Eduard zurückgewiesen haben?"

Ich stammelte ziemlich zögernd:

„Das heißt, ich habe meines Cousins Antrag abgelehnt, und meine frühere Kälte gegen ihn hätte ihm schon im Voraus die Ueberzeugung gewähren können, daß dies geschehen würde."

Er entgegnete mit dem Ausdrucke mühsam verhehlten Zornes:

„Ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß Kälte und dergleichen Ausdrücke der beständige Gesang einer werthlosen Kokette sind. Sie wissen so gut, wie ich es Ihnen sagen kann, daß Kälte, Entmuthigung auch angewendet werden können, um dem Bewerber zu sagen, daß seine Aufmerksamkeiten nicht unwillkommen sind. Sie wissen eben so gut, daß eine geschickte Vernachlässigung eines der gefährlichsten Reizmittel ist, deren sich arglistige Schönheit bedienen kann. Ich sage Ihnen daher, daß Sie kein Recht haben, meinen Sohn ohne eine weitere Erklärung zu entlassen, nachdem Sie seine Aufmerksamkeiten länger als ein Jahr stillschweigend hinnahmen, und weder Ihr Vermögen noch Ihre Ladyschaft berechtigen Sie, die anhänglichen Bewerbungen eines redlichen Herzens mit Geringschätzung zurückzuweisen.“

Ich war durch diesen unverhehlten Versuch, meine Einwilligung durch Einschüchterung zu erzwingen, zu sehr verletzt, als daß ich sogleich die passende Antwort zu finden vermocht hätte, indeß entgegnete ich endlich mit einer Festigkeit, die mich selbst überraschte:

„Bei alle dem, was Sie so eben sagten, haben Sie

meine Beweggründe so wie mein Betragen gröblich mißkannt. Ihre Nachrichten müssen sehr unvollkommen gewesen sein, sofern sie mein Benehmen gegen meinen Vetter betreffen; es ging daraus nur Widerwille gegen ihn hervor, und wenn dieser noch durch irgend etwas hätte vergrößert werden können, so wäre es durch seinen Versuch geschehen, mich durch Furcht zu einer Heirath zu zwingen, die mich, wie er weiß, empört, und die er nur als ein Mittel suchte, sich dessen zu bemächtigen, was mein ist."

Indem ich dies sagte, heftete ich meine Augen auf die meines Oheims, doch er war zu alt in der Welt geworden, um unter schärferen Blicken, als den meinigen, in Verlegenheit zu gerathen; er entgegnete einfach:

„Kennen Sie die Bestimmungen von Ihres Vaters Testament?"

Ich antwortete bejahend und er fuhr fort:

„Dann müssen Sie wissen, daß mein Sohn Eduard, wäre er, was Gott verhüten möge, der unredliche Schurke, den Sie in ihm zu erblicken vorgeben, wohl einen kürzeren Weg gefunden haben würde, als eine Heirath, um das Ziel zu erreichen. Ein einziger Schlag würde Ihr Vermögen auf uns übertragen."

Ich starrte ihn noch an, als er schon seit mehreren Minuten aufgehört hatte, zu sprechen, bezaubert durch den fürchterlichen, schlangenartigen Blick, den er auf mich richtete. Endlich fuhr er mit einer willkommenen Veränderung in seinen Zügen fort:

„Ich will mit Ihnen über diesen Gegenstand nicht wieder sprechen, bis ein Monat vergangen ist. Sie sollen Zeit haben, die Vortheile der beiden Wege zu überlegen, die Ihnen eröffnet sind. Es würde mich betrüben, Sie zu einer Entscheidung zu treiben. Ich bin damit zufrieden, Ihnen meine Ansichten von der Sache mitgetheilt und Ihnen den Pfad der Pflicht angedeutet zu haben. Gedenken Sie des heutigen Tages über einen Monat. Früher nicht ein Wort davon."

Er stand auf und ich verließ das Gemach, aufgeregt und erschöpft.

Diese Unterredung, alle Nebenumstände derselben, mehr als Alles jedoch der Ausdruck in meines Oheims Zügen, während er, wenn auch nur wie von einer Möglichkeit, von einem M o r d e sprach, vereinigten sich, in mir den schlimmsten Argwohn gegen ihn zu erwecken. Ich fürchtete mich, wieder in das Gesicht zu sehen, das mir den Ausdruck der Schuld und Bosheit gezeigt hatte.

Ich betrachtete ihn mit jenem Gemisch von Furcht und Abscheu, mit welchem man auf den Gegenstand blickt, von welchem man sich in der Nacht als Alp gedrückt gefühlt hat.

Einige Tage nach diesem Auftritte fand ich auf meinem Tische ein Billet; ich öffnete es und las:

„Meine theure Lady Margarethe!

„Sie werden vielleicht überrascht sein, heute in „Ihrem Zimmer ein fremdes Gesicht zu erblicken. Ich „habe Ihr irisches Mädchen entlassen, und zu Ihrer „Bedienung eine Französin angenommen, ein Schritt, „der nothwendig war, weil ich in der nächsten Zeit „mit meiner ganzen Familie eine Reise nach dem Con„tinent zu machen beabsichtige.

„Ihr treuer Vormund

„Arthur Tyrrell."

Auf meine Frage erfuhr ich, daß meine treue Dienerin wirklich entlassen und schon weit auf dem Wege nach Galway war; an ihrer Stelle erschien eine lange, knochige, widerlich aussehende ältliche Französin, deren mürrisches Wesen zu verrathen schien, daß sie früher noch nie den Dienst einer Kammerjungfer verrichtet hatte.

Ich konnte mich nicht enthalten, sie als ein Ge-

schöpf meines Oheims zu betrachten und deshalb zu fürchten, wäre sie mir auch nicht auf andere Weise verdächtig erschienen.

Tage und Wochen vergingen, ohne daß ich auch nur einen Augenblick über das Benehmen, das ich zu beobachten haben würde, in Zweifel gerieth. Die gegebene Frist lief endlich ab; der Tag kam, an welchem ich meinem Oheim meinen Entschluß mittheilen sollte. Obgleich er nie einen Moment schwankend gewesen war, konnte ich mich doch bei der Annäherung der Unterredung eines Gefühles der Angst nicht erwehren. Mein Herz sank, als ich zu meinem Oheim berufen wurde.

Ich hatte meinen Vetter Eduard seit jener Erklärung nicht wieder gesehen; er mußte mich absichtlich vermieden haben; wahrscheinlich aus Klugheit, denn aus Zartgefühl konnte es unmöglich geschehen sein.

Ich war auf einen Ausbruch furchtbarer Wuth bei meinem Onkel gefaßt, sobald ich ihm meinen Entschluß verkündete, und nicht ohne Grund fürchtete ich eine Handlung der Gewalt oder Einschüchterung als Folge davon. Von diesen Ahnungen erfüllt, öffnete ich ängstlich die Thür, und im nächsten Augenblicke stand ich vor meinem Oheim. Er empfing mich mit einer

Artigkeit, die mir Scheu einflößte, weil ich glaubte, sie sei die Wirkung einer erwarteten günstigen Antwort. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Ich glaube, daß es für uns Beide eine Erleichterung sein wird, unser Gespräch so bald als möglich zu Ende zu bringen. Sie werden mich daher entschuldigen, meine liebe Nichte, wenn ich mit einer Rauheit spreche, die unter andern Umständen nicht zu entschuldigen sein würde. Sie haben gewiß den Gegenstand unserer letzten Unterredung genau und reiflich überlegt und werden jetzt bereit sein, mir Ihre Antwort offen zu sagen. Wenige Worte genügen; wir verstehen einander vollkommen.“

Er hielt inne. Ich fühlte zwar, daß ich auf einer Mine stand, welche in dem nächsten Augenblicke in die Luft fliegen mußte, aber ich erwiederte dennoch mit der größten Ruhe: „Ich muß jetzt dieselbe Antwort geben, wie bei der ersten Gelegenheit, und meine Erklärung wiederholen, daß ich in eine Verbindung mit meinem Cousin Eduard weder einwilligen kann noch will.“

Diese Antwort brachte keine große Veränderung bei Sir Arthur hervor, außer daß er leichenblaß wurde. Er schien in trübe Gedanken zu versinken; dann sagte er mit einer leichten Anstrengung:

„Sie haben mir offen und redlich geantwortet. Sie sagen, daß Ihr Entschluß unerschütterlich ist? Gut; möchte es anders gewesen sein, das wünschte ich von Herzen, doch auch so bin ich befriedigt.“

Er reichte mir seine Hand; sie war kalt und feucht wie der Tod; es war offenbar, daß er unter der angenommenen Ruhe eine furchtbare Aufregung verbarg. Er hielt meine Hand mit beinahe schmerzhaftem Drucke, während er, wie unwillkürlich, und meine Gegenwart vergessend, vor sich hin murmelte: „Sonderbar, in der That, sehr sonderbar! Geschick! Unabwendbares Geschick!“ Hier entstand eine längere Pause; dann fuhr er fort: „Wahnsinn, in der That, ein Tau zu knüpfen, das bis in das Innerste verrottet ist. Es muß zerreißen — und dann — ist Alles vorbei!“

Wieder entstand eine Pause von mehreren Minuten; dann änderte er plötzlich Ton und Haltung und sagte rasch:

„Margarethe, mein Sohn Eduard soll Sie nicht mehr quälen. Er reist morgen nach Frankreich ab. Er soll nicht mehr von diesem Gegenstande sprechen — nie — niemals. Was von Ihrer Antwort abhing, muß jetzt seinen eigenen Lauf haben, doch was seinen

fruchtlosen Antrag betrifft, so darf der nicht wiederholt werden."

Bei diesen Worten ließ er meine Hand fallen, als wollte er seine Verzichtleistung auf alle seine Pläne einer Verbindung mit mir aussprechen, und diese einfache Handlung so wie die Worte, von denen sie begleitet wurde, machten auf mich einen feierlicheren und tieferen Eindruck, als die Heftigkeit, die ich erwartet hatte, wahrscheinlich hervorgebracht haben würde. Mein Herz wurde von einem ängstlichen, bedrückenden Gefühle erfaßt, wie es von einer wichtigen und unwiderruflichen Handlung beinahe unzertrennlich ist, selbst wenn kein Zweifel darüber waltet, ob wir anders hätten handeln sollen.

„Wir wollen jetzt von der Sache nicht weiter sprechen," sagte mein Oheim nach einiger Zeit. „Eduard wird Sie ferner nicht mehr belästigen. Er verläßt Irland morgen, um nach Frankreich zu gehen. Das wird Ihnen eine Erleichterung sein. Darf ich Ihrer Ehre vertrauen, daß über unsere Unterredung nie ein Wort über Ihre Lippen kommen wird?"

Ich gab ihm die gewünschte Versicherung und er entgegnete: „Gut! Ich bin befriedigt. Ich glaube, wir haben uns jetzt gegenseitig nichts mehr zu sagen,

und da mein Anblick Ihnen lästig sein wird, mögen Sie gehen."

Ich verließ das Zimmer, und wußte kaum selbst, was ich von dieser sonderbaren Unterredung denken sollte.

Am nächsten Tage ergriff mein Onkel die Gelegenheit, mir zu sagen, daß Eduard bereits abgesegelt sein würde, wäre seine Absicht nicht durch ungünstigen Wind verhindert worden, und zwei Tage später zeigte er mir einen Brief, an Bord geschrieben, während das Schiff die Anker lichtete. Das war eine sehr willkommene Nachricht, und mir wahrscheinlich deshalb von meinem Onkel mitgetheilt worden.

Während dieser ganzen Prüfungszeit fand ich einen ungemeinen Trost in der Gesellschaft und der Theilnahme meiner Cousine Emmy. Ich habe in meinem spätern Leben nie eine so innige Freundschaft geschlossen, auf die ich mit so ungemischter Freude zurückblicken könnte, und die mich doch auch mit so tiefem, bitterem Kummer erfüllte. In der traulichen Unterhaltung mit ihr gewann ich bald meine Gemüthsruhe wieder, und verbrachte meine Zeit ziemlich angenehm, obgleich in der größten Zurückgezogenheit.

Alles ging still und ruhig, obgleich ich mich zuwei-

len eines Gefühles furchtbarer Zweifel über den Charakter meines Oheims nicht erwehren konnte. Der peinliche Eindruck, den meine beiden Unterredungen mit ihm hinterlassen hatten, verschwand indeß allmälig, als sich ein Ereigniß zutrug, das an und für sich zwar unbedeutend war, dennoch aber geeignet, meinen schlimmsten Argwohn wieder zu erwecken, und mich auf's Neue mit Angst und Entsetzen zu erfüllen.

Ich hatte eines Tages das Haus in Gesellschaft meiner Cousine Emmy verlassen. Wir wollten einen weiten Spaziergang machen, um einige Landschaftsscenen nach der Natur zu zeichnen, und waren etwa eine halbe Meile vom Hause entfernt, als ich bemerkte, daß wir unser Zeichengeräth vergessen hatten. Lachend über unsere Gedankenlosigkeit kehrten wir um; Emmy blieb vor dem Hause stehen, und ich eilte die Treppe hinauf, Zeichenbücher und Bleistifte aus meinem Zimmer zu holen. Ich begegnete der Französin, die über meinen Anblick zu erschrecken schien.

„Que veut Mademoiselle?“ fragte sie, artiger, als ich sie je zuvor gesehen hatte, und versuchte zugleich, mich aufzuhalten.

„Nichts! Nichts!“ rief ich, und verfolgte meinen Weg.

Sie rief mir nach, meine Stube wäre nicht in Ordnung und versuchte mich einzuholen, allein ich war ihr zu rasch und während sie mir nachkeuchte, hatte ich schon meine Thür erreicht. Ich öffnete sie, und bemerkte zu meinem größten Erstaunen, daß mein Zimmer nicht leer war. Das Fenster war geöffnet und daneben standen zwei Männer. Sie schienen die Haspen des Fensters zu prüfen und hatten den Rücken der Thür zugewendet. Sie drehten sich um, als ich eintrat; der Eine war mein Oheim. Der Andere, der schnell wieder nach dem Fenster sah, trug einen Hut mit sehr breitem Rande, doch ich hatte von ihm genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß es mein Vetter Eduard sei. Mein Oheim hatte ein eisernes Werkzeug in der Hand, das er hastig hinter dem Rücken verbarg, indem er auf mich zukam, und mir einige Worte sagte, die wie eine Erklärung klangen. Allein ich war zu überrascht und verwirrt, um ihn zu verstehen. Er sagte etwas von Kälte, Fensterrahmen und Sicherheit, doch ich wartete keine nähere Erklärung ab, sondern verließ eiligst das Zimmer. Als ich die Treppe hinabging, kam es mir vor, als hörte ich die Stimme der Französin, welche sich mit kreischender Zungenfertigkeit gegen Drohungen, oder was ich dafür hielt, vertheidigte.

Beinahe athemlos kam ich zu meiner Cousine Emmy. Ich brauche nicht zu sagen, daß mein Kopf von andern Dingen zu sehr erfüllt war, um noch an das Zeichnen zu denken. Ich theilte meiner Cousine offen die Ursache meiner Besorgnisse mit, dabei aber so zart als möglich, und mit Thränen versprach sie mir Wachsamkeit, Treue und Liebe. Ich fand nie Ursache, das rückhaltslose Vertrauen zu bereuen, das ich ihr zeigte. Sie war über die unerwartete Erscheinung Eduard's nicht weniger erstaunt, als ich selbst, denn wir Beide hatten dessen Abreise nach Frankreich nicht einen Augenblick bezweifelt. Jetzt zeigte es sich, daß dieselbe nur eine Täuschung gewesen war, und ich fürchtete dabei irgend eine böse Absicht. Die Lage, in welcher ich meinen Oheim fand, verbannte beinahe alle meine Zweifel über seine Absicht; mein Argwohn wurde zur Gewißheit, und Nacht für Nacht fürchtete ich, in meinem Bette ermordet zu werden. Der nervöse Zustand, der durch schlaflose Nächte und angstvolle Tage in mir hervorgerufen wurde, stieg bald bis zu einer solchen Höhe, daß ich an Mr. Jefferies, einen alten, treuen Freund meines Vaters, schrieb, ihn von Allem, was vorgefallen war, in Kenntniß setzte, und ihn um Gottes willen bat, mich aus meiner fürchterlichen Lage zu befreien. Diesen Brief

trug ich versiegelt und adressirt mehrere Tage bei mir, denn seine Entdeckung hätte verderblich für mich werden können. Ich wartete auf eine Gelegenheit, der ich ihn sicher anvertrauen könnte, um ihn auf die nächste Post zu bringen, da weder Emmy noch mir gestattet war, den mit einer Steinmauer umgebenen Park zu überschreiten, der das Gebäude umgab. Es war daher schwer, eine Gelegenheit zu finden.

Um diese Zeit hatte Emmy mit ihrem Vater ein kurzes Gespräch, das sie mir sogleich mittheilte. Nach einigen gleichgültigen Dingen hatte er sie gefragt, ob sie mit mir auf einem guten Fuß stände und ob ich offen in meinen Mittheilungen gegen sie wäre. Sie antwortete bejahend, und er fragte dann, ob ich sehr überrascht gewesen wäre, ihn an jenem Tage in meinem Zimmer zu finden. Sie entgegnete, es hätte mich verwundert und unterhalten. „Und was sagte sie zu Georg Wilson's Erscheinung?“ fragte er weiter. „Wessen?“ entgegnete sie. — „Nun, des Architekten, der die Ausbesserungen im Hause übernehmen soll. Man findet, daß er ein sehr hübscher Mensch ist.“ — „Sie konnte sein Gesicht nicht sehen,“ sagte Emmy, „und war so eilig, davonzukommen, daß sie ihn kaum bemerkte.“ — Sir Arthur schien befriedigt, und damit endete das Gespräch.

Diese kurze Unterredung, welche Emmy mir Wort für Wort wiederholte, hatte die Wirkung, zu bestätigen, wenn es dessen überhaupt noch bedurfte, was ich schon früher von Eduard's Anwesenheit dachte, und ich wurde dadurch wo möglich noch ängstlicher besorgt, den Brief an Mr. Jefferies abzusenden. Eine Gelegenheit dazu bot sich endlich dar. Als Emmy und ich eines Tages spazieren gingen, begegnete uns ein Bursche aus dem Dorfe. Der Ort war günstig, ich vertraute ihm den Brief zur Besorgung an, und er versprach die pünktlichste Vollziehung meines Auftrages. Kaum war er jedoch meinen Blicken entschwunden, als ich auch schon zu bereuen begann, daß ich ihm vertraut hatte. Doch die Sache konnte nicht mehr geändert werden, und so beschloß ich denn, ruhig eine Antwort abzuwarten, die indeß nicht vor Ablauf einiger Tage eintreffen konnte. Bevor ich sie empfing, trug sich ein Ereigniß zu, das mich nicht wenig überraschte.

Ich saß früh am Morgen in meinem Schlafzimmer, als an die Thür geklopft wurde. „Herein!" rief ich und mein Oheim trat ein.

„Sie werden mich entschuldigen," sagte er. „Ich suchte Sie in der Wohnstube, und erst als ich Sie dort nicht fand, kam ich hierher. Ich wünschte, ein Wort

mit Ihnen zu sprechen. Ich hoffe, Sie werden mein Benehmen gegen Sie bisher immer so gefunden haben, wie es einem Vormund gegen seine Mündel geziemt."

Ich wagte nicht, meine Zustimmung zu versagen.

„Ich hoffe auch," fuhr er fort, „daß Sie mich nie hart oder ungerecht gefunden haben, und daß Sie bemerkten, meine liebe Nichte, wie ich diesen Ort für Sie so angenehm als nur möglich zu machen suchte."

Auch das bestätigte ich.

Er steckte hierauf die Hand in die Tasche, zog daraus ein zusammengelegtes Papier hervor, warf es mit zorniger Geberde auf den Tisch und rief mit drohendem Tone:

„Schrieben Sie diesen Brief?"

Die plötzliche und furchtbare Veränderung seiner Stimme, seines Gesichtes, seines ganzen Wesens, und mehr als dies Alles die unerwartete Vorzeigung meines Briefes an Mr. Jefferies, den ich augenblicklich erkannte, verwirrten und erschreckten mich so sehr, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Haben Sie den Brief geschrieben?" fragte er noch einmal mit scharfer Betonung. „Sie thaten es, Lügnerin und Heuchlerin! Sie wagten es, diese nichtswürdigen Schmähungen zu schreiben! Doch es soll Ihr

letzter Brief gewesen sein. Die Menschen würden Sie für verrückt halten, wollte ich eine Untersuchung veranlassen. Ich kann Sie so darstellen. Die Besorgnisse, die Sie in diesem Briefe aussprechen, sind die Aeußerungen einer Wahnsinnigen. Ich habe Ihren ersten Versuch vernichtet, und bei dem ewigen Gott! wenn Sie je einen zweiten machen sollten, so würden Ketten, Finsterniß und des Kerkermeisters Peitsche Ihr Lohn sein."

Mit diesen auffallenden Worten verließ er mein Zimmer und ich blieb einer Ohnmacht nahe zurück.

Ich war jetzt beinahe zur Verzweiflung getrieben; mein letzter Wurf war mißglückt, und mir blieb keine andere Hoffnung, als heimlich aus dem Schlosse zu entfliehen und mich unter den Schutz des nächsten Beamten zu stellen. Ich fühlte, daß ich, geschah dies nicht, und zwar bald, ermordet werden würde. Durch bloße Beschreibung kann kein Mensch einen Begriff von dem Entsetzen meiner Lage haben. Ein hülfloses, schwaches, erfahrungsloses Mädchen war ich der Gewalt und Willkür böser Menschen überliefert, ohne Macht, mich dem Einflusse zu entziehen, dem ich höchst wahrscheinlich erliegen mußte. Dabei hatte ich das innige Bewußtsein, daß, wenn irgend eine Gewaltthat,

wenn ein Mord gegen mich beabsichtigt wurde, keine menschliche Macht im Stande war, mich zu retten.

Ich sah Eduard seit jenem Tage nicht wieder, und fing daher an zu glauben, daß er sich wirklich entfernt habe; dies diente zu meiner Beruhigung, denn eine dunkle Ahnung sagte mir, daß seine Nähe mir Unglück bedeute. Doch als ich eines Tages zufällig aus dem Fenster meines Schlafzimmers blickte, sah ich mit unaussprechlichem Entsetzen an einem gegenüberliegenden Fenster das Gesicht meines Vetters. Hätte ich den Bösen selbst in eigner Gestalt gesehen, ich hätte nicht heftiger erschrecken können. Ich war unfähig, sogleich von dem Fenster zurückzutreten, aber er bemerkte mich nicht, denn er sah starr auf den kleinen Hof hinab. Ich brachte den Rest des Tages in Angst und Entsetzen zu. Früh zog ich mich auf mein Zimmer zurück, doch ich war unfähig, zu schlafen.

Ungefähr um zwölf Uhr wurde ich so unruhig, daß ich zu Emmy hinüberging, und sie bat, zu mir zu kommen und bei mir zu schlafen, wozu sie sogleich bereit war. Wir legten uns daher zusammen nieder, sie ausgezogen, ich jedoch in den Kleidern, denn aller Augenblicke stand ich auf, um in dem Zimmer umherzugehen, weil meine Nerven zu angegriffen waren, um mir

Schlaf oder Ruhe zu gestatten. Emmy war bald fest eingeschlafen, und ich lag wachend, inbrünstig nach den ersten Strahlen des Morgens verlangend, und mit Ungeduld jeden Schlag der alten Hausglocke zählend, welche für mich jede Stunde zu der Länge von sechsen ausdehnte.

Etwa um 1 Uhr kam es mir vor, als hörte ich ein leises Geräusch an der Thür zwischen Emmy's Zimmer und dem meinigen, wie wenn Jemand den Schlüssel in dem Schlosse umdrehte. Ich hielt den Athem an, und dasselbe Geräusch wiederholte sich auch an der Thür des kleinen Ganges; hier rührte es ganz deutlich von dem Abschließen des Schlosses her, und es folgte ein leichter Druck gegen die Thür, als wollte man sich überzeugen, daß sie versperrt sei. Ich glaubte, sogar den Athem dessen hören zu können, der sie verschloß und dann vorsichtig durch den Gang davonschlich.

An dem obern Ende der Treppe entstand eine Pause, und ich hörte deutlich, wie zwei oder drei Sätze mit flüsternder Stimme gewechselt wurden. Die Schritte gingen dann, offenbar mit geringerer Vorsicht, die Treppe hinab. Ich wagte es, zu der Gangthür zu schleichen und fand sie in der That verschlossen, eben so auch die andere, zu Emmy's Zimmer.

Ich fühlte jetzt, daß die längst gefürchtete Stunde gekommen sei. Nur noch eine Aussicht auf Rettung blieb: Emmy zu erwecken und durch unsere vereinte Kraft die leichtere von beiden Thüren zu sprengen, durch sie in den untern Theil des Hauses zu gelangen, und von dort wo möglich nach dem Dorfe zu entfliehen.

Ich kehrte zu dem Bett zurück, doch vergeblich blieben alle meine Versuche, Emmy zu erwecken. Ich entriß ihr zwar einige unzusammenhängende Worte, doch dann schlief sie wieder fest ein, und ich konnte nicht mehr daran zweifeln, daß sie einen Schlaftrunk bekommen hatte. Ich versuchte es jetzt, mit so wenig Geräusch als möglich eine der beiden Thüren zu sprengen, doch alle meine Anstrengungen waren fruchtlos. Ich kehrte hierauf wieder zu dem Bette zurück, und versuchte nochmals, doch wieder vergebens, meine Cousine zu wecken. Es war kein Schlaf, in dem sie lag, sondern todesähnliche Betäubung.

Ich kniete dann nieder und betete mit Inbrunst; endlich setzte ich mich auf das Bett, mit verzweiflungsvoller Ergebung mein Schicksal erwartend.

Als ich so saß, hörte ich auf dem engen Hofe unter meinem Fenster ein leises Geräusch, wie wenn ein eisernes Werkzeug gegen Steine gestoßen wird. Eine un-

widerstehliche Neugier trieb mich, dem Grunde desselben nachzuforschen. Ich kroch daher auf den Knieen zu dem Fenster, damit von meinem Körper nur so wenig als möglich sichtbar werden möchte.

Der Mond beschien das altersgraue Gebäude mit unsicherem Lichte und seine Strahlen fielen schräg auf den Hof hinab; dessen eine Hälfte war daher beleuchtet, während die andere im Schatten lag. Wer oder was das Geräusch verursachte, war auf der dunkeln Seite verborgen. Ich legte die Hand über die Augen, und nun erkannte ich anfangs undeutlich, bald jedoch bestimmter, die Gestalt eines Menschen, der dicht an der Mauer ein Loch grub. Neben ihm lagen einige Geräthe, wahrscheinlich Schaufel und Hacke, und er bediente sich ihrer wechselsweise. Der Mann setzte seine Arbeit eifrig und so geräuschlos als möglich fort.

„So,“ sagte ich zu mir selbst, „wird das Grab gegraben, in welches ich, bevor einige Stunden vergehen, kalt und leblos hinabgesenkt werden soll. Ich gehöre ihnen; — ich *kann* ihnen nicht entrinnen.“

Mir war zu Muthe, als würde ich wahnsinnig. Ich sprang auf, und mit der Anstrengung der Verzweiflung versuchte ich nochmals eine der beiden Thüren zu sprengen. Ich strengte jede Nerve an, doch es fruchtete

nichts! Endlich warf ich mich wie außer mir auf den Fußboden und preßte beide Hände auf die Augen, das furchtbare Bild abzuwenden, das mich überschlich.

Der Paroxismus ging vorüber. Ich betete noch einmal mit der schmerzlichen Gluth eines Menschen, welcher fühlt, daß sein Tod nahe und unvermeidlich ist. Als ich aufstand, ging ich wieder zu dem Fenster, und blickte hinab. Ich kam gerade zu rechter Zeit, um die dunkle Gestalt fortschleichen zu sehen. Die Arbeit war beendigt. Die Katastrophe mußte nun bald erfolgen. Ich beschloß, mein Leben auf das Aeußerste zu vertheidigen, und suchte in dem ganzen Zimmer nach irgend etwas umher, das mir als Waffe dienen konnte. Ich fand nichts. Zufällig oder in der Annahme dieser Möglichkeit war jeder Gegenstand entfernt worden, der allenfalls zu einem solchen Zwecke hätte dienen können.

Ich mußte also sterben, ohne daß mir auch nur ein Versuch zu meiner Vertheidigung gestattet war.

Plötzlich ergriff mich ein Gedanke!

War es nicht vielleicht möglich, durch die Thür zu entfliehen, die der Mörder öffnen mußte, um in das Zimmer zu gelangen? Ich beschloß, den Versuch zu machen.

Ich war überzeugt, daß die Thür, durch die man



zu mir eindringen würde, die nach dem Gange sei. Es war dies der gradeste Weg. Ich nahm mir daher vor, mich hinter einen Mauervorsprung zu stellen, dessen Schatten mich verbergen mußte; wenn dann die Thür geöffnet würde, und noch ehe sie die Identität der im Bett liegenden Person erkannten, wollte ich geräuschlos aus dem Gemache kriechen, und wegen meiner weiteren Rettung Gott vertrauen.

Kaum hatte ich diesen Plan gefaßt, als ich bemerkte, daß das Zimmer durch die Annäherung irgend eines größeren Gegenstandes an das Fenster verdunkelt wurde. Als ich meine Augen nach jener Richtung wendete, die Ursache zu entdecken, gewahrte ich am obern Ende des Fensters, und wie aus der Höhe herabkommend, zuerst die Füße, dann den Leib und endlich den ganzen Körper eines Menschen. Es war Eduard Tyrrell. Er suchte einen Halt auf dem untern Steinsimse des Fensters, und als er ihn erreicht hatte, kniete er nieder, und blickte in das Zimmer. Da der Mond grade in das Gemach schien und die Gardinen des Bettes zurückgezogen waren, konnte er dieses mit seinem ganzen Inhalte übersehen. Er schien mit seiner Forschung zufrieden zu sein, denn er blickte nach oben und machte mit der Hand ein Zeichen. Dann legte er beide Hände an

den Fensterrahmen, der zu diesem Zwecke sinnreich eingerichtet sein mußte, hob ihn geräuschlos aus der Wand und ließ ihn in das Zimmer hinabgleiten. In der Hand hielt er ein Werkzeug, das wie ein Hammer aussah. Dies hielt er halb hinter sich, während er mit drei gewaltigen Schritten auf den Fußspitzen an die Seite des Bettes schlich.

Ich fühlte, daß jetzt die Entdeckung gemacht werden mußte, und hielt den Athem in Erwartung seines Wuthausbruches über die Täuschung an.

Ich schloß die Augen. Es entstand eine Pause, doch sie war nur kurz.

Ich hörte zwei dumpfe Schläge, die rasch auf einander folgten, einen zitternden Seufzer, und der lange, schwere Athem der Schlafenden war für immer entflohen.

Ich öffnete die Augen, und sah, wie der Mörder jenes Werkzeug von dem Kopfe der Leiche erhob, und mit demselben noch in seiner Hand zu der Gangthür schritt, gegen die er drei leise Schläge führte. Schnelle Schritte wurden außerhalb hörbar, und eine Stimme flüsterte Etwas durch das Schlüsselloch.

Eduard antwortete mit einer Art von schaudernden Kichern: „Die Lady wird sich nicht mehr beklagen. Schließt die Thür auf in des Teufels Namen, und

kommt herein, Ihr müßtet Euch denn fürchten, mir zu helfen, sie aus dem Fenster zu schaffen."

Der Schlüssel ward in dem Schlosse gedreht, die Thür öffnete sich, und mein Onkel trat herein. Er sowohl als Eduard standen dabei meinem Verstecke hinter dem unbedeutenden Mauervorsprunge so nahe, daß ich in jedem Augenblicke befürchtete, seine Hand würde mich berühren. Ich hielt den Athem an und stand regungslos wie der Tod.

„Du hattest keine Unterbrechung aus dem nächsten Zimmer?" fragte mein Onkel.

„Nein!" lautete die kurze Antwort.

„Bringe die Juwelen in Sicherheit, Ned. Die französische Harpyie darf ihre Hände nicht darauf legen. Du hast eine sichere Hand, bei Gott. — Nicht viel Blut? Wie?"

„Nicht zwanzig Tropfen!" sagte der Sohn.

„Ich bin froh, daß es vorüber ist," flüsterte mein Oheim. „Wir müssen jetzt die — die Sache durch das Fenster heben und den Schutt darüber legen."

Sie gingen zu dem Bett, wickelten das Betttuch um die Leiche, trugen diese zu dem Fenster, wechselten wenige Worte mit Jemand, der unten stand, hoben

ihre Last empor, und ich hörte, wie sie im schweren Fall auf den Hof hinabstürzte.

„Ich werde die Juwelen nehmen," sagte mein Oheim. „Sie stehen in zwei Kästchen in dem untern Schubfache."

Er ging grade auf den Ort zu, wo sich meine Juwelen befanden, und nachdem er sich derselben bemächtigt hatte, fragte er seinen Sohn:

„Ist das Thau oben fest?"

„Ich bin kein Narr," entgegnete dieser. „Ganz gewiß ist es fest."

Hierauf stiegen sie durch das Fenster.

Eben wollte ich vorsichtig mein Versteck verlassen, als ich meinen Oheim flüstern hörte:

„Verdammt! Du hast vergessen die Thür zuzuriegeln."

An der Spannung des Taues erkannte ich, daß Einer zurückkehrte. Es war keine Sekunde zu verlieren. Ich schlüpfte durch die Thür, die nur angelehnt war, und eilte durch den Gang. Noch hatte ich nicht viele Schritte zurückgelegt, als ich die Thür, durch die ich so eben entflohen war, von innen zuschließen und zuriegeln hörte.

Voll Entsetzen flog ich die Treppe hinab, und an

jeder Ecke fürchtete ich, den Mörder mir entgegentreten zu sehen.

Ich erreichte die Halle und lauschte einen Augenblick. Alles war still. Die Fenster der Wohnstube gingen auf den Park hinaus, und durch eines derselben hoffte ich leicht entfliehen zu können. Ich trat daher hastig hinein, doch zu meinem Entsetzen brannte ein Licht, und bei seinem Scheine sah ich an dem Tische, der mit Gläsern und Flaschen bedeckt war, eine Gestalt sitzen. Rings um den Tisch standen einige Stühle, unregelmäßig, als wären sie plötzlich verlassen worden. Ein Blick zeigte mir, daß die Person meine französische Dienerin war. Sie schlief fest, und hatte wahrscheinlich stark getrunken. Es lag etwas Geisterhaft-Boshaftes in der Ruhe von den Zügen dieses schlechten Weibes, welche von dem flackernden Scheine des Lichtes nur matt beleuchtet wurden. Ein Messer lag auf dem Tische und der fürchterliche Gedanke ergriff mich: „Soll ich die schlafende Mitschuldige des Mordes tödten und so meine Flucht sichern?“

Nichts war leichter; ich durfte nur die Klinge durch ihre Kehle ziehen; das war das Werk einer Sekunde.

Das Nachdenken eines Augenblickes genügte.

„Nein!“ dachte ich; „der Gott, der mich bis hie-

her durch die Schatten im Thale des Todes geleitet hat, wird mich auch jetzt nicht verlassen. Möge ich ihnen in die Hände fallen oder glücklich entkommen, so soll es doch frei von Blutschuld sein. Sein Wille geschehe!"

Es erwachte in mir ein Vertrauen auf den Beistand Gottes, so groß, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Ein anderes Mittel des Entrinnens gab es nicht, und ich schritt daher entschlossenen Muthes auf das Fenster zu. Geräuschlos öffnete ich es, und ohne hinter mich zu blicken, sprang ich hinaus. Kaum fühlte ich den Boden unter mir, so lief ich, so schnell ich vermochte, vorwärts, indem ich mich auf dem Rasen neben der Allee hielt. Ich verringerte meine Eile nicht einen Augenblick. Bald erreichte ich eine Stelle, wo die Straße einen Bogen machte. Diesen Umweg zu vermeiden, lief ich quer Feld ein, und hatte etwa die Hälfte bis zu dem Punkte, wo ich den betretenen Weg wieder zu erreichen gedachte, zurückgelegt, als der Hufschlag eines Pferdes mein Ohr traf. Mein Blut stockte. Der Galopp kam näher. Ich wurde offenbar verfolgt, und ein Entrinnen war kaum noch möglich. Kein Busch, kein Strauch in der Nähe, mich zu verbergen, und um meine Hoffnung vollends zu vernichten, trat jetzt auch der Mond hell und klar aus den Wolken hervor, die ihn

bisher verhüllt hatten. Der Hufschlag ertönte schon dicht hinter mir; ich fühlte meine Kniee unter mir brechen, schwankte, strauchelte, fiel zu Boden, und in demselben Augenblick sprengte auch die Ursach meines Schreckens an mir vorüber. Es war eines von den Füllen, die wild in dem Parke umherliefen!

Ich raffte mich auf, und setzte meine Flucht fort, wobei mein Gefährte mich noch einige Zeit spielend und neckend umkreisete.

Ich erreichte das Ende der Allee, ich wußte kaum, wie. Durch das Dorf, in welchem die Ruhe des Grabes herrschte, lief ich noch immer in wilder Hast, bis mir die rauhe Stimme einer Schildwach ihr: „Wer da?“ zurief. Ich fühlte, daß ich jetzt in Sicherheit sei. Meine Schritte der Richtung zulenkend, aus welcher die Stimme ertönt war, sank ich ohnmächtig nahe vor dem Soldaten nieder.

Als ich wieder zu mir kam, saß ich in einer elenden Hütte, umringt von fremden Gesichtern, die Neugier und Theilnahme aussprachen. Auch mehrere Soldaten erblickte ich. Wie ich später erfuhr, befand ich mich in dem Wachzimmer einer Abtheilung Soldaten, welche für diese Nacht im Orte einquartiert waren.

Mit wenigen Worten unterrichtete ich den komman-

direnden Officier von dem Vorgefallenen, indem ich ihm zugleich eine Beschreibung der Personen gab, die bei dem Morde betheiligt waren. Ohne mehr Zeit zu verlieren, als nöthig war, sich den Beistand eines Gerichtsbeamten zu verschaffen, begab er sich mit einem Theile seiner Leute nach dem Herrenhofe von Carrickleigh. Doch die Bösewichter hatten ihren Mißgriff entdeckt und noch vor der Ankunft der Soldaten ihre Flucht bewirkt.

Die Französin wurde am folgenden Tage in der Nachbarschaft verhaftet. Sie kam in Untersuchung und wurde von den nächsten Assisen verurtheilt. Vor ihrer Hinrichtung gestand sie: „daß sie eine Hand dabei gehabt hätte, Hugh Tisdall das Bett zu bereiten.“

Sie war damals Haushälterin und die zärtliche Freundin meines Oheims gewesen. Sie sprach Englisch wie eine geborene Engländerin, hatte sich jedoch nur der französischen Sprache bedient, wahrscheinlich, um ihre Absichten besser zu erreichen. Sie starb als dieselbe verhärtete Sünderin, als welche sie gelebt hatte, und gestand, wie sie selbst sagte, ihre Verbrechen nur deshalb, damit Sir Arthur Tyrrell verfolgt werde, den sie als den

Urheber ihrer Schuld und ihres Elends bezeichnete und jetzt von ganzer Seele verabscheute.

Sir Arthur und sein Sohn hatten zwar, wie erwähnt, ihre Flucht glücklich bewerkstelligt, doch nach mehreren Jahren wurden sie von der Nemesis auf furchtbare Weise ereilt und vernichtet.

So tief und innig auch meine Dankbarkeit gegen den Himmel für die Befreiung aus so drohender Gefahr sein mußte, konnte ich doch lange Zeit nur mit Gefühlen der Bitterkeit darauf zurückblicken.

Das einzige Wesen, das mich je wahrhaft geliebt hatte, meine nächste Verwandte, meine vertrauteste Freundin, stets bereit mit ihrer Theilnahme, ihrem Rathe, ihrem Beistande, das reinste, offenste, wärmste Herz sollte ihr Leben als Opfer für die Rettung des meinigen darbringen müssen!

Damals sprach ich den Wunsch aus, den kein Ereigniß meines langen, sorgenvollen Lebens mich zurücknehmen ließ, sie möchte verschont worden sein und ich statt ihrer in dem Grabe modern.



Der unheimliche Brautwerber.





Es giebt ein gut erhaltenes Bild von dem Maler Schalken. Die sonderbare Vertheilung des Lichtes macht, wie gewöhnlich bei seinen Gemälden, das scheinbare Hauptverdienst dieses Bildes aus. Ich sage das scheinbare, denn in der That liegt in dem Gegenstande, und nicht in der Behandlung desselben, der wahre Werth.

Das Bild stellt ein Gemach dar, welches ein Zimmer in einem alterthümlichen religiösen Gebäude zu sein scheint; den Vordergrund nimmt eine weibliche Gestalt ein, die in eine Art von weißem Gewand gekleidet ist, dessen einer Theil einen Schleier bildet. Die Kleidung ist jedoch nicht die irgend eines Nonnenordens. In der Hand hält sie eine Lampe, durch welche allein ihre Gestalt und ihr Gesicht beleuchtet werden. Ihre Züge tragen den Ausdruck eines arglistigen Lächelns über die Ausübung einer Schelmerei.

In dem dunklen Hintergrunde, nur von dem rothen Lichte eines erlöschenden Feuers beschienen, sonst aber in tiefe Schatten gehüllt, steht die Gestalt eines Mannes in altflämischer Tracht, in einer Haltung der Besorgniß, die Hand auf den Griff seines Schwertes gelegt, das er ziehen zu wollen scheint.

Es giebt Gemälde, welche den unwillkürlichen Eindruck machen, gewissermaßen die Ueberzeugung hervorrufen, daß sie nicht blos Gegenstände darstellen, die reine Schöpfung von der Phantasie des Künstlers sind, sondern Scenen, Gesichter und Situationen, die wirklich existirt haben. Auch in dem erwähnten Gemälde liegt ein Etwas, das es als eine Darstellung der Wirklichkeit erscheinen läßt.

Und eine solche ist es in der That, denn es schildert treu ein merkwürdiges und geheimnißvolles Ereigniß und verewigt in dem Gesichte der weiblichen Gestalt, welche die hervorstechendste Figur desselben ist, ein getreues Porträt der Rosa Velderkaust, der Nichte des Gerhard Douw, der ersten und, wie ich glaube, einzigen Geliebten des Malers Gottfried Schalken.

Mein Urgroßvater kannte den Künstler sehr gut. Von Schalken selbst hörte er die furchtbare Geschichte des Gemäldes, das er zuletzt als Vermächtniß empfing.

Die Geschichte und das Bild sind Erbstücke in meiner Familie geblieben, und nachdem ich das letztere beschrieben habe, will ich nun auch die erstere erzählen.

Es giebt wenige Gestalten, auf deren Schultern sich der Mantel der Romantik ungefälliger ausnimmt, als auf denen Schalken's, des bäurischen, doch höchst gediegenen Malers, dessen Werke die Kritik jetzt beinahe eben so sehr entzücken, als sein Betragen die Feineren seiner Zeit verletzte. Und dennoch war dieser Mann, so roh, so tölpisch, so mürrisch inmitten seiner Berühmtheit, in seinen unbekannteren, doch glücklicheren Tagen der Held einer wild-romantischen Begebenheit voll Geheimniß und Leidenschaft gewesen.

Als Schalken seine Kunst unter dem berühmten Gerhard Douw studirte, war er noch sehr jung. Ungeachtet seines phlegmatischen Temperamentes verliebte er sich bis über die Ohren in die reizende Nichte seines reichen Meisters. Rosa Velderkaust war noch jünger als er, denn sie hatte ihr siebenzehntes Jahr noch nicht erreicht, und wenn die Tradition die Wahrheit sagt, besaß sie alle Reize der schönen, blondhaarigen Flamänderinnen. Der junge Maler liebte innig und redlich. Seine unverhehlte Anbetung wurde vergolten. Er erklärte seine Liebe und empfing ein stammelndes Be-

kenntniß der Gegenliebe. Er war der glücklichste und stolzeste Maler in der ganzen Christenheit. Doch gab es Etwas, das seinen Jubel dämpfte: er war arm und unberühmt. Er wagte es daher nicht, Gerhard um die Hand seiner schönen Nichte zu bitten. Erst mußte er Ruhm und Reichthum gewinnen.

Er hatte also noch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch das Herz Rosa's war sein, also der Sieg schon halb errungen.

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß er seine Anstrengungen verdoppelte, und seine erworbene Berühmtheit beweist, daß sie nicht erfolglos blieben.

Seine eifrigen Arbeiten und die Hoffnungen, die ihn dazu anspornten, sollten indeß eine Unterbrechung von so geheimnißvoller Art erfahren, daß sie über die Ereignisse selbst einen Charakter des Entsetzens verbreiteten.

Schalken war eines Abends länger als alle seine Mitschüler geblieben, und setzte seine Arbeit in dem verödeten Gemache allein fort. Als ihm das Tageslicht ausging, legte er die Farben bei Seite, und machte sich an die Vollendung einer Skizze, auf die er ungewöhnliche Mühe verwendet hatte. Es war eine religiöse Composition und stellte die Versuchungen des dick-

bäuchigen St. Antonius dar. So wenig religiöse Erhebung der junge Künstler auch besaß, hatte er doch genug Urtheilsfähigkeit, um mit seinem eigenen Werke unzufrieden zu sein, und der Heilige, wie der Teufel, wurden mit Geduld mancher Abänderung und Ausbesserung unterworfen; doch Alles blieb vergeblich.

Das große, altväterische Gemach war still und einsam. So vergingen unter wiederholten Versuchen beinahe zwei Stunden ohne günstigen Erfolg. Schon begann das Zwielicht in die Dunkelheit des Abends überzugehen. Die Geduld des jungen Künstlers war erschöpft; er stand auf von der unvollendeten Arbeit, und indem er mürrisch die Kreide wegwarf, die so wenig ihre Pflicht gethan hatte, rief er ärgerlich aus:

„Verflucht sei das Bild, der Teufel, der Heilige und —“

In diesem Augenblicke traf ein kurzes Schnauben, dicht hinter ihm, sein Ohr; er wendete sich rasch um und bemerkte jetzt erst, daß seine Arbeit einen Fremden zum Zeugen gehabt hatte.

Einige Schritte von ihm entfernt stand ein Mann in einem kurzen Mantel und hohen, spitzen Hut; in der Hand, die ein großer lederner Stulphandschuh bedeckte, hielt er einen mächtigen Spazierstock von Eben-

holz mit blitzendem goldenem Knopfe, und von der Brust schimmerten durch die Falten seines Wamses die Glieder einer schweren goldenen Kette.

Das Gemach war jetzt so finster, daß unter dem weit vorspringenden Rande des Hutes von dem Gesichte des Fremden nichts zu erkennen war.

Nicht leicht wäre es gewesen, das Alter dieses Mannes zu bestimmen, doch unter dem Hute quoll eine dichte Masse dunkler Locken hervor, und dies, so wie seine kräftige, aufrechte Haltung ließ vermuthen, daß er die Sechzig noch nicht überschritten hatte. Das Aeußere des Fremden trug den Charakter des Ernstes und der Wichtigkeit, dabei lag aber auch etwas unbeschreiblich Seltsames, ich möchte sagen Fürchterliches in der steinernen Regungslosigkeit des Gesichtes, und die mürrische Aeußerung, die dem Künstler bereits auf den Lippen geschwebt hatte, wurde dadurch zurückgedrängt. Er fragte daher, sobald er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, den Fremden, ob er seinem Meister irgend einen Auftrag mitzutheilen wünsche.

„Saget Gerhard Douw," antwortete der Unbekannte, ohne seine Stellung zu verändern, „daß Minheer Vanderhausen, aus Rotterdam, morgen Abend um

diese Stunde mit ihm in diesem Gemache über Dinge von Wichtigkeit zu sprechen wünscht; das ist Alles."

Als der Fremde diesen Auftrag beendet hatte, drehte er sich um und verließ mit schnellen doch leisen Schritten das Gemach, noch ehe Schalken Zeit zu einer Antwort fand.

Der junge Mann fühlte sich von Neugier ergriffen, zu sehen, nach welcher Richtung der Bürger von Rotterdam sich wenden würde, und eilte daher an das Fenster, welches grade über der Hausthür lag. Von dem Atelier bis dahin war eine beträchtliche Strecke, und gleichwohl stand Schalken vergeblich auf seinem Beobachtungsposten. Einen andern Ausgang hatte das Haus nicht. War die sonderbare Erscheinung des Fremden verschwunden, oder hatte er sich in irgend einer bösen Absicht in dem Hause versteckt? Diese letztere Vermuthung erfüllte Schalken mit einer unbestimmten Angst, die sich so unnatürlich steigerte, daß er sich gleich sehr fürchtete, allein in dem Gemache zu bleiben, und durch den langen Gang vor demselben zu gehen. Nach einem mühsam gefaßten Entschlusse verließ er indeß das Gemach, und nachdem er die Thür hinter sich verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt hatte, eilte er, angstbeklommen, durch den dunkeln Gang, und ath-

mete erst wieder frei, als er die offene Straße erreicht hatte.

„Minheer Vanderhausen!“ sagte Gerhard Douw zu sich selbst, als die festgesetzte Stunde nahete. „Minheer Vanderhausen, von Rotterdam! Ich hörte von dem Manne bis gestern noch nie. Was kann er von mir wollen? Ein Bild, das gemalt — ein armer Verwandter, der als Lehrling untergebracht werden soll! — Ah, bah, ich werde ja bald erfahren, welcher Art die wichtigen Geschäfte sind.“

Der Tag war zu Ende, und wieder jede Staffelei, ausgenommen die Schalken's, verlassen. Gerhard Douw ging in ungeduldiger Erwartung im Zimmer auf und nieder, zuweilen einen Blick auf die Arbeit des einen oder des andern der abwesenden Schüler werfend, noch öfter jedoch hinab auf die Straße.

„Sagtet Ihr nicht, Gottfried,“ fragte er endlich, „daß sieben Uhr die von ihm festgesetzte Stunde sei?“

„Ich hatte grade die sieben Schläge gezählt, als ich ihn zuerst sah;“ entgegnete der Schüler.

„So ist die Zeit nahe,“ sagte der Meister, auf seine eirunde Taschenuhr sehend. „Minheer Vanderhausen, von Rotterdam, nicht wahr?“

„So war der Name.“

„Und ein ältlicher, reichgekleideter Mann?“ fuhr Douw sinnend fort.

„So viel ich bemerken konnte,“ erwiderte der Schüler. „Er schien nicht mehr ganz jung, doch auch noch nicht sehr alt zu sein, und sein Anzug war reich und ernst, wie er sich für einen wohlhabenden gesetzten Bürger geziemt.“

In diesem Augenblicke schlug die Uhr des Stadthauses sieben; die Augen des Meisters wie des Schülers richteten sich auf die Thür, und als der letzte Schlag ausgebrummt hatte, sagte Douw:

„So, so, nun werden wir ihn ja zu sehen bekommen, das heißt, wenn er Wort zu halten gedenkt; wo nicht, so könnt Ihr auf ihn warten, Gottfried, wenn Ihr nach seiner Bekanntschaft begierig seid.“

„Da kommt er, Meister,“ rief Schalken leise, und als Gerhard Douw sich gegen die Thüre wendete, erblickte er dieselbe Gestalt, welche am Tage zuvor seinen Schüler so unerwartet begrüßt hatte.

Douw zog artig sein Käppchen vor dem Fremden ab und ladete ihn ein, sich zu setzen. Jener winkte leicht mit der Hand, wie in Anerkennung der Höflichkeit, blieb jedoch stehen.

„Ich habe die Ehre, Minheer Vanderhausen, von Rotterdam, zu sehen?“ fragte Gerhard Douw.

„Denselben!“ lautete die lakonische Antwort des Fremden.

„Wie ich höre, wünschen Ew. Ehren mit mir zu sprechen,“ fuhr Gerhard fort, „und ich bin daher hier, Eure Befehle zu empfangen.“

„Ist das ein zuverlässiger Mann?“ sagte Vanderhausen, auf Schalken deutend, der in geringer Entfernung hinter seinem Meister stand.

„Vollkommen!“ entgegnete Gerhard.

„So laßt ihn dieses Kästchen nehmen, bei dem nächsten Juwelier oder Goldschmied den Werth des Inhalts schätzen und dann mit einem Certificate der Schätzung zurückkehren.“

Bei diesen Worten händigte er Gerhard Douw, der eben so sehr über das Gewicht desselben wie über das kurze Wesen seines Besuches staunte, ein Kästchen ein. Indeß den Wünschen des Fremden entsprechend, übergab er es Schalken zugleich mit dem empfangenen Auftrage.

Schalken verbarg die werthvolle Last unter den Falten seines Gewandes, schritt schnell durch die nächsten Straßen und blieb vor einem Eckhause stehen, in

dessen Erdgeschoß ein jüdischer Goldschmied seinen Laden hatte. Er trat hinein, ging mit dem kleinen Hebräer in dessen Hinterstübchen und legte ihm hier Vanderhausen's Kästchen vor. Nachdem es mühsam geöffnet worden war, zeigte es sich ganz mit Goldstangen angefüllt, und der Jude erklärte, daß alle von dem feinsten Gehalte wären. Er ging dann an die Schätzung, und stellte endlich das Zeugniß aus, daß der Werth des Inhaltes viele tausend Reichsthaler betrüge.

Mit diesem Documente in der Tasche, und das reiche Kästchen sorgfältig unter den Arm gepreßt, schlug Schalken den Rückweg ein, und als er in die Malerwerkstatt trat, fand er seinen Meister in tiefem Gespräche mit dem Fremden.

Schalken hatte kaum das Gemach verlassen, um den ihm ertheilten Auftrag zu vollziehen, als Vanderhausen in folgenden Worten Gerhard Douw anredete:

„Ich kann Euch heute nur einige Minuten aufhalten, und so will ich Euch denn in der Kürze mit der Sache bekannt machen, wegen der ich gekommen bin. Ihr besuchtet Rotterdam vor etwa vier Monaten, und ich sah dabei in der St. Lorenzo-Kirche Eure Nichte, Rosa Velderkaust. Ich wünsche sie zu heirathen, und

wenn ich Euch darüber zufriedenstelle, daß ich reicher bin, als irgend ein anderer Mann, von dem Ihr für sie träumen könnt, so erwarte ich, daß Ihr meine Bewerbung durch Eure Autorität unterstützen werdet. Genehmigt Ihr meinen Vorschlag, so müßt Ihr sogleich mit mir abschließen, denn ich kann nicht auf die Entscheidung warten."

Gerhard Douw war durch die Mittheilung des Minheer Vanderhausen im höchsten Grade überrascht, allein er wagte es nicht, sein Erstaunen auszusprechen; denn außer den Rücksichten, welche Klugheit und Höflichkeit geboten, empfand der Maler auch eine unerklärliche Beängstigung, der ähnlich, welche man spürt, wenn man gezwungener Weise in der Nähe eines Menschen ist, gegen den man eine unwiderstehliche Antipathie fühlt.

„Ich zweifle nicht," sagte Gerhard, nachdem er sich zwei oder drei Mal geräuspert hatte, „daß die Verbindung, welche Ihr mir vorschlagt, eben so vortheilhaft, als ehrenvoll für meine Nichte wäre; allein Ihr müßt zugeben, daß sie auch einen eigenen Willen hat, und das vielleicht nicht anerkennt, was wir als ihren Vortheil betrachten."

„Suchet nicht, mich zu täuschen, Herr Maler,"

sagte Vanderhausen. „Ihr seid ihr Vormund, sie ist Eure Mündel; sie ist mein, wenn Ihr sie dazu machen wollt.“

Der Mann von Rotterdam trat etwas vor, indem er so sprach, und Gerhard Douw betete heimlich, er wußte selbst nicht, weshalb, daß Schalken bald zurückkehren möchte.

„Ich wünsche,“ fuhr der geheimnißvolle Fremde fort, „in Eure Hände sogleich die Bürgschaft meines Reichthumes und meiner freigebigen Gesinnungen gegen Eure Nichte niederzulegen. Der Bursche wird in ein oder zwei Minuten mit einer Summe zurückkehren, die fünf Mal so groß ist, als die, welche sie ein Recht hat, von ihrem zukünftigen Gatten zu erwarten. Diese werde ich, zugleich mit ihrem Witthum, Euch übergeben, und Ihr mögt darüber verfügen, wie Ihr es zu dem Besten Eurer Nichte für angemessen haltet. Es soll schon bei ihren Lebzeiten ihr ausschließliches Eigenthum sein. — Ist das nicht freigebig?“

Douw gab dies zu, und gestand sich selbst in seinem Innern, daß das Glück sich seiner Nichte außerordentlich günstig gezeigt hätte. Der Fremde mußte seiner Meinung nach eben so reich wie großmüthig sein, und ein solches Anerbieten konnte nicht füglich zurückgewiesen

werden, obgleich es auf eine so auffallende Weise gestellt wurde. Rosa durfte keine großen Ansprüche machen, denn sie hatte nur eine geringe Aussteuer zu erwarten, und verdankte diese lediglich der Großmuth ihres Oheims. Auch in Hinsicht auf die Geburt durfte sie ihre Forderungen nicht hoch spannen. Auf andere Widersprüche beschloß Gerhard nicht zu achten.

„Herr," sagte er daher, „Euer Anerbieten ist freigebig, und wenn ich gleichwohl noch zögere, es augenblicklich anzunehmen, so geschieht dies nur deshalb, weil ich nicht die Ehre habe, von Eurer Familie oder Eurer Stellung etwas zu wissen. Ueber diese Punkte könnt Ihr mich natürlich ohne Schwierigkeit zufriedenstellen?"

„Was meine Achtbarkeit betrifft," entgegnete der Fremde trocken, „so müßt Ihr diese für jetzt als erwiesen annehmen. Behelligt mich nicht mit Fragen. Ihr könnt über mich nicht mehr erfahren, als ich selbst bekannt machen will. Ihr sollt hinreichende Sicherheit für meine Ehrenhaftigkeit erhalten, — mein Wort, wenn Ihr vernünftig, mein Gold, wenn Ihr geizig seid."

„Ein eigensinniger alter Herr," dachte Gerhard Douw. „Er will seinen eigenen Weg gehen, doch,

Alles wohl erwogen, bin ich nicht berechtigt, den Antrag abzulehnen. Indeß will ich mich nicht unnöthig verpflichten."

„Ihr wollt Euch nicht unnöthig verpflichten," sagte Vanderhausen, indem er wunderbarer Weise eben die Worte aussprach, deren sich Douw in seinen Gedanken bedient hatte; „allein Ihr werdet dies thun, wenn es nöthig ist, vermuthe ich; und ich will Euch beweisen, daß ich es für unerläßlich halte. Wenn das Gold, das ich in Euren Händen zu lassen denke, Euch genügt, und Ihr nicht wünscht, daß ich meinen Antrag sofort zurücknehmen soll, so müßt Ihr, noch ehe ich aus diesem Gemache gehe, Euren Namen unter diesen Vertrag setzen."

Damit übergab er dem Meister ein Papier, dessen Inhalt die von Gerhard Douw eingegangene Verpflichtung war, an Wilken Vanderhausen aus Rotterdam seine Nichte, Rosa Velderkaust, nach Verlauf einer Woche von dem benannten Tage zur Ehe zu geben.

Während der Maler damit beschäftigt war, dies Document bei dem flackernden Scheine der Oellampe zu lesen, die in der fernsten Ecke des Gemaches brannte, trat Schalken herein. Er übergab das Kästchen und das Certificat des Juden dem Fremden, und wollte sich

eben wieder entfernen, als Vanderhausen ihn aufforderte, zu warten.

Der Fremde reichte hierauf Kästchen und Document an Douw, und nachdem dieser den Inhalt beider geprüft hatte, fragte er ihn:

„Seid Ihr zufrieden?“

Der Maler entgegnete, daß er sich noch einen Tag Bedenkzeit ausbitten möchte.

„Keine Stunde!“ erwiderte der Bewerber rauh.

„Gut denn,“ sagte Gerhard Douw mit einiger Ueberwindung. „Ich bin zufrieden. Der Handel ist richtig.“

„So unterzeichnet,“ drängte Vanderhausen, „denn ich bin müde.“

Er zog ein kleines Schreibgeräth hervor, und Gerhard unterzeichnete die wichtige Verpflichtung.

„Dieser Jüngling möge als Zeuge unterschreiben,“ sagte der Alte, und Gottfried Schalken bestätigte ahnungslos das Document, welches ihn für immer seiner theuren Rosa beraubte.

Als der Vertrag so geschlossen war, faltete der sonderbare Besuch das Papier zusammen und schob es sicher in seine innere Brusttasche.

„Ich werde Euch morgen Abend um neun Uhr in

Eurem eigenen Hause besuchen, Gerhard Douw, und den Gegenstand unseres Vertrages sehen!" sagte Wilken Vanderhausen und verließ mit steifen doch schnellen Schritten das Gemach.

Schalken, der sich Gewißheit verschaffen wollte, war an das Fenster getreten, die Straßenthür zu bewachen, doch dies diente nur dazu, seinen Argwohn zu steigern, denn Vanderhausen trat nicht auf die Straße.

Das war s e h r sonderbar, geheimnißvoll, beinahe fürchterlich.

Er und sein Meister gingen miteinander, und sprachen nur wenig, denn Jeder hatte seine besonderen Gegenstände des Nachdenkens, der Besorgniß und der Hoffnung. Schalken ahnte indeß nicht das Verderben, welches seine theuersten Pläne bedrohte.

Gerhard Douw wußte nichts von der Neigung, welche seinen Schüler und seine Nichte mit einander verband, und selbst wenn er davon gewußt hätte, ist es zweifelhaft, ob er das Bestehen derselben als ein ernstes Hinderniß für die Wünsche des Minheer Vanderhausen betrachtet haben würde. Heirathen waren damals wie noch jetzt oft bloße Angelegenheiten des Handels und der Berechnung, und es würde in den Augen eines Vormundes als eine Albernheit gegolten haben, eine

gegenseitige Neigung zu einem wesentlichen Erfordernisse eines Vertrages der Art zu machen.

Der Maler theilte indeß seiner Nichte den wichtigen Schritt nicht mit, den er in Beziehung auf sie gethan hatte; er unterließ dies indeß nicht aus Besorgniß vor einem Widerspruche von ihrer Seite, sondern nur aus einem Gefühl der Scheu, daß sie ihn nach dem Aussehen des Bräutigams fragen möchte, und daß er dann gestehen müßte, er hätte sein Gesicht noch nicht gesehen, und es würde ihm daher durchaus unmöglich sein, ihn wiederzuerkennen.

Am nächsten Tage, nach dem Mittagsessen, berief Gerhard Douw seine Nichte zu sich, und nachdem er ihr Aussehen mit einem Blicke der Zufriedenheit geprüft hatte, nahm er ihre Hand, sah ihr mit freundlichem Lächeln in das reizende, unschuldige Gesicht und sagte:

„Rosa, mein Mädchen, Dein Gesicht wird Dein Glück machen.“

Rosa erröthete und lächelte.

„Solche Gesichter und solche Herzen findet man selten beisammen,“ fuhr Meister Gerhard fort, „doch wenn dies geschieht, ist ihre Vereinigung so bezaubernd, daß nur wenige oder keine Herzen ihr widerstehen können Glaube mir, Mädchen, Du wirst bald eine Braut

sein. Doch das ist nur eine Nebensache, und ich habe Eile; bringe also das große Zimmer zu heute Abend um acht Uhr in Ordnung, und gieb Befehl, daß das Abendessen um neun Uhr bereit ist. Ich erwarte einen Freund. Und noch Eins, Kind. Putz Dich hübsch heraus. Ich will nicht, daß man uns für arm oder geschmacklos halten soll.“

Mit diesen Worten verließ er sie und schlug seinen Weg nach dem Saale ein, in welchem seine Schüler arbeiteten.

Als der Abend anbrach, rief Gerhard Schalken zu sich, der eben seine eigene ärmliche Wohnung aufsuchen wollte, und ladete ihn ein, mit ihm zu kommen, und mit Rosa und Vanderhausen zu Abend zu essen.

Die Einladung wurde natürlich mit Freuden angenommen, und Gerhard Douw und sein Schüler befanden sich bald in dem hübschen, doch selbst damals alterthümlichen Gemache, welches zu dem Empfange des Fremden bereitet worden war.

Ein behagliches Holzfeuer brannte in dem Kamin, und in geringer Entfernung von demselben stand ein altmodischer Tisch, der in dem Scheine des Feuers wie Gold flimmerte, und das Abendessen erwartete, zu welchem die Vorbereitungen im vollen Gange waren. Mit

der größten Regelmäßigkeit waren die schweren Stühle mit hoher Lehne aufgestellt, deren Mangel an Schönheit mehr als reichlich durch ihre Bequemlichkeit ersetzt wurde.

Die kleine Gesellschaft, aus Rosa, ihrem Oheim und dessen Schüler bestehend, erwartete die Ankunft des Gastes mit ziemlicher Ungeduld. Es schlug endlich neun Uhr, und mit dem letzten Schlage desselben wurde an die Straßenthür geklopft. Gleich darauf ertönten langsame, feierliche Tritte auf der Treppe, dann auf dem Gange, endlich wurde die Thür des Zimmers, in welchem sich die kleine Gesellschaft befand, geöffnet, und herein trat eine Gestalt, die den phlegmatischen Holländer erschreckte, und bei deren Anblick Rosa beinahe vor Entsetzen laut aufgeschrieen hätte.

Es war Minheer Vanderhausen, — seine Kleidung, seine Haltung, seine Gestalt, doch sein Gesicht hatte zuvor noch Keiner von den Anwesenden erblickt.

Der Fremde blieb an der Thür des Zimmers stehen und zeigte seine ganze Gestalt wie sein Gesicht. Er trug einen dunklen Tuchüberwurf, der weit und faltig war, und nicht ganz bis zu den Knieen herabging; seine Beine waren mit purpurfarbigen Strümpfen bekleidet und seine Schuh mit Rosen von derselben Farbe ver-

ziert. Das Unterwams, welches zwischen den Falten des Ueberwurfes hindurchschimmerte, war von sehr dunkler, vielleicht von schwarzer Farbe und seine Hände waren mit großen Lederhandschuhen bekleidet, die, nach Art der Fechthandschuhe, bis weit über das Handgelenk hinaufgingen. In der einen Hand trug er Stock und Hut, und die andere hing schwer an seiner Seite herab. Eine Masse grauwerdenden Haares fiel auf die steife Krause herab, die seinen Hals umschloß.

So weit war Alles gut; doch das Gesicht! Alles Fleisch desselben trug die bleigraue Farbe, welche zuweilen die Folge metallischer Arzeneien ist, wenn sie in übermäßiger Masse genommen werden; seine Augen zeigten eine übergroße Menge von schmutzigem Weiß, und trugen einen unerklärlichen Charakter der Krankheit; die Farbe der Lippen stimmte zu der des übrigen Gesichtes, und dessen ganzer Ausdruck hatte etwas Boshaftes und selbst Satanisches. Es wurde bemerkt, daß der Fremde so wenig als möglich von seinem Fleisch sehen ließ, und daß er während des Abendessens seine Handschuh sogar nicht ein einziges Mal auszog.

Nachdem er einige Augenblicke an der Thür gestanden hatte, fand Gerhard Douw endlich Athem und Fassung genug, ihn zu begrüßen, und mit einer stum-

men Verneigung des Kopfes schritt Vanderhausen vor in das Gemach.

Es lag etwas Eigenthümliches, sogar Entsetzliches, in allen seinen Bewegungen, etwas Unbeschreibliches, Unnatürliches, Unmenschliches. Es schien, als würden alle seine Glieder durch einen Geist gelenkt und bewegt, der mit der Maschinerie des menschlichen Körpers nicht vertraut war.

Der Fremde sprach während seines ganzen Besuches, der kaum länger als eine halbe Stunde dauerte, fast kein Wort, und der Wirth selbst fand nur zu wenigen, alltäglichen Höflichkeiten den Muth. In der That flößte Vanderhausen's Anwesenheit allen übrigen Tischgenossen ein solches Entsetzen ein, daß nur wenig fehlte, und sie wären in panischem Schrecken entflohen. Sie hatten indeß noch nicht so ganz alle Selbstbeherrschung verloren, um nicht einige sehr auffallende Eigenthümlichkeiten an dem Gaste zu bemerken. Während seines Bleibens schlossen seine Augenlider sich nicht ein einziges Mal, ja, sie machten selbst nicht die leiseste Bewegung. Außerdem zeigte sein Körper eine todtenähnliche Stille, was davon herrührte, daß seine Brust sich nicht unter Athemzügen hob und senkte.

Diese beiden Eigenthümlichkeiten mögen unbedeu-

tend erscheinen, wenn man sie erzählt, allein sie machten einen peinlich-unheimlichen Eindruck, indem sie bemerkt wurden.

Vanderhausen befreite den Maler von Leyden endlich von seiner Gegenwart, und mit einem nicht geringen Gefühle der Erleichterung hörte die kleine Gesellschaft die Straßenthür hinter ihm verschließen.

„Theurer Oheim,“ sagte Rosa, „was für ein entsetzlicher Mensch! Nicht um alle Schätze der Staaten möchte ich ihn wiedersehen.“

„Still, thörichtes Mädchen!“ sagte Gerhard Douw, dessen Gefühle eher alles andere als angenehmer Art waren. „Ein Mann kann so häßlich sein, wie der Teufel, und dennoch, wenn sein Herz und seine Handlungen gut sind, alle glattgesichtigen Modepuppen aufwiegen. Rosa, mein Mädchen, es ist freilich wahr, daß er nicht Dein reizendes Gesichtchen hat, aber ich weiß, daß er reich und freigebig ist. Und wäre er noch zehn Mal häßlicher, so würden diese beiden Tugenden all seiner Abscheulichkeit die Wage halten, und wenn sie auch nicht hinreichten, seine Züge und seine Farbe zu verändern, so würden sie beide doch viel weniger abschreckend erscheinen lassen.“

„Wißt Ihr wohl, Ohm,“ sagte Rosa, „als ich

ihn so an der Thür stehen sah, konnte ich es nicht aus dem Kopfe bringen, daß ich die alte Gestalt wiedersähe, die mich auf dem Gemälde in der St. Lorenzo-Kirche von Rotterdam so in Furcht setzte.“

Gerhard lachte, obgleich er innerlich der Richtigkeit der Bemerkung beistimmen mußte. Er war indeß entschlossen, seine Nichte so viel als möglich zu verhindern, bei der Häßlichkeit des ihr bestimmten Bräutigams zu verweilen, obgleich er mit Zufriedenheit bemerkte, daß sie nicht von der unheimlichen Furcht ergriffen war, deren er selbst sich nicht erwehren konnte, und die auch sein Schüler theilte.

Früh am nächsten Tage langten aus verschiedenen Theilen der Stadt für Rosa Geschenke an, bestehend in Seidenstoffen, Sammt, Juwelen und andern Kostbarkeiten. Eben so kam auch ein Packet an Gerhard Douw, und als dieser es öffnete, fand er einen in aller Form aufgenommenen Heirathscontract zwischen Wilken Vanderhausen auf dem Baumwege in Rotterdam und Rosa Velderkaust von Leyden, Nichte des Gerhard Douw, Meister der Malerkunst, in derselben Stadt. Vanderhausen machte dadurch seiner Braut Versprechungen, die noch viel glänzender waren, als Gerhard nach seinen ersten Andeutungen glauben konnte.

Sie sollten auf die unzweifelhafteste Weise sichergestellt werden: dadurch, daß Gerhard Douw selbst die Summen empfing.

Ich habe keine gefühlvollen Scenen zu beschreiben, keine Grausamkeiten eines Vormunds, keine Großherzigkeit eines Mündels, keine Ausbrüche verliebter Verzweiflung. Die Schilderung, die ich zu machen habe, betrifft Habgier, Leichtsinn, Herzlosigkeit.

Weniger als eine Woche nach den beschriebenen Auftritten wurde der Heirathscontract vollzogen, und Schalken sah den Preis, um dessen Erwerbung er sein Leben gewagt haben würde, in triumphirendem Pomp von seinem abschreckenden Nebenbuhler davonführen.

Zwei oder drei Tage entfernte er sich aus der Schule; dann kehrte er dahin zurück und arbeitete wieder, mit weniger Freudigkeit, doch mit erhöhter, mürrischer Entschlossenheit: der Antrieb der Liebe war durch den des Ehrgeizes ersetzt worden.

Monate vergingen, und gegen seine Erwartung, so wie gegen die ausdrücklichen Versprechungen, hörte Gerhard Douw nichts von seiner Nichte oder von deren Mann. Die Interessen der Gelder, die vierteljährlich gehoben werden sollten, blieben unberührt und ungefordert in seinen Händen.

Er wurde außerordentlich besorgt. Von Minheer Vanderhausen's Wohnung in Rotterdam hatte dieser ihm genaue Auskunft gegeben; er beschloß daher endlich, eine Reise dahin zu unternehmen, und so sich selbst von dem Glücke und Wohlbefinden seines Mündels zu überzeugen, dem er mit wahrer Liebe zugethan war. Seine Erkundigungen blieben indeß erfolglos; in ganz Rotterdam wußte Niemand etwas von Minheer Vanderhausen. Auf dem ganzen Baumwege fragte Gerhard Douw in jedem Hause nach, doch vergeblich. Kein Mensch wußte ihm nur die geringste Auskunft zu geben, und er mußte nach Leyden zurückkehren, um nichts klüger, doch um vieles bekümmerter.

Bei seiner Ankunft eilte er zu dem Lohnfuhrmann, von welchem Vanderhausen die schwerfällige, doch für jene Zeiten sehr prachtvolle Kutsche gemiethet hatte, in welcher das junge Ehepaar nach Rotterdam gefahren war. Von dem Kutscher dieser schwerfälligen Maschine erfuhr er, daß sie sehr langsam gereist wären, und Rotterdam erst gegen Abend erreicht hätten; doch auf einer ziemlichen Entfernung von der Stadt hätten mitten auf dem Wege einige Leute mit spitzigen Kinn- und langen Schnurrbärten, und sauber, doch altmodisch gekleidet, gewartet und den Wagen angehalten. Der Kutscher

wäre darüber wegen der Dunkelheit und der Einsamkeit der Straße anfangs erschrocken, allein seine Furcht wäre verschwunden, als er bemerkte, daß diese Leute eine Sänfte bei sich hatten, und diese niedersetzten, als der Wagen anhielt. Der Bräutigam hätte hierauf die Kutschenthür von innen geöffnet, wäre herausgestiegen, hätte auch der jungen Frau, die bitterlich weinte, herausgeholfen, und sie zu der Sänfte geleitet, in die dann Beide eingestiegen wären. Sie wäre hierauf von den Männern aufgehoben und der Stadt zugetragen, den Augen des nachschauenden Kutschers aber bald durch die Dunkelheit entzogen worden. — In der Kutsche fand dieser dann eine Börse, deren Inhalt die Miethe für Wagen und Pferde drei Mal enthielt.

Weiter sah der Mensch nichts von Minheer Vanderhausen und wußte auch weiter nichts von ihm zu sagen.

Dieses Geheimniß war Quelle der Besorgniß und sogar des Kummers für Gerhard Douw. Vanderhausen hatte sich offenbar gegen ihn eines Betruges schuldig gemacht, obgleich er nicht einsehen konnte, in welcher Absicht. Er fing an, zu zweifeln, daß ein Mensch mit einem solchen Gesichte etwas anderes sein könne, als ein Bösewicht, und jeder Tag, der verging,

ohne daß er von ihm oder von seiner Nichte hörte, steigerte seine Angst. Der Verlust ihrer aufheiternden Gesellschaft diente auch dazu, ihn zu verstimmen, und oft nahm er nach der Arbeit Schalken mit sich nach Hause, daß er sein sonst einsames Mal theile.

Eines Abends saßen der Meister und sein Schüler bei dem Feuer, und überließen sich nach dem Mahle einer behaglichen Ruhe, als diese durch ein Geräusch an der Straßenthür gestört wurde, wie wenn Jemand bemüht sei, sie hastig zu öffnen. Ein Diener eilte hinab, nachzusehen, wer da sei, und sie hörten ihn seine Frage zwei oder drei Mal wiederholen, ohne daß er eine andere Antwort erhielt, als jene Töne. Er öffnete endlich, und sogleich vernahmen sie auf der Treppe leichte und eilige Schritte. Schalken ging auf die Thür zu. Sie öffnete sich, noch ehe er sie erreichte, und Rosa stürzte herein. Sie sah wild, verstört aus, und schien außer sich vor Entsetzen und Erschöpfung. Ihr Anzug überraschte die Männer indeß eben so sehr, wie ihr unerwartetes Erscheinen. Er bestand aus einer Art von weißem, wollenem Gewande, das um den Hals dicht anschloß, und bis zu den Füßen in weiten Falten herabfiel. Es war in Unordnung und trug die Spuren einer weiten Reise.

Das arme Geschöpf hatte das Zimmer kaum betreten, als es bewußtlos niederstürzte.

Mit einiger Mühe wurde sie wieder zu sich gebracht, und sobald sie ihrer Besinnung mächtig war, rief sie, mehr mit dem Tone der furchtbarsten Angst als der bloßen Ungeduld:

„Wein! Wein! Schnell, oder ich bin verloren!“

Ueberrascht und heftig erschrocken durch die fremdartige Heftigkeit, mit welcher sie sprach, erfüllten die beiden Männer schnell ihr Begehren, und sie trank den Wein mit unglaublicher Gier. Kaum war dies geschehen, als sie eben so dringend, wie früher, rief:

„Um Gottes willen, etwas zu essen, oder ich vergehe!“

Von dem Abendessen stand noch ein großes Stück Braten auf dem Tische, und Schalken wollte augenblicklich einige Scheiben davon abschneiden; doch sie kam ihm zuvor, denn kaum hatte sie das Fleisch erblickt, als sie es mit einer Gier, die sich unmöglich beschreiben läßt, mit beiden Händen ergriff und mit ihren Zähnen große Stücken davon herunterriß, um sie zu verschlingen.

Als der Paroxismus des Hungers vorüber war, schien Rosa plötzlich von Scham befallen zu werden;

oder vielleicht wirkten auch andere, mächtigere Gründe. Sie weinte bitterlich und rang die Hände.

„Ach, sendet nach einem Diener Gottes!“ bat sie flehend. „Ich bin nicht in Sicherheit, bevor er kömmt. Sendet ja schnell nach ihm!“

Gerhard Douw schickte sogleich einen Diener ab, und drang dann in seine Nichte, sein eigenes Schlafgemach von ihm anzunehmen. Er überredete sie auch, sich dahin zurückzuziehen und zur Ruhe zu legen. Ihre Einwilligung wurde unter der Bedingung gegeben, daß man sie nicht einen Augenblick allein lasse.

„Ach, wenn doch nur der heilige Mann schon hier wäre!“ sagte sie. „Er kann mich befreien. Der Todte und die Lebende können nie Eines sein: Gott hat das verboten!“

Mit diesen geheimnißvollen Worten überließ sie sich der Leitung der Männer und diese führten sie nach dem Zimmer, das Gerhard Douw zu ihrem Gebrauche bestimmt hatte.

„Verlaßt mich ja nicht einen einzigen Augenblick!“ bat sie nochmals dringend. „Ich bin für immer verloren, wenn Ihr das thut!“

Vor Gerhard Douw's Schlafgemach lag ein geräumiges Zimmer. In dieses traten sie jetzt ein. Ger-

hard und Schalken trugen jeder ein Licht, so daß alle umliegenden Gegenstände hinlänglich beleuchtet waren. Plötzlich blieb Rosa stehen, und mit einem Geflüster, welches so unheimlich klang, daß es Beide mit Entsetzen erfüllte, sagte sie:

„O Gott, er ist hier! — er ist hier! — Seht! Seht! — Da geht er!“

Sie deutete auf die Thür des andern Zimmers, und es kam Schalken vor, als sähe er einen undeutlichen Schatten hineingleiten. Er zog sein Schwert, und das Licht höher hebend, um Alles besser unterscheiden zu können, trat er in das Zimmer, in welches der Schatten schlüpfte. Dort war nichts zu sehen, als das Geräth, welches in das Zimmer gehörte, und dennoch wußte er zu bestimmt, daß er Jemand hatte eintreten sehen. Eine beklemmende Angst überfiel ihn, kalter Schweiß trat ihm in großen Tropfen auf die Stirn, und er fühlte sich nicht beruhigt, als Rosa mit noch flehenderen Tönen abermals ihre Bitte wiederholte, sie nicht einen Augenblick allein zu lassen.

„Ich sah ihn,“ sagte sie. „Er ist hier. Ich kann mich nicht täuschen. Ich kenne ihn; er ist bei mir, mit mir; er ist im Zimmer. Deshalb, um Gottes

willen, wenn Ihr mich retten wollt, weichet nicht von meiner Seite."

Sie bewogen sie endlich, sich auf das Bett zu legen, doch selbst als sie dies gethan hatte, bat sie noch immer, sie nicht zu verlassen. Sie sprach mehrere unzusammenhängende Sätze und wiederholte häufig:

„Der Todte und die Lebende können nicht Eins sein. Gott hat es verboten!" Und dann wieder: „Ruhe den Wachenden! Schlaf den Nachtwandlern!"

Diese und ähnliche geheimnißvolle Worte sprach sie, bis der Geistliche kam.

Gerhard Douw begann mit gutem Grunde zu fürchten, daß Schrecken oder schlechte Behandlung das arme Geschöpf des Verstandes beraubt hätten, und aus ihrem plötzlichen Erscheinen, der späten Stunde desselben, und noch mehr aus der Wildheit und Verstörtheit ihres ganzen Wesens schloß er, daß sie irgend einem Verwahrungsorte für Wahnsinnige entsprungen sei, und nun die Verfolgung fürchte.

Er dachte deshalb daran, ärztlichen Rath zu suchen, sobald sich das Gemüth seiner Nichte durch die Worte des Geistlichen, nach dem sie so dringend verlangte, etwas beruhigt hätte. Bis dahin wagte er nicht, mit Fragen in sie zu dringen, da diese durch die Erinne-

rungen, die sie erwecken mußten, ihren Zustand leicht verschlimmern konnten.

Der Geistliche erschien endlich. Er trat in das Gemach, welches mit dem zusammenhing, in dem Rosa lag, und kaum war er eingetreten, als sie ihn bat, für sie zu beten, wie für Eine, die in den Händen Satans sei und nur vom Himmel ihre Erlösung hoffen dürfe.

Der Mann Gottes war gern zur Erfüllung ihres Wunsches bereit, und eben wollte er seine Stimme zu dem Gebete erheben, als ein plötzlicher Windstoß das Licht verlöschte, welches das Zimmer, in dem Rosa lag, beleuchtete.

Angstvoll rief sie Schalken, der bei dem Geistlichen stand, während ihr Oheim neben ihr seinen Platz bewahrte, zu:

„Gottfried, bringet ein anderes Licht, die Dunkelheit verkündet Unheil!"

Gerhard Douw vergaß für einen Augenblick ihre wiederholten Bitten, und dem unwillkürlichen Impulse folgend, eilte er in das anstoßende Gemach, das verlangte Licht zu holen.

„O Gott, geht nicht, theurer Oheim!" schrie die

Unglückliche, sprang vom Bett herab, und wollte ihn zurückhalten.

Ihre Warnung kam zu spät, denn kaum hatte er den Fuß über die Schwelle gesetzt, welche beide Zimmer von einander schied, als die Thür hinter ihm, wie von einem heftigen Windstoße erfaßt, zuschlug. Schalken und er eilten sogleich hin, doch ihre vereinte Anstrengung vermochte nicht, sie zu öffnen. Schrei auf Schrei ertönte während dessen mit dem Ausdrucke verzweifelnder Todesangst aus dem Zimmer. Schalken und Douw strengten jede Nerve an; Alles blieb vergeblich. Man hörte durch die Thür keinen Kampf, allein das Geschrei wurde immer lauter, und während dessen hörten sie, wie das Fenster geöffnet wurde. Nun folgte noch ein langer, gedehnter Angstschrei und dann herrschte die Stille des Todes. Leise Schritte bewegten sich wie von dem Bett zu dem Fenster, und in demselben Augenblicke sprang auch die Thür auf, so daß die beiden Männer, die bisher vergebens dagegen gedrückt hatten, beinahe in das Gemach hineingefallen wären.

Es war leer. Das Fenster stand offen. Schalken trat schnell zu demselben, und blickte hinaus auf die Straße und auf den Kanal, an dem das Haus lag.

Kein Mensch war zu erblicken, allein er bemerkte,

oder glaubte zu bemerken, wie das Wasser in dem Kanale Ring auf Ring bildete, als sei unmittelbar vorher ein schwerer Körper hineingefallen.

Keine weitere Spur von Rosa war je zu entdecken, und eben so wenig etwas über den unheimlichen Brautwerber zu erfahren. Kein Faden zeigte sich, der aus diesem Labyrinthe leiten konnte, kein Schlüssel, das Räthsel zu lösen.

Ein Ereigniß trug sich jedoch zu, welches zwar unsern starkgläubigen Lesern nicht als Beweis gelten wird, gleichwohl aber auf das Gemüth Schalken's einen starken und unvergänglichen Eindruck machte.

Viele Jahre nach den erzählten Begebenheiten erhielt Schalken, der damals einen entfernten Wohnort hatte, die Nachricht von dem Tode seines Vaters, und zugleich die Anzeige, daß dessen Beisetzung in der Kirche von Rotterdam an einem bestimmten Tage stattfinden würde. Nur mit Mühe machte Schalken es möglich, spät an dem zum Begräbniß festgesetzten Tage in Rotterdam einzutreffen, wohin die Leiche von einem entfernten Orte gebracht werden sollte. Sie war noch nicht angekommen, und der Abend brach an, ohne daß der Leichenzug erschien.

Schalken ging zu der Kirche; er fand sie offen, da

der Küster von der Ankunft der Leiche benachrichtigt worden war. Als er einen anständig gekleideten Mann in die Kirche treten sah, vermuthete er, daß derselbe gekommen sei, um der Beerdigung beizuwohnen, ging zu Schalken heran, und schlug ihm gastfreundlich vor, mit ihm die Annehmlichkeiten eines Feuers zu theilen, das er in einem Gemache angezündet hatte, in welchem er gewöhnlich die Ankunft der Leichen zu erwarten pflegte, und welches durch eine Treppe mit den darunter liegenden Grabgewölben zusammenhing.

Hier nahmen Beide nebeneinander Platz, und der Küster war bemüht, mit seinem Gefährten ein Gespräch anzuknüpfen. Er bemerkte bald, daß dies nicht möglich war, und begnügte sich daher mit der Unterhaltung, welche seine Tabackspfeife und sein Bierkrug ihm gewährten.

Seines Kummers und seiner Sorgen ungeachtet, fühlte Schalken sich nach kurzer Zeit überwältigt durch die Anstrengungen einer Reise, welche beinahe ohne alle Unterbrechung vierzig Stunden gedauert hatte, und er versank in einen festen Schlaf. Aus diesem wurde er dadurch erweckt, daß ihn Jemand sanft bei der Schulter schüttelte. Er glaubte, es sei der alte Küster, doch dieser war nicht mehr im Gemache.



Schalken ermunterte sich mühsam, und als er die Gegenstände ringsumher erkannte, gewahrte er eine weibliche Gestalt, die in ein langes, faltenreiches, weißes Gewand gekleidet war, dessen einer Theil eine Art von Schleier bildete. In der Hand hielt sie eine Lampe. Sie glitt von ihm hinweg, in der Richtung zu den Stufen, die in die Grabgewölbe führten.

Schalken fühlte eine unbestimmte Unruhe bei dem Anblicke dieser Gestalt, und zugleich doch auch den unwiderstehlichen Drang, ihrer Leitung zu folgen. Er schritt ihr daher gegen die Gewölbe nach, doch als er die ersten Stufen der Treppe erreichte, blieb er stehen; die Gestalt stand ebenfalls still, und sich gegen ihn umwendend, zeigte sie ihm bei dem Scheine der Lampe in ihrer Hand die Züge seiner ersten Liebe, Rosa Velderkaust.

In dem Gesichte lag nichts Fürchterliches, selbst nichts Trauriges; im Gegentheil zeigte es jenes schelmische Lächeln, welches den Künstler in längstvergangenen Tagen so oft entzückt hatte.

Ein Gefühl der Angst und der Theilnahme zugleich trieb ihn an, dem Gespenste zu folgen, wenn es wirklich eines war.

Sie stieg die Treppe hinab; — er folgte.

Sich zur Linken durch einen engen Gang wendend, führte sie ihn zu seinem höchsten Erstaunen in ein alterthümliches holländisches Gemach, wie der Pinsel Gerhard Douw's dergleichen verewigt hat.

Ein Ueberfluß des kostbarsten alterthümlichen Hausgeräthes stand überall umher und in einer Ecke ein großes Bett, mit schweren, schwarzen Gardinen umhangen.

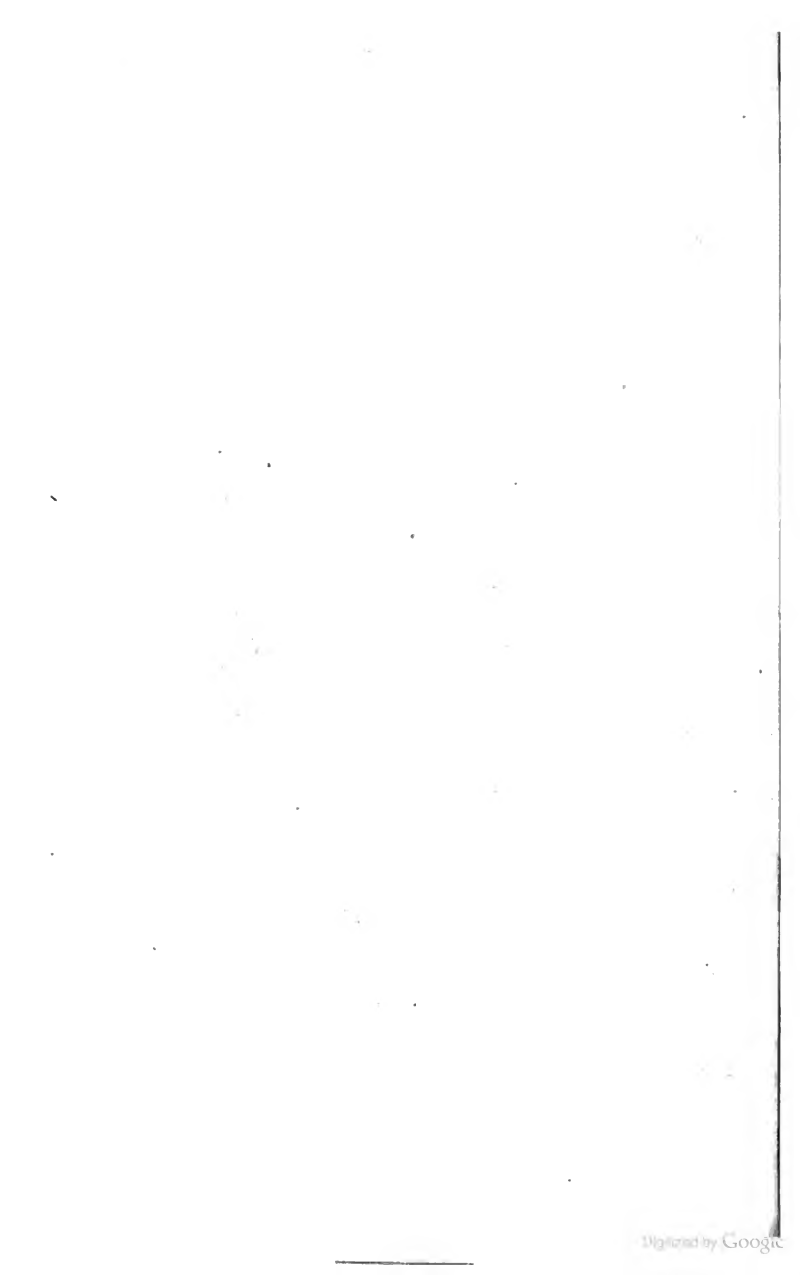
Die Gestalt drehte sich mehrmals mit jenem schelmischen Lächeln gegen ihn um, und als sie an die Seite des Bettes kam, zog sie dessen Vorhänge zurück, und bei dem Scheine ihrer Lampe erblickte der von Entsetzen ergriffene Maler in dem Bette kauernd die dämonische Gestalt Vanderhausen's.

Schalken hatte ihn kaum erkannt, als er besinnungslos niederschlug, und erst am nächsten Morgen fanden ihn einige Arbeiter, welche die Grabgewölbe schließen wollten.

Er lag in einer Gruft von beträchtlichem Umfange, die längere Zeit nicht geöffnet worden, und war neben einen Sarg gefallen, der zum Schutze gegen die Würmer auf vier kleinen Steinpfeilern ruhte.

Bis zu seinem Tode war Schalken fest überzeugt von der Vision, die er gehabt hatte, und als merkwürdiges Zeugniß des Eindruckes, den sie auf seine Einbildungskraft machte, fertigte er kurz darauf das Gemälde, das ich zu Anfang dieser Erzählung beschrieb. Es zeichnet sich nicht nur durch die Vorzüge aus, welche Schalken's Bilder so gesucht gemacht haben, sondern ist auch als Porträt seiner ersten Geliebten merkwürdig, der schönen Rosa Velderkaust, deren Schicksal für ewig in undurchdringliches Geheimniß gehüllt bleiben muß.

Der böse Gast.



Vor etwa sechzig Jahren stand, zwanzig Meilen südlich von der Stadt Chester entfernt, ein großes, selbst damals schon alterthümliches Haus. Es war umgeben von einer beträchtlichen, reich bewaldeten Besitzung; doch abgesehen von der finsteren Majestät der riesigen Baumgruppen hatte das Gut nicht viel Anziehendes. Ein gewisses Etwas des Verfalles und der Vernachlässigung und eine unbeschreibliche Melancholie lagen darüber ausgebreitet. In der Dunkelheit schien es dunkler zu sein, als andere Ländereien; wenn das Mondlicht seine Hügel und Thäler beschien, sahen diese gespenstisch und unheimlich aus und schienen die Einsamkeit eines Kirchhofes zu theilen, und selbst wenn der Strahl des sonnigen Morgens seine schönen Wälder küßte, lag in dem Gruße ein Trübsinn, welcher das Herz des Beschauers eher bedrückte als erhob.

Diesen alterthümlichen, melancholischen und verfallenen Ort wollen wir Grayforest nennen.

Er war damals das Eigenthum von dem jüngeren Sohne eines Edelmannes, der einst wegen seiner Gewandtheit und Kühnheit gerühmt wurde, doch längst schon zu jenem Lande hinübergegangen war, wo menschliches Wissen und Thun nichts gelten.

Der Stellvertreter seines edlen Hauses residirte auf dem Familiensitze in Sussex, und der jüngere Sohn, dessen Schicksale wir in dieser Erzählung zu schildern beabsichtigen, lebte von einem beschränkten Einkommen in zurückgezogenem und ungeselligem Mißmuth unter den finstern Schatten der alten Wälder von Grayforest.

Der ehrenwerthe Richard Marston war jetzt zwischen vierzig und funfzig Jahr alt, dem letzteren Alter vielleicht etwas näher. Dennoch bewahrte er in hohem Grade die Züge männlicher Schönheit, deshalb nicht minder ausgezeichnet, daß sie den unverkennbaren Charakter des Stolzes und der Leidenschaftlichkeit trugen. Er hatte ein schönes Mädchen aus guter Familie, doch mit geringem Vermögen geheirathet, und aus dieser Ehe, die vor etwa achtzehn Jahren geschlossen wurde, besaß er einen Sohn und eine Tochter.

Der Sohn, Karl Marston, war um diese Zeit in

Cambridge, und seine Schwester, kaum fünfzehn Jahre alt, lebte bei ihren Eltern unter der besondern Aufsicht einer ausgezeichneten Erzieherin, die ihnen durch eine Verwandte der Mrs. Marston empfohlen worden war. Sie stammte aus Frankreich, war aber der englischen Sprache vollkommen mächtig, bis auf einen leisen Anklang eines fremden Accentes, der Allem, was sie sagte, einen ungemeinen Reiz verlieh.

Diese junge Französin war außerordentlich hübsch und lieblich. Ausdrucksvolle dunkle Augen, etwas dunkle Gesichtsfarbe, kleine, gleichmäßige Zähne, ein reizendes Lächeln vielleicht noch mehr, als eine classische Regelmäßigkeit der Züge, waren die Geheimnisse des unbestreitbaren Eindruckes, den sie gleich beim ersten Anblick auf jeden Mann von Gefühl und Geschmack machte.

Mr. Marston's Vermögen, nie sehr beträchtlich, war durch frühere Verschwendung erschüttert worden. Von Natur stolz und etwas hochfahrend, fühlte er bitter die demüthigenden Folgen der Armuth. Der Mangel dessen, was er bei seiner Geburt in der Provinz an Ansehen und Einfluß als nothwendig erachtete, verstimmte ihn, und er empfand jede wirkliche oder eingebildete Vernachlässigung, welcher eben dieser Mangel

ihn aussetzte, sehr schmerzlich. Er lebte deshalb nur in geringem Verkehr mit dem umwohnenden Landadel und dieser wenige war auch noch nicht der erfreulichsten Art. Denn da er selbst nicht in der Lage war, Gesellschaften in solcher Weise zu geben, wie er es seinem Range für angemessen erachtete, lehnte er, so weit es mit der Lebensart verträglich war, jedes gastfreundschaftliche Anerbieten der Nachbarschaft ab, und blickte aus seinem wilden, vernachlässigten Parke auf die umliegende Welt mit einem Gefühle des Mißmuthes und Trotzes, welches wahrlich von nachbarlicher Freundschaft weit entfernt war.

In der Mitte der vielen Kränkungen, welche sein zerrüttetes Vermögen mit sich brachte, genoß er jedoch noch einiger wenigen jener schattenhaften Andeutungen erblicher Wichtigkeit, welche um so höher geachtet werden, je mehr die wesentlicheren Begleiter des Reichthumes verschwunden sind.

Das Haus, welches er bewohnte, war zwar altväterisch, doch von imponirendem Aussehen und in einem unverkennbar aristokratischen Stile erbaut. Die Wände waren mit den Porträts vieler Vorfahren behangen, und er hielt eine zahlreiche Dienerschaft. Außerdem hatte er seine ausgedehnte Besitzung, seinen

Thiergarten und seine unvergleichlichen Wälder zu seinem Troste, und in dem Bewußtsein dieser Besitzungen fand er eine unvollkommene Erleichterung jener bittern Gefühle unterdrückten Unwillens, welche durch die verlorene Stellung und Wichtigkeit hervorgerufen würden.

Mr. Marston's frühere Gewohnheiten waren unglücklicherweise der Art gewesen, daß sie den Druck zusammengeschmolzener Vermögensumstände vergrößern, statt vermindern mußten. Er war lustig, wollüstig und ein Spieler gewesen. Seine lasterhaften Neigungen hatten die Mittel zu ihrer Befriedigung überlebt. Seine Liebe für seine Frau war nichts als eine jener leidenschaftlichen Launen gewesen, die bei heftigen Menschen zuweilen zur Heirath führen, selten jedoch die ersten Monate dieser lebenslänglichen Verbindung überdauern.

Mrs. Marston war eine liebenswürdige und edle Frau. Nach langen Qualen der Täuschung, von denen Niemand etwas ahnete, hatte sie zuletzt gelernt, sich ergebungsvoll in ihr Schicksal zu fügen. Die Gefühle, welche den Zauber ihrer Jugend ausgemacht hatten, waren verschwunden, und das, wie sie bitter empfand, für immer. Sie ließen sich nicht zurückrufen, sie konnten nicht wiederkehren, und ohne Klage oder

Vorwurf ergab sie sich in das, was sie als unvermeidlich erkannt hatte.

Es war unmöglich, Mrs. Marston zu sehen, und nicht auf den ersten Blick die Ueberbleibsel einer Alles übertreffenden Schönheit zu entdecken, welche erbleicht und durch tiefen, unausgesprochenen Kummer getrübt war, allein in Gesicht und Gestalt doch noch immer die Umrisse edler Schönheit und hoher Anmuth zeigte, welche sie in glücklicheren Tagen zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung gemacht hatten.

Doch eben so unmöglich war es, nur eine Minute mit ihr zu sprechen, ohne in dem zarten, wohllautenden Klange ihrer Stimme das Echo jenes Kummers zu hören, welchem ihre frühere Schönheit, ihre Liebe und ihr Glück zum Opfer gefallen waren.

Eines Morgens ging Mr. Marston seiner Gewohnheit nach in der Allee, die zu dem Wohnhause führte, dem Boten entgegen, der von dem benachbarten Postamte seine Briefe holte. Schweigend nahm er die Brief-Mappe in Empfang. Sie enthielt nur zwei Briefe. Der eine war adressirt: „An Fräulein von Barras, bei Mr. Marston" und der andere an ihn selbst. Er nahm beide, entließ den Boten, öffnete das

an ihn gerichtete Schreiben, und las, indem er langsam nach dem Hause zurückging, Folgendes:

„Theurer Richard!

„Ich bin ein wunderlicher Bursche, wie Sie sich ohne Zweifel erinnern werden, und bin noch außerdem, wie man mir sagt, sehr milzsüchtig geworden. Ich weiß nicht, welcher Krankheit ich den Einfall zuschreiben soll, der mich treibt, Ihnen einen Besuch zu machen, wenn Sie es erlauben. Die Wahrheit zu sagen, mein lieber Dick, möchte ich ein wenig von Ihrem Theil der Welt sehen, und, wie ich gestehe, en passant auch ein wenig von Ihnen. Ich wünsche in der That, die Bekanntschaft Ihrer Familie zu machen, und obgleich man mir sagt, daß meine Gesundheit sehr erschüttert ist, muß ich doch zu meiner Selbstvertheidigung hinzufügen, daß ich kein lästiger Hausgenosse bin. Ich kann vollkommen für mich selbst sorgen und bedarf durchaus keiner Pflege oder Wartung.

„Wollen Sie wohl diese meine Bitte der Mrs. Marston vortragen, und ihre Entscheidung darüber mir mittheilen?

„Ernsthaft; ich weiß, daß Ihr Haus besetzt sein kann, oder daß irgend ein anderer contre-temps es eben jetzt unausführbar macht, daß ich Sie belästige.

„Ist dem so, mein lieber Richard, so sagen Sie es mir offen, denn da ich vollkommen frei und Herr meiner Zeit bin, kann ich meinen Besuch so einrichten, wie Ihre Bequemlichkeit es fordert."

„Ihr rc. rc.
Wynston C. Berkley."

„NS. Schreiben Sie mir nach —Hôtel in Chester, da ich wahrscheinlich bis zu der Zeit, wo Sie diesen Brief erhalten, dort eintreffen werde."

„Unverschämt und zudringlich, wie immer," brummte Mr. Marston verdrießlich, indem er den unwillkommenen Brief in die Tasche steckte. „Dieser Mensch, der sich im Reichthum wälzt, ohne einen nähern Verwandten zu haben, als mich, und noch näher mit mir verbunden, durch —! — Pah! — nicht die Neigung, aber doch durch die Erinnerung an früheren vertrauten Verkehr, läßt mich ohne Hülfe oder Unterstützung viele Jahre allen Leiden und Verdrießlichkeiten pekuniärer Verlegenheiten ausgesetzt, und ladet sich jetzt mit der kalten Zuversicht eines Menschen, der Achtung und Freundlichkeit verdient, als Gast in mein Haus ein."

„Hierher zu kommen," fuhr er nach einer längeren Pause fort, „um unterhaltende Materialien zu dem Gecklätsch der nächsten Saison zu sammeln; — Ge-

schichten von dem verheiratheten Wildfang, dem bankerotten Stutzer, dem ausgestoßenen Bewohner einer Wildniß in Cheshire!"

Indem er so sprach, blickte er auf die Vernachlässigung ringsumher beinahe mit dem Ausdrucke des Hasses.

„Ja, die Nacktheit hier zu sehen, will er kommen," fuhr Marston nach einer abermaligen Pause fort, „doch er soll sich täuschen. Sein Geld mag ihm ein freundliches Willkommen in einem Gasthause erkaufen, aber ich will verflucht sein, wenn es ihm hier zu Theil wird."

Er öffnete den Brief wieder und überflog den Inhalt.

„Absichtlich auf eine solche Weise geschrieben, daß ich ihn nicht zurückweisen kann, ohne ihn zu beleidigen," fuhr er mürrisch fort. „Nun gut! so hat er es Niemand, als sich selbst zuzuschreiben, denn beleidigt soll er werden. Ich will diesem humoristischen Ausfluge ein Ende machen. Alle Wetter! es ist hart, wenn ein Mensch nicht einmal seine Armuth für sich behalten kann."

Sir Wynston Berkley war ein Baronet von großem Vermögen, ein selbstsüchtiger Modemann und einge-

fleischter Hagestolz. Er und Marston waren Schulgefährten gewesen und der heftige, leidenschaftliche Charakter des Letztern hatte seinem Gefährten eben so wenig Gefühle der Achtung eingeflößt, wie der Baronet die seines Verwandten zu gewinnen vermochte. Als Knaben hatten sie wenig gemein, was als Grundlage der Freundschaft oder auch nur der gegenseitigen Zuneigung dienen konnte. Berkley war heiter, kalt und satirisch; sein Vetter — denn sie waren Vettern — eifersüchtig, hochmüthig, unbeugsam. Ihre negativen Neigungen zu gegenseitigem Umgange waren zuweilen sogar in offene Feindschaft ausgebrochen, als die beiden jungen Männer sich zu gleicher Zeit in Oxford befanden. Bei einer Intrigue erkannte Marston in seinem Cousin den nur zu beglückten Nebenbuhler; die Folge davon war ein heftiger Streit, den Marston ohne die Einmischung einiger Freunde gewiß zu einem blutigen Ausgange gebracht haben würde. Die Zeit hatte indeß den Bruch geheilt, und die jungen Männer kamen so weit, sich wieder mit denselben Gefühlen zu betrachten, wie vor ihrem Zwiste; ja sogar der frühere kalte Umgang zwischen Beiden wurde wiederhergestellt.

Unter diesen Umständen hatte Marston gewiß keine Ursache, sich über die Vernachlässigung ehemaliger

Freundschaft von Seiten seines Vetters zu beklagen, was er auch sonst für Gründe zum Verdachte gegen den angekündigten Besuch des Sir Wynston haben mochte. Bei dem Entschlusse, denselben abzulehnen, hatte Marston übrigens nicht die Gefühle des Zornes oder Unwillens zu Rathe gezogen. Er kannte den Baronet sehr gut; er wußte, daß derselbe kein Wohlwollen für ihn hegte, und daß dessen Freundschaft nichts mit seiner Anmeldung zu thun hatte, welcher selbstsüchtige Antrieb auch sonst dabei walten mochte.

Er war daher entschlossen, die Unruhe und die Kosten eines Besuches zu vermeiden, der in jeder Beziehung für ihn unangenehm war, indeß wollte er als Mann von Bildung die Anmeldung so höflich als möglich ablehnen, obwohl es ihm gleichgültig war, ob seine abschlägliche Antwort übel genommen würde, oder nicht.

Mit diesem Vorsatze betrat er das geräumige und etwas verfallene Gebäude, das ihn Herr nannte, und in das Wohnzimmer seiner Tochter tretend, fand er diese an der Seite ihrer reizenden französischen Erzieherin sitzend. Er küßte sein Kind und begrüßte die Erzieherin sehr artig.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „ich habe hier einen

Brief für Sie; und Du, Rhoda," wendete er sich zu seiner Tochter, „bringe Dies hier Deiner Mutter, und sage ihr, ich ließe sie bitten, es zu lesen."

Er gab ihr den eben erhaltenen Brief, und das junge Mädchen hüpfte leicht davon, den Auftrag zu vollziehen.

Hätte er das Gesicht der schönen Französin näher geprüft, als sie auf die Adresse dessen blickte, den er ihr einhändigte, so würde er eine zwar flüchtige, doch unverkennbare Unruhe und Aufregung bemerkt haben. Sie verbarg indeß schnell den Brief, und mit einem Seufzer war auch die Röthe, die der Empfang auf ihren Wangen hervorgerufen hatte, verschwunden, und sie wieder so ruhig, wie gewöhnlich.

Mr. Marston blieb acht bis zehn Minuten auf der Stelle stehen, die er einnahm, als er seiner Tochter den Auftrag ertheilte, allem Anscheine nach ihre Rückkehr oder den Eintritt seiner Frau erwartend; endlich jedoch verließ er das Zimmer, sie selbst aufzusuchen. Doch während seines Bleibens war der frühere Entschluß verschwunden; aus welchen Gründen, vermögen wir nicht zu sagen, sondern nur so viel, daß er sich jetzt vornahm, Sir Wynston Berkley als Gast zu empfangen.

Mr. Marston begegnete seiner Frau und Tochter.

„Nun," fragte er, „hast Du Wynston's Brief gelesen?"

„Allerdings," erwiderte sie; „und welche Antwort denkst Du ihm zu geben, Richard?"

Sie wollte eben eine Vermuthung aussprechen, aber der Gedanke, ihr kalter, herrischer Gatte möchte darin schon die Absicht erblicken, ihm irgend einen Rath zu ertheilen, und sich dadurch beleidigt fühlen, hielt sie zurück.

„Ich habe es überlegt," sagte er, „und beschlossen, ihn anzunehmen".

„Ach, ich fürchte — das heißt, ich hoffe, er möge unsern Haushalt so finden, sich dabei angenehm fühlen zu können;" entgegnete sie mit einem unwillkürlichen Ausdrucke der Ueberraschung, denn sie hatte kaum gezweifelt, daß ihr Mann es vorziehen würde, den Besuch seines Verwandten abzulehnen.

„Wenn unsere bescheidene Kost ihm nicht zusagt," bemerkte Marston mürrisch, „so kann er wieder reisen, sobald er will. Wir armen Leute können nur unser Bestes thun."

„Und zu wann denkst Du seinen Besuch festzusetzen, lieber Richard?" fragte sie mit jener natürlichen Unbehaglichkeit, welche eine Frau empfinden muß, auf der

alle Sorgen eines Haushaltes lasten, dessen Ansprüche weit über die Hülfsquellen hinausgehen.

„Nun, sobald es ihm gefällt,“ sagte er. „Ich denke, Du kannst sein Zimmer für morgen oder übermorgen in Stand setzen. Ich werde ihm schreiben, daß er sogleich kommen soll.“

Als er dies mit kaltem, entscheidendem Tone gesagt hatte, verließ er sie, offenbar in der Absicht, durch keine weiteren Fragen behelligt zu werden.

Er schlug den Weg nach einem entfernten Theile seines Thiergartens ein, wo er sich, gegen Störung gesichert, oft den ganzen Tag damit unterhielt, Kaninchen zu schießen.

Dort verlassen wir ihn für jetzt, den Bewohnern des entfernt liegenden Hauses durch seine wiederholten Schüsse die Art seiner Beschäftigung verkündend.

Mrs. Marston erließ ihre Befehle, und als sie alle Vorkehrungen zu einem so ungewohnten Ereigniß, wie der längere Besuch eines Gastes war, getroffen hatte, zog sie sich in ihr kleines Boudoir zurück, den stillen Schauplatz so mancher Stunde bitterer Leiden, von keinem menschlichen Auge beobachtet, und nur allein Dem bekannt, der die Herzen erforscht, dem allein Gnade und Rache zukömmt.

Mrs. Marston hatte nur gegen zwei Personen je von dem Gegenstande gesprochen, der ihrem Herzen am nächsten lag, — von der Entfremdung ihres Gatten gegen sie, ein Kummer, mit welchem selbst die Zeit sie nicht auszusöhnen vermocht hatte. Vor ihren Kindern hielt sie diesen Schmerz strenge verborgen. Gegen diese äußerte sie nie auch nur den Schein einer Klage.

Von den beiden Personen, welche ihren Kummer kannten, war die eine ein ehrwürdiger Geistlicher, Doktor Danvers, ein häufiger Besucher von Grayforest, wo sein einfaches Wesen, seine ungeheuchelte Frömmigkeit und Gutmüthigkeit die Liebe Aller gewonnen hatte, ausgenommen die des Herrn, der ihm jedoch seine Achtung nicht versagen konnte.

Die zweite Person war Niemand anders, als die junge französische Erzieherin, Fräulein von Barras, in deren herzlicher Theilnahme und trostreichen Rathschlägen sie kein geringes Glück fand. Die Gesellschaft dieses jungen Mädchens war nächst der ihrer Tochter ihre größte Erleichterung, ihr höchstes Vergnügen.

Fräulein von Barras war aus einer edlen, doch verarmten französischen Familie und eine gewisse namenlose Anmuth und Würde bezeugten, ihrer niedern Stellung ungeachtet, die Reinheit ihrer Abstammung. Sie besaß jene

Eigenschaft, sich den Eigenthümlichkeiten und Launen Anderer anzupassen, die man Tact nennt, und außerdem eine gewinnende Anmuth und Lieblichkeit. Kurz, sie war eine bezaubernde Gesellschafterin, und wenn man dazu noch das Interesse nahm, welches ihr eigenes trauriges Schicksal und die trübe Geschichte ihrer einst reichen und jetzt zu Grunde gerichteten Familie erwecken mußte, so konnte man sich nicht enthalten, in ihr eine der bezauberndsten Erscheinungen zu sehen.

Der Umstand von der Geschichte des Fräuleins von Barras schien übrigens Mrs. Marston wegen der innigern Freundschaft und des Vertrauens zu rechtfertigen, welche sonst unter Personen in solcher Stellung zu einander nicht üblich zu sein pflegen.

Mrs. Marston saß kaum in ihrem Boudoir, als leichte Tritte sich der Thür desselben naheten, leise angepocht wurde, und Fräulein von Barras hereintrat.

„Ach, Fräulein, wie freundlich! Was für schöne Blumen! — Ich bitte, setzen Sie sich!“ sagte Mrs. Marston, indem sie aus den zarten Fingern der Französin das Bouquet nahm, welches diese für sie gepflückt hatte.

Fräulein von Barras setzte sich, nahm die Hand der Mrs. Marston und küßte sie herzlich.

Ein geringer Anlaß kann ein Herz, das von Kummer erfüllt ist, zum Ueberquillen bringen; — ein zufälliges Wort, ein Blick, irgend eine kleine Aufmerksamkeit; — und so war es hier mit dem Bouquet und dem freundlichen Handkuß.

Mrs. Marston's Herz war ergriffen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie lächelte ihrer Gesellschafterin freundlich zu, und weinte schweigend einige Minuten.

„Mein liebes Fräulein," sagte sie endlich, „Sie sind so sehr, sehr freundlich."

Fräulein von Barras sagte nichts; sie senkte die Augen zu Boden und drückte ihrer Herrin die Hand.

In der augenscheinlichen Absicht, ein verlegenes Stillschweigen zu unterbrechen und dem Gespräche eine heitere Wendung zu geben, sagte die Erzieherin plötzlich in munterem Tone:

„Wir werden also einen Gast haben, wie Miß Rhoda mir sagt? — Einen Baronet, nicht wahr?"

„Ja, in der That; Sir Wynston Berkley, einen muntern Herrn aus London, und Cousin des Mr. Marston."

„So! Ein Cousin," rief die junge Dame mit etwas mehr Ueberraschung in ihrem Ausdrucke, als durch die Veranlassung gerechtfertigt schien. „Ein

Cousin? Also ist das der Grund seines Besuches. — Bitte, erzählen Sie mir doch etwas mehr von ihm. Ich fürchte mich so sehr vor Fremden und besonders vor den sogenannten Männern von Welt. Ach, liebe Mrs. Marston, ich bin nicht würdig, hier zu sein, und er wird das auf einen Blick sehen. — Wirklich, ich bin erschrocken. Bitte, erzählen Sie doch von ihm."

Sie sagte dies mit einer Einfachheit, über welche die ältere Frau lächeln mußte, und während die Erzieherin die Blumen, die sie eben gebracht hatte, in einem Glase ordnete, erzählte Mrs. Marston ihr gutmüthig Alles, was sie von Sir Wynston Berkley wußte, das aber eigentlich nicht mehr war, als was wir bereits mittheilten.

Als sie endete, blieb die junge Französin noch einige Zeit schweigend mit ihren Blumen beschäftigt. Plötzlich stieß sie jedoch einen tiefen Seufzer aus und schüttelte den Kopf.

„Sie scheinen unruhig zu sein, Fräulein?" sagte Mrs. Marston gütig.

„Ach," entgegnete die Erzieherin, „ich denke an das, was Sie mir vor einer Woche sagten."

„Ich erinnere mich nicht mehr daran, allein es war gewiß nichts, was Sie betrüben konnte, wenigstens

sicher nichts, was in solcher Absicht gesprochen wurde," sagte Mrs. Marston ermuthigend.

„Nein, nicht in der Absicht!" entgegnete die junge Französin betrübt.

„Nun, was war es denn? Vielleicht haben Sie mich falsch verstanden, und ich kann erklären, was ich sagte."

„Ach, Sie glauben, daß ich — unglückbringend bin!" entgegnete das junge Mädchen langsam und leise.

„Unglückbringend?" wiederholte Mrs. Marston. „Liebes Fräulein, Sie überraschen mich!"

„Ich meine — Ihr Unglück, — wo nicht der Beginn, doch wenigstens die große Vermehrung desselben, rührt von der Zeit her, daß ich zu Ihnen kam, und obgleich ich weiß, daß Sie zu gut sind, um deshalb Widerwillen gegen mich zu empfinden, muß ich doch in Ihren Augen stets als mit Unheil verbunden, als ein böses Omen, erscheinen."

„Verbannen Sie solche Gedanken, liebes Fräulein! Sie thun mir in der That Unrecht, großes Unrecht!" sagte Mrs. Marston, und legte ihre Hand freundlich auf die des jungen Mädchens.

Es entstand eine längere Pause. Dann nahm Mrs. Marston wieder das Wort:

„Ich erinnere mich jetzt an das, worauf Sie anspielen; die wachsende Entfremdung eines Wesens, das mir unaussprechlich theuer ist, die erste und bitterste Täuschung meines Lebens, die mit jedem Tage unheilbarer zu werden scheint.“

Mrs. Marston hielt inne, und nach einiger Zeit entgegnete die Erzieherin:

„Ich bin selbst sehr abergläubisch, und glaubte, ich müßte Ihnen als unglückbringende Hausgenossin erschienen sein. Der Gedanke machte mich unglücklich, so unglücklich, daß ich daran dachte, Sie zu verlassen, wie ich Ihnen jetzt offen gestehen will. Doch Sie haben meine Zweifel beseitigt und ich bin wieder ganz glücklich.“

„Liebes Fräulein,“ sagte Mrs. Marston, und stand auf, um ihre junge Freundin zärtlich auf die Wange zu küssen, „sprechen Sie nie wieder so. Ich habe, Gott weiß es, zu wenige Freunde auf Erden, als daß ich die entbehren könnte, welche mir unter Allen am liebsten und theuersten ist. Sie ahnen nicht, welchen Trost ich in Ihrer herzlichen Theilnahme finde, und welchen Werth ich auf Ihre Zuneigung zu mir lege.“

Die junge Französin stand mit niedergeschlagenen Augen und dem Lächeln des Glückes auf, und als Mrs. Marston sie zu sich zog und umarmte, erwiderte sie schüchtern die Umarmung und flüsterte:

„Ach, wie glücklich machen Sie mich, wie unaussprechlich glücklich!“

Wenige Minuten später war die Französin wieder in der Einsamkeit ihres eigenen Gemaches. Sie verschloß und verriegelte die Thür, warf sich in einen Armstuhl, zog den Brief hervor, den sie an diesem Morgen erhalten hatte, und las ihn nochmals aufmerksam durch. Sie versank während dessen mehrmals in tiefes Sinnen, und erst nach einer vollen Stunde riegelte sie ihre Thür wieder auf, und holte mit heiterer Stirne und freundlichem Lächeln ihren Zögling zu einem Spaziergange ab.

Wir müssen jetzt einige Tage überspringen, und kommen zu der Ankunft des Sir Wynston Berkley, welche pünktlich zu der verkündeten Stunde erfolgte. Der Baronet stieg nur wenige Minuten vor der Zeit aus dem Wagen, welche den kleinen Familienkreis von Grayforest für gewöhnlich zum Abendessen zu vereinigen pflegte.

Einige Minuten, mit Hülfe eines erfahrenen Kammerdieners den Mysterien der Toilette gewidmet, setzten

ihn in den Stand, sich, ohne ein nachtheiliges Urtheil befürchten zu müssen, bei dem Mahle einzufinden.

Sir Wynston Berkley war ein auffallend hübscher Mann, groß, elegant gewachsen, mit heiterem, gefälligem Wesen, und einem vollkommen aristokratischen Gesichte, das aber ein höheres Alter, als seine eigentlichen Jahre andeutete. Doch Sir Wynston war ein Roué gewesen, und ungeachtet der sorgfältigsten Nachhülfe ließen sich die Verheerungen der Ausschweifung bei dem fünfzigjährigen Stutzer nicht ganz verbergen.

Ausgesucht in seiner Kleidung und mit dem heitersten, ungezwungensten Wesen, war er von dem Augenblick an, wo er in das Gemach trat, wie zu Hause. Irgend etwas wie aufrichtige Herzlichkeit kam natürlich nicht in Frage, doch Mr. Marston umarmte seinen Verwandten mit der zuvorkommendsten Artigkeit und der Baronet schien entschlossen, Jedermann zu gefallen, und an Jedermann Gefallen zu finden.

Er war noch nicht fünf Minuten im Zimmer, munter mit Mr. und Mrs. Marston und deren lieblicher Tochter schwatzend, als Fräulein von Barras eintrat. Indem sie auf Mrs. Marston zuging, stand Sir Wynston auf, und sie mit Blicken der Bewunderung betrachtend, flüsterte er Marston zu:

„Wer ist D a s?“

„Das ist Fräulein von Barras, die Erzieherin meiner Tochter und die Gesellschafterin meiner Frau,“ sagte Marston trocken.

„Ha!“ entgegnete Sir Wynston; „ich d a c h t e, Ihr wäret nur Eurer Drei im Hause, und ich hatte doch recht, denn Ihr Sohn ist in Cambridge. Ich erinnere mich, daß ich dies von unserem alten Freunde, Jakob Manbury, hörte. Jakob hat seinen Sohn auch dort. Wahrhaftig, Dick, es scheint mir nur eine Woche her zu sein, daß Sie und ich dort zusammen waren.“

„Ja,“ entgegnete Marston mürrisch, und sah finster in das erlöschende Feuer, als erblicke er darin die Phantome vergeudeter Zeit und Gelegenheit, „doch ich hasse es, rückwärts zu sehen, Wynston. Die Vergangenheit ist für mich nichts, als ein Gemisch von Unglück und schlechtem Verhalten.“

„Was für ein undankbarer Hund Sie sind!“ sagte Wynston scherzend, und stellte sich mit dem Rücken gegen das Feuer, während seine Blicke in dem großen und hübschen, doch etwas verblichenen Zimmer umherschweiften. „Eben wollte ich Ihnen dazu Glück wünschen, daß Sie den schönsten Park und das herrlichste Gut in ganz Cheshire besitzen, da fangen Sie an zu

knurren. Meiner Treu, Dick! Alles, was ich zu Ihrer Klage sagen kann, ist, daß ich Sie nicht bemitleide und daß es Dutzende giebt, die Sie mit Recht beneiden könnten."

Dieser ermuthigenden Versicherung ungeachtet, blieb Marston mürrisch und schweigsam.

Das Abendessen war inzwischen aufgetragen worden, und die kleine Gesellschaft nahm ihre Plätze am Tische ein.

„Es thut mir leid, Wynston," sagte Marston, „daß ich Ihnen hier keinen Ort der Jagd anzubieten habe, ausgenommen eine sehr gute Forellenfischerei, wenn Sie daran Gefallen finden."

„Mein lieber Junge," entgegnete Wynston, „ich bin blos ein Sonntagsjäger, kein wirklicher. Ich habe das nie versucht, und denke nicht daran, jetzt erst einen Anfang damit zu machen. Nein, Dick, was ich der Jagd vorziehe, das ist die frische Luft und der Genuß Ihrer Gegend. Als ich vor drei Jahren in Rouen war —"

„Rouen?" unterbrach ihn Marston; „das wird Fräulein von Barras interessiren. Es ist ihr Geburtsort."

„Ah — Rouen — ach — ja!“ sagte die Erzieherin mit sichtlicher Verlegenheit.

Sir Wynston schien dadurch auch für einen Augenblick verlegen zu werden, doch schnell sammelte er sich wieder, und erzählte nun, was er während seines Aufenthaltes in jener schönen Stadt der Normandie vorgenommen hatte.

Marston kannte Sir Wynston genau, und berechnete sehr richtig, daß, welche Wirkung auch die Welt gehabt haben mochte, seine Selbstsucht zu erhöhen oder sein Herz zu verhärten, sie doch gewiß nichts dazu gethan hatte, einen Charakter zu veredeln, der von Natur werth- und gefühllos war. Er wußte überdies, daß sein reicher Vetter in hohem Grade jene Verschlagenheit besaß, mit welcher frivole und weltlich gesinnte Menschen ihr Treiben zu maskiren wissen, und daß Sir Wynston nie in die geringste Verlegenheit gerieth, ohne daß dazu hinlängliche Ursache vorhanden war.

Dieser Besuch verwirrte Marston sehr; er erweckte in ihm sogar ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit. Gab es vielleicht irgend einen Mangel in seinem eigenen Anspruche des Besitzes von Grayforest? Er hatte eine dunkle, drückende Erinnerung, daß von Besorgnissen der Art gesprochen wurde, als er noch ein Kind war.

Konnte dem wirklich so sein, und hatte der Baronet seinen Besuch vielleicht nur in der Absicht gemacht, persönlich den Werth einer Besitzung zu prüfen, die er sich anzueignen beabsichtigte?

Dieser Verdacht zeigt jedenfalls deutlich, welche Meinung Marston von dem Charakter seines Cousins hatte. Und noch ein unbestimmter Argwohn anderer Art stieg in ihm auf, als er daran dachte, wie Fräulein von Barras in Verlegenheit gerieth, als Wynston Rouen's erwähnte, und wie sich diese Verlegenheit für einen Augenblick sogar seinem Cousin mitzutheilen schien.

Er war in der That sehr verwirrt über dies Alles und fing schon an, zu bereuen, daß er seinen Cousin als Gast bei sich aufgenommen hatte.

Obgleich Sir Wynston sich so benahm, als wäre er sich bewußt, der willkommenste Besuch von der Welt zu sein, so kannte er doch ohne Zweifel sehr gut die wahren Gefühle, die sein Wirth gegen ihn hegte. Hatte er indeß wirklich einen Zweck dabei, seinen Aufenthalt zu verlängern, und wünschte er, es zum Gegenstande des Interesses für Marston selbst zu machen, daß seine Abreise sich verzögerte, so ergriff er dazu unbestreitbar die erfolgreichsten Mittel.

Die kleine Gesellschaft brach in der Regel jeden

Abend um zehn Uhr auf, und Wynston zog sich dann auf sein eigenes Zimmer zurück. Es wurde ihm nicht schwer, Marston zu bewegen, ihn dort durch eine Partie Piquet zu unterhalten, und hier saß er oft noch bis ein, zwei Uhr nach Mitternacht bei den Karten. Sir Wynston war außerordentlich reich und in seinen Ausgaben sehr sorglos. Der Satz, um den sie spielten, war daher in seinen Augen eine Sache ohne alle Wichtigkeit, obgleich er allmälig ziemlich hoch stieg. Marston dagegen war arm und spielte mit dem Auge eines Luchses und dem Heißhunger eines Haifisches. Die Leichtigkeit und gute Laune, mit welcher Sir Wynston verlor, blieben nicht unbeachtet von seinem Mitspieler, welcher, wie man sich denken kann, mit Vergnügen die reiche Ernte einbrachte, welche auf seiner Seite kein Opfer des Stolzes oder der Unabhängigkeit heischte. Wenn er in der That zuweilen argwöhnte, daß sein Gast eifriger bemüht sei, zu verlieren, als zu gewinnen, so war er doch entschlossen, dies nicht zu bemerken, sondern beharrte ruhig dabei, Nacht für Nacht Sir Wynston Revanche zu geben, wie er es nannte, oder, mit andern Worten, ihn zu einer Wiederholung seiner Verluste anzutreiben. Dies war Marston sehr angenehm, und er fing an, seinen Gast wenigstens äußerlich mit

mehr Herzlichkeit und Auszeichnung zu behandeln, als zuerst.

Ein Ereigniß trug sich indeß zu, welches diesen freundschaftlichen Verkehr auf unerwartete Weise störte.

Es wird nöthig, hier zu erwähnen, daß das Schlafzimmer des Fräuleins von Barras auf einen langen Corridor ging. Es hing mit zwei Wohnzimmern zusammen, welche sich ebenfalls auf jenen Corridor öffneten, jedoch ganz ohne Einrichtung waren. Außerdem gingen noch fünf oder sechs andere Zimmer zu beiden Seiten ebenfalls auf diesen Gang.

Eines Tages war Marston ausgegangen, um in dem Forellenbache zu angeln, der durch seinen Park floß, jedoch in ziemlich großer Entfernung von dem Wohnhause. Er kehrte zurück, um irgend ein vergessenes Geräth zu holen, und ging raschen Schrittes durch jenen Gang, als er zu seiner Ueberraschung sah, wie eines der beiden leeren Zimmer neben dem Schlafgemache des Fräuleins von Barras vorsichtig geöffnet wurde, und Sir Wynston herauskam. Marston war in dem Augenblicke, als dies geschah, beinahe unmittelbar an seiner Seite und Sir Wynston machte unwillkürlich eine Bewegung, als wollte er sich zurückziehen. Zugleich vernahm das scharfe Ohr Marston's das Ra-

scheln eines seidenen Kleides und leise Schritte, welche sich vorsichtig aus dem leeren Zimmer fortschlichen.

Sir Wynston sah so verlegen aus, wie es bei einem Manne von Welt nur irgend möglich ist. Marston blieb plötzlich stehen, und sah seinen Gast einige Augenblicke mit einem eigenthümlichen Ausdrucke an.

„Sie haben mich lauschend ertappt, Dick," sagte der Baronet endlich, indem er seine Verlegenheit gewaltsam abzuschütteln bemüht war. „Ich bin gewaltig neugierig, und eine offene Thür in einem alterthümlichen Hause ist eine Versuchung —"

„Die Thür ist für gewöhnlich verschlossen, und sollte es immer sein," unterbrach ihn Marston trocken. „In der Stube ist nichts zu sehen, als Staub und Spinneweben."

„Verzeihen Sie," sagte Sir Wynston gefaßter; „Sie vergessen die Aussicht aus dem Fenster."

„Ja so, die Aussicht! Ja, man hat da wirklich eine recht gute Aussicht," entgegnete Marston, welcher so viel als möglich seinen gewöhnlichen Ton anzunehmen bemüht war. Zugleich öffnete er sorglos die Thür und trat hinein. Sir Wynston folgte ihm, und Beide sahen einen Augenblick aus dem Fenster auf eine Aussicht, die Keiner von ihnen bemerkte.

„Ja, ich finde die Aussicht schön," sagte endlich Marston, indem er sorglos zurücktrat, und dabei zugleich einen forschenden Blick durch das Zimmer schweifen ließ. Die Thür nach dem Gemache der Französin war herangezogen, doch nicht ganz zu. Dies genügte.

Als sie die Stube verließen, machte Marston seinem Gaste den Vorschlag, ihn zu begleiten, doch mit einem Ausdrucke, welcher deutlich verrieth, daß er selbst kaum wußte, was er sagte.

Er ging unentschlossen nach seinem eigenen Zimmer, kehrte dann um, und stieg die Treppe hinab. In der Halle begegnete er seiner Tochter.

„Bist Du heute noch nicht ausgewesen, Rhoda?" fragte er sie.

„Nein, Papa, doch das Wetter ist so schön, daß ich denke, ich werde jetzt einen Spaziergang machen."

„Ja, geh, und das Fräulein kann Dich begleiten. Hörst Du, Rhoda? das Fräulein geht mit, und das Beste wäre, Ihr ginget gleich."

Einige Minuten später sah Marston, wie Rhoda und die reizende Französin dem Walde zuschritten. Er beobachtete sie, bis sie zwischen den Bäumen verschwunden waren. Dann ging er seufzend wieder die große Treppe hinauf.

„Ich will diesem Geheimnisse auf den Grund kommen,“ sagte er zu sich selbst, „und die Verschworenen, wenn sie dies sind, mit ihren eigenen Waffen schlagen. List gegen List, Chikane gegen Chikane, Betrug gegen Betrug.“

Er war jetzt in dem erwähnten Gange, und nachdem er vor- und rückwarts gesehen hatte, sich zu überzeugen, daß er von keinem Auge bemerkt werde, trat er dreist in das Zimmer der Erzieherin.

Ihre Schreibchatoulle stand auf dem Tische. Sie war verschlossen. Er nahm sie ruhig mit sich auf sein eigenes Zimmer, verschloß die Thür, nahm zwei oder drei Bund Schlüssel, und nachdem er mit großer Geduld etwa ein Dutzend vergeblich probirt hat, öffnete endlich einer das Kästchen.

Zu seinem unehrenwerthen Thun hatte eine starke, zornige Leidenschaft ihn angespornt, als jedoch der Deckel des Kästchens aufsprang, war er einen Augenblick verwirrt. Verletztes Vertrauen, erschlichenes Geheimniß, gemeine Spionerie beschimpften ihn, als der Inhalt des verletzten Heiligthumes ihm entgegenblickte. Einen Augenblick fühlte er sich gedemüthigt, und angetrieben, die Chatoulle wieder zu verschließen, und ohne sie zu durchsuchen, an den Ort zu stellen, wo er sie ge-

funden hatte. Doch dieser Impuls war nur vorübergehend. Die glühende Leidenschaft, die ihn zu der That getrieben hatte, kehrte zurück, und zwang ihn, sie zu vollenden. Mit schuldbewußtem Auge und gieriger Hand durchsuchte er den Inhalt dieses Bewahrungsortes für die geschriebenen Geheimnisse der schönen Französin.

„Ha, da ist er!“ murmelte er, als er eben den Brief entdeckte, den er selbst einige Tage zuvor Fräulein von Barras eingehändigt hatte. „Die Handschrift fiel mir als verstellt auf. Es kam mir vor, als müßte ich sie kennen. Nun, wir wollen sehen.“

Er öffnete den Brief. Er enthielt nur wenige Zeilen. Er athmete nicht, während er sie las. Anfangs erblaßte er; dann flog ein Schatten über sein Gesicht, und bald verfinsterte sich dieses immer mehr und mehr. Er sagte nichts. Ein langer, tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust und seine Züge trugen den Stempel furchtbaren Ernstes, als er den Brief wieder zusammenfaltete, in das Kästchen legte und dieses verschloß.

Als Fräulein von Barras von dem Spaziergange zurückkehrte, fand sie in ihrem Zimmer Alles an der gewohnten Stelle und scheinbar unberührt.

Während das junge Mädchen sich mit ihrer Abend-toilette beschäftigte und Sir Wynston Berkley sich mit Vermuthungen abmühte, ob bei der Begegnung mit Marston dieser wirklich wüthend ausgesehen habe, oder ob es ihm nur so vorgekommen sei, lief derselbe allein durch die wildesten und finstersten Theile seines Parkes, verfolgt von seinen eigenen unheiligen Gedanken. Die Dunkelheit und die Unheimlichkeit der Nacht überfielen ihn in dieser Einsamkeit.

Als die Finsterniß sich um ihn her immer mehr ver-dichtete, beschlich ihn ein Gefühl von der Nähe des Bösen und erfüllte ihn mit einer unbestimmten Angst, einem unheimlichen Entsetzen. Ein gewisser Abscheu vor den Gedanken, die während des Tages seine Ge-sellschafter gewesen waren, und die er auch jetzt noch nicht abzuschütteln vermochte, erfaßte ihn, und mit der Hast eines verfolgten Verbrechers eilte er nach Hause.

Marston war durch den erlangten Beweis beinahe, doch noch nicht ganz befriedigt.

Der Brief, dessen heimliche Durchlesung ihn so auf-geregt hatte, trug keine Unterschrift, allein abgesehen von der Handschrift, die ihm bekannt vorkam, obgleich der Schreiber sie zu verstellen bemüht gewesen, bestätigte auch der Inhalt, so kurz er war, durch einige Umstände

im höchsten Grade den bereits in ihm erweckten Argwohn. Er beschloß indeß, die Sache weiter zu untersuchen und seine Zeit wahrzunehmen. Während dessen durfte sein Benehmen nichts von seinen finstern Vermuthungen und seinen bittern Gedanken verrathen. Täuschung durch Verstellung war ihm leicht, und da sein wildes Umherrennen seine Kleidung in eine Unordnung gebracht hatte, welche leicht auf seine Verstörtheit während des Tages schließen lassen konnte, eilte er, bevor er sich sehen ließ, auf sein Zimmer, sich umzukleiden.

Bei dem Abendessen war Marston allem Anscheine nach in seiner gewöhnlichen guten Laune. Sir Wynston und er unterhielten sich heiter und lebhaft von manchem lustigen und ernsten Gegenstande. Dabei kam das Gespräch auch auf Volksaberglauben und besonders auf merkwürdige Prophezeihungen von dem Schicksal einzelner Personen, die durch spätere Ereignisse ihres Lebens wunderbar erfüllt worden waren.

„Beiläufig gesagt, Dick," bemerkte Wynston, „das ist für mich ein zu angreifender Gegenstand des Gespräches."

„Wie so?" fragte Marston.

„Wie? Erinnern Sie sich nicht?“ sagte der Baronet.

„Nein, ich weiß wirklich nicht, worauf Sie anspielen,“ versicherte Marston aufrichtig.

„Wie, erinnern Sie sich nicht mehr an Eton?“ fuhr Sir Wynston fort.

„Allerdings!“

„Nun?“

„Wahrlich, ich weiß von keiner Prophezeihung mehr,“ betheuerte Marston.

„Was! Vergaßen Sie die Zigeunerin, welche prophezeihte, daß Sie mich ermorden würden, Dick?“

„Ha! ha! ha!“ lachte Marston laut auf.

„Erinnern Sie sich jetzt daran?“ fragte sein Gefährte.

„Ich glaube, ja; doch eine andere Prophezeihung lag mir in den Gedanken, auch von einer Zigeunerin. Erinnern Sie sich noch des Mädchens in Ascot, das mir prophezeihte, ich würde Herzog und Lord-Kanzler von England werden?“

„Nun, Dick,“ sagte Sir Wynston heiter, „wenn beide erfüllt werden sollen, oder keine, so glaube ich, daß Sie nie auf dem Wollsacke Englands sitzen werden.“

Bald darauf brach die Gesellschaft auf, Sir Wynston und sein Wirth, um, wie gewöhnlich, einige Stunden bei dem Piquet zuzubringen, und Mrs. Marston, in der Stille ihres Gemaches noch einige Zeit den lästigen Arbeiten der Haushaltung zu widmen.

Dabei wurde sie durch ein achtungsvolles Klopfen an der Thür gestört, und ein älterer Diener, der sich schon seit vielen Jahren in dem Hause befand, trat ein.

„Nun, Merton," fragte sie ihn, „willst Du Etwas?"

„Ja, Mistreß," entgegnete er ehrerbietig, doch mürrisch. „Ich wünsche den Dienst zu verlassen."

„Uns verlassen, Merton?" wiederholte seine Gebieterin, zugleich überrascht und betrübt, denn der Mann hatte ihr lange gedient, und ihre Liebe wie ihr Vertrauen besessen.

„Ja, Mistreß," sagte er nochmals.

„Und weshalb wünschest Du das, Merton? Hat sich irgend etwas zugetragen, Dir Deinen Posten unangenehm zu machen?"

„Nein, Mistreß, ich habe mich über nichts zu beklagen," versicherte er; „über gar nichts!"

„Vielleicht denkst Du, einen bessern Dienst zu bekommen, wenn Du uns verlässest?" fragte sie weiter.

„Nein, gewiß, ich habe keinen solchen Gedanken," sagte er, und schien auf dem Punkte in Thränen auszubrechen; „doch — doch — etwas ist über mich gekommen, und — ich kann nicht helfen, aber ich denke, — wenn ich hier bleibe, wird irgend ein Unglück über uns Alle kommen, und das ist die Wahrheit, Mistreß."

„Das ist thöricht, Merton; eine kindische Einbildung," entgegnete Mrs. Marston. „Dein Dienst gefällt Dir, Du hast keine bessere Aussicht, und nun willst Du ihn wegen einer bloßen abergläubischen Einbildung aufgeben und uns verlassen? Nein, nein, Merton! Du thätest besser, Dir die Sache nochmals zu überlegen, und wenn Du dann doch noch bei Deinem Willen bleibst, so kannst Du mit Deinem Herrn sprechen."

„Ich danke Euch, Mistreß, und Gott segne Euch!" sagte der Mensch, und entfernte sich.

Mrs. Marston klingelte nach ihrem Mädchen und fragte:

„Hat sich in der letzten Zeit irgend etwas zugetragen, was Merton verdrossen haben könnte?"

„Nein, nicht daß ich wüßte," versicherte das Mädchen.

„Hat er einen Zank gehabt?"

„O nein, er zankt sich nie; er ist sehr still und beinahe immer allein; er hält sich für Wunder was!“

„Aber sagtest Du nicht unlängst, daß er sehr verändert ist? Wie steht es damit aus?“

„Ja, er ist wie Jemand, der Furcht oder Kummer hat. Er sitzt schweigend da, schüttelt dann und wann den Kopf, und es scheint, als wollte er irgend einen Gedanken, der ihn bedrückt, loswerden.“

„Der arme Mensch!“ sagte Mrs. Marston.

„Und dann, wenn wir bei dem Essen sitzen,“ fuhr das Mädchen fort, „steht er zuweilen plötzlich auf und verläßt den Tisch. Jem Buller, der neben ihm an schläft, sagt, beinahe zu jeder Stunde der Nacht, wenn er durch das kleine Fenster zwischen beiden Stuben blickt, sieht er, wie Merton auf den Knieen am Bette liegt und betet. Was es sein mag, weiß er nicht, doch daß der arme Mensch nicht glücklich ist, das ist klar.“

„Sonderbar,“ sagte Mrs. Marston nach einer Pause; „doch ich denke und hoffe, daß es zuletzt weiter nichts sein wird, als ein krankhafter Zustand.“

„Und ich hoffe,“ bemerkte das Mädchen, „daß ihm nicht das Gewissen schlägt.“

„Wir haben keine Ursache, irgend etwas der Art zu

vermuthen,“ sagte Mrs. Marston sehr ernst. „Im Gegentheil; er ist immer ein höchst ordentlicher Mensch gewesen.“

„Verhüte Gott!“ rief das Mädchen, „daß ich irgend etwas Böses gegen ihn sagen sollte.“

„Und seit wie langer Zeit habt Ihr diese Veränderung an Merton bemerkt?“

„Noch nicht lange; höchstens seit einer Woche.“

Mrs. Marston setzte ihre Fragen für diesen Abend nicht weiter fort, doch obgleich sie that, als behandle sie die Sache nur leicht, hatte sie doch einen peinlichen Eindruck auf sie gemacht und bei ihr böse Ahnungen hinterlassen, welche herannahendes Mißgeschick zu verkünden schienen.

Zwei oder drei Tage gingen die Dinge ihren gewöhnlichen, ruhigen Gang. Nach Ablauf dieser kurzen Zeit jedoch wurde die Aufmerksamkeit der Mrs. Marston wieder auf ihres Dieners geheimnißvolle Angst zurückgelenkt, seinen Posten zu verlassen. Merton stand abermals vor ihr, und wiederholte seinen Wunsch, aus dem Dienst zu treten.

„Wirklich, Merton?“ sagte sie ihm; „das ist sehr sonderbar. Dein Dienst gefällt Dir, und doch willst Du ihn verlassen. Was soll ich davon denken?“

„Ach, Mistreß,“ sagte er, „ich bin unglücklich; ich werde gemartert. Sagen kann ich's Euch nicht, wahrhaftig, ich kann nicht.“

„Wenn irgend Etwas Dein Gemüth belastet, Merton, so wünsche ich, daß Du Dich dem guten Doktor Danvers entdecktest,“ sagte seine Herrin.

Der Diener ließ den Kopf sinken und schien einige Augenblicke nachzusinnen; endlich sagte er entschieden:

„Nein, Mistreß, das kann nichts nützen.“

„Und wie lange ist es her, Merton, seitdem Du diesen Wunsch hegst?“

„Seitdem Sir Wynston Berkley kam.“

„Hat Dir Sir Wynston etwas zu Leide gethan?“

„Weit entfernt davon, Mistreß. Sir Wynston ist ein sehr gütiger Herr.“

„Sein Diener also vielleicht?“

„Ich sah nie einen ordentlicheren Menschen.“

„Ich wünsche zu wissen, ob Dein Verlangen, aus dem Dienst zu treten, auf irgend eine Weise mit Sir Wynston oder dessen Bedienten im Zusammenhange steht?“

Der Mann zögerte mit einer Antwort, und schien sich in einer peinlichen Verlegenheit zu befinden.

„Du brauchst nicht zu antworten, Merton, wenn Du es nicht gern thust,“ sagte Mrs. Marston gütig.

„Ja, Mistreß, es hat etwas mit Beiden zu thun,“ entgegnete er mit einiger Aufregung.

„Das kann ich in der That nicht begreifen.“

Merton zögerte einige Zeit und schien sehr unruhig zu sein.

„Es war Etwas, Mistreß, Etwas, das der Bediente des Sir Wynston zu mir sagte! — Endlich ist es heraus!“

„Nun, Merton,“ entgegnete sie, „ich will nicht weiter in Dich dringen, doch das muß ich sagen, da diese Aeußerung Dich so sehr angegriffen hat, so muß sie ohne Zweifel die Sicherheit oder den Vortheil irgend einer Person betreffen, welcher, das kann ich nicht sagen. Doch wenn dies der Fall ist, so gebietet Deine Pflicht, die zu benachrichtigen, welche dabei betheiligt sind.“

„Nein, Mistreß, bei dem, was ich hörte, ist nichts, was einen Andern betrifft, als mich selbst. Es war nichts, als was auch Andere hörten, ohne dabei etwas zu denken oder zu sagen. Mehr kann ich nicht mittheilen, doch ich bin darüber sehr unglücklich und unruhig in meinem Gemüth.“

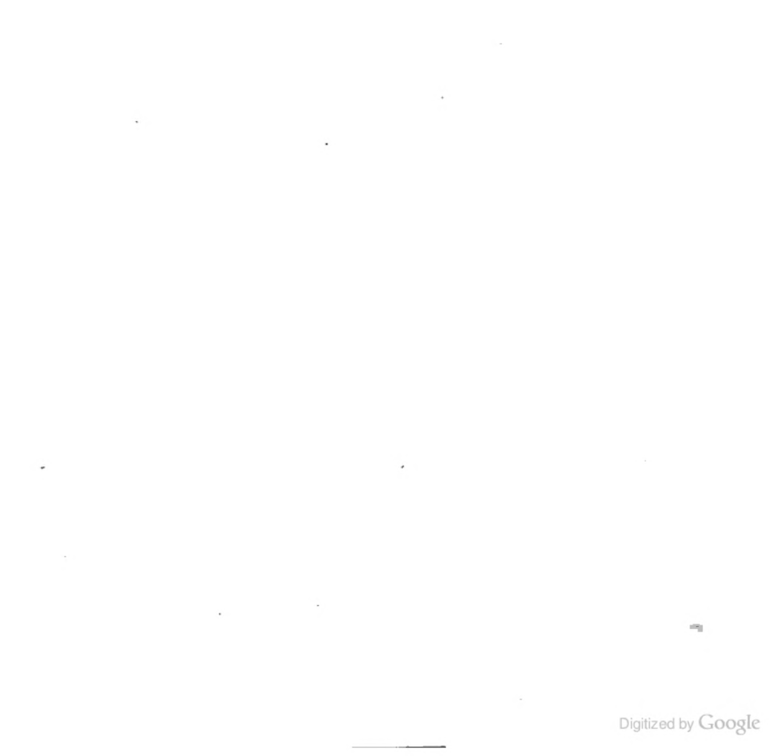
Indem der Mann dies sagte, begann er bitterlich zu weinen.

Der Gedanke, daß der Geist Merton's durch irgend ein Geheimniß schwer bedrückt sei, stieg jetzt alles Ernstes in Mrs. Marston auf, und sie beschloß, ihrem Gatten die Sache mitzutheilen, damit dieser darin thun möchte, was ihm das Beste dünkte.

„Beunruhige Dich nicht, Merton," sagte sie ihm. „Ich werde mit Deinem Herrn von dem sprechen, was Du mir mitgetheilt hast, und Du darfst Dich darauf verlassen, daß ich dadurch keine ungünstige Meinung von Deinem Charakter bekommen habe."

„Ach, Mistreß, Ihr seid zu gut!" rief der arme Mensch, und weinte heftig. „Ihr kennt mich nicht. Ich habe mich selbst nicht gekannt, bis erst ganz kürzlich. Ich bin ein elender Mensch. Ich erschrecke über mich selbst, Mistreß, ja, fürchterlich. Christus weiß, daß es für mich gut wäre, wenn ich noch in dieser Minute stürbe."

„Dein Unglück betrübt mich wirklich, Merton," sagte Mrs. Marston, „und besonders, daß ich nichts thun kann, es zu erleichtern. Ich kann nur, wie ich Dir gesagt habe, mit Deinem Herrn sprechen; er wird





Dir Deinen Abschied geben, und ordnen, was sonst noch nöthig ist."

„Gott segne Euch, Mistreß!" sagte der Mann, noch immer sehr aufgeregt, und entfernte sich.

Mr. Marston brachte den ersten Theil des Tages gewöhnlich in reger Thätigkeit zu; seine Frau glaubte daher, daß er jetzt weit vom Hause entfernt sei, und begab sich nach dem Zimmer des Fräuleins von Barras, welches an dem andern Ende des geräumigen Hauses lag, und wollte mit ihr über das sonderbare Gesuch des armen Merton sprechen.

Eben als sie die Thür erreichte, hörte sie in der Stube heftig sprechende Stimmen. Staunend blieb sie stehen. Es waren die ihres Gatten und der Französin. Eben so verwirrt als überrascht öffnete sie die Thür und trat hinein. Ihr Mann saß auf einem Armsessel, die eine Hand auf die Lehne desselben gestützt, die andere ausgestreckt, und wie es schien in furchtbarer Wuth geballt, gegen die Schreibchatoulle, die offen auf dem Tische stand. Sein Gesicht war geröthet von den stürmischsten Leidenschaften und sein Auge auf die Französin gerichtet, welche mit halb-schuldigem, halb-flehendem Blicke in geringer Entfernung von ihm stand.

Es lag in dem Auftritte etwas für Mrs. Marston

so Ueberraschendes, und selbst so Verletzendes, daß sie einige Sekunden lang blaß und athemlos stand, und mit Furcht und Abscheu von ihrem Manne auf die Französin, und von dieser auf ihren Mann blickte. Die drei Figuren dieser Gruppe blieben für einige Augenblicke starr und regungslos. Mrs. Marston versuchte zu sprechen, doch obgleich ihre Lippen sich regten, kam kein Ton heraus und sie sank vor Schwäche auf einen Stuhl.

Marston stand auf, richtete einen wüthenden Blick auf die junge Französin, und that einen oder zwei Schritte gegen die Thür; er zögerte indeß, und wendete sich um, grade in dem Augenblicke, als Fräulein von Barras, in Thränen ausbrechend, ihre Arme um den Nacken der Mrs. Marston schlang, indem sie rief:

„Ich flehe Sie an, beschützen Sie mich gegen die Beleidigungen und den Verdacht Ihres Mannes.“

Marston stand etwas hinter seiner Frau, und er und die Französin wechselten einen bedeutungsvollen Blick, als die Letztere gleich einem gekränkten Kinde an die Brust der armen, gequälten Frau sank!

„Ach, Mistreß, — er sagt — Mr. Marston sagt, — ich habe mir angemaßt, Ihnen Rath zu ertheilen und mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen; — ich

trachtete dahin, Sie zur Verkennung seiner Herrschaft aufzureizen. Ach, sprechen Sie für mich! Sagen Sie, habe ich das je gethan? — Bin ich die Ursache von Bitterkeit und Entfremdung? — Oh mon Dieu, c'est trop — es ist zu viel! Ich muß gehen, — ich werde gehen! — Ach, weshalb mußte ich bleiben, um dies zu erleben?"

Indem sie so sprach, brach sie wieder in einen Strom von Thränen aus, und abermals wurde der bedeutungsvolle Blick gewechselt.

„Gehen? Ja, das sollen Sie," sagte Marston, indem er gegen das Fenster schritt. „Ich will kein Geflüster, keine Verschwörung in meinem Hause haben. Ich habe von Ihren Rathschlägen und Mittheilungen gehört. — Mrs. Marston, ich dachte dies ruhig abzumachen," wendete er sich gegen seine Frau. „Ich wollte Fräulein von Barras meine Meinung sagen und ihr ihre Entlassung ohne Ihre Einmischung geben, allein es scheint, als ob Sie sich in die Sache zu mischen wünschen. Sie sind geschworene Freundinnen, und verlassen daher auch nie einander zu unterstützen. Ich bin überzeugt, daß ich Ihre Gegenwart bei unserer Unterredung, welche die letzte sein soll, einer Botschaft dieser jungen intriguirenden Dame verdanke; wie?"

„Ich habe keine Botschaft empfangen, Richard," sagte Mrs. Marston. „Um Gottes willen, was bedeutet denn dies Alles?" Indem die arme Frau so sprach, fanden ihre überreizten Gefühle Erleichterung durch einen Strom von Thränen.

„Ja, das ist die Frage!" sagte die Französin. „Ich habe ihn wiederholt nach dem Grunde seiner Vorwürfe gefragt. Was habe ich gethan?" fragte sie mit heftigem Unwillen, und sah Marston mit flammenden Augen und gerötheten Wangen an. „Ja, ich werde eine Verschwörerin, eine Intriguenmacherin genannt. — Ach, Mistreß, es ist unerträglich."

„Doch was habe ich gethan, Richard?" fragte die arme Frau ängstlich. „Wie habe ich Dich beleidigt?"

„Ja, ja," fuhr die Französin mit zorniger Zungengeläufigkeit fort, „was hat sie gethan, das Sie Mangel an Achtung nennen? Ja, theure Mistreß, das ist die Frage. Und wenn er nicht antworten kann, ist es dann nicht zu grausam, mich eine Verschwörerin, eine Spionin, eine Intriguenmacherin zu nennen, weil ich mit Ihnen, meiner einzigen Freundin in diesem Hause, spreche?"

„Fräulein von Barras," sagte Marston, „ich brauche keine Declamationen von Ihnen, und von

Ihnen auch nicht," wendete er sich zu Mrs. Marston. „Ich habe meine Nachrichten von Jemand, dem ich vertrauen kann; das genüge. Ihr seid Beide in die Sache verwickelt, und ich möchte wetten, Ihr würdet darauf schwören, daß Ihr nie von meiner Kälte und Entfremdung sprachet; — ja, das sind die Worte; oder etwa nicht?"

„Ich habe Ihnen nie Unrecht gethan," rief die Französin. „Ich bin keine Zwischenträgerin. Mrs. Marston, zeugen Sie nicht für mich?"

„Ich habe Ihnen meine Meinung schon mitgetheilt, Fräulein von Barras," sagte Marston. „Ich will keine Erläuterungen. — Ich denke, Mrs. Marston, wir haben genug von der Sache gesprochen. Soll ich Sie fortbegleiten?"

Indem er dies sagte, nahm er die Hand der armen Frau und führte sie aus dem Zimmer. Fräulein von Barras stand mitten in dem Gemache, allein, hochaufgerichtet, mit wogender Brust und flammenden Wangen, reizend, gedankenvoll, schuldig, das wahre Bild eines gefallenen Engels. So, vor sich mehrere Wege, die sie verfolgen konnte, müssen wir sie verlassen.

Mrs. Marston überdachte in ihrem eigenen Zimmer noch einmal den erschütternden Auftritt, dessen

Zeugin sie soeben gewesen war. Der furchtbare Verdacht, der bei dem ersten Anblicke des Bildes, das sich ihren Augen zeigte, ihr Herz wie ein Donnerschlag getroffen hatte, war zwar zuerst erschüttert und dann widerlegt worden, allein der betäubende Eindruck wirkte noch in ihrem Herzen nach. Sie fühlte noch in jeder Nerve das Zucken des Entsetzens und der Verzweiflung, das sich für einen Augenblick all ihrer Sinne bemächtigt gehabt hatte. In dieser Stimmung befand sie sich, als Fräulein von Barras zu ihr eintrat, entschlossen, mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Arglist den Erfolg zu vollenden, den sie durch ihre Geistesgegenwart in dem gefährlichen Momente errungen hatte.

Sie sagte, sie sei gekommen, ihrer theuren Freundin Lebewohl zu sagen, denn sie bleibe bei dem Entschlusse, zu gehen. Man wäre in ihr eigenes Zimmer gedrungen, die Vorwürfe dadurch noch zu erhöhen; wie ungerecht diese wären, wüßte Mrs. Marston. Sie wäre mit den beleidigendsten Namen belegt worden, und könnte das nicht ertragen. Sie wolle daher früh am nächsten Morgen abreisen, und nichts solle sie zurückhalten.

In dieser Weise sprach sie lange fort, doch mit sanftem, melancholischem Tone und mit häufigen Thränen.

Der fürchterliche Verdacht, der Mrs. Marston für einen Augenblick durchzuckt hatte, war bereits verschwunden, als Fräulein von Barras bei ihr eintrat, obgleich noch eine peinliche Aufregung zurückblieb. Marston's Charakter kannte sie nur zu gut; er war heftig, bitter, ungestüm, und obgleich er sich wenig oder gar nicht um sie kümmerte, hatte sie doch immer bemerkt, daß er eifersüchtig auf jede Freundschaft oder Vertraulichkeit war, durch welche irgend Jemand auf sie hätte Einfluß gewinnen können. Daß er von ihren Gesprächen mit der jungen Französin unterrichtet war, ließ sich nicht bezweifeln, und als nun diese selbst sich über bittere und ungerechte Kränkung beklagte, kehrte ihre gewöhnliche ruhige Gemüthsstimmung sogleich zurück.

Während Fräulein von Barras so mit der Ausdauer der Spinne die Fäden wieder herzustellen bemüht war, die ein Windstoß zerrissen hatte, würde sie nicht wenig erschrocken sein, hätte sie einen Blick in Marston's Gemüth thun, und dadurch die wahre Ausdehnung der sie bedrohenden Gefahr erkennen können.

Marston ging wie gewöhnlich allein in dem einsamsten Theile seines einsamen Parkes umher. In der einen Hand hielt er seinen Spazierstock, doch nicht um

sich darauf zu stützen, sondern er schwang ihn wie eine Streitart; die andere Hand hatte er in seinen Busen vergraben; sein finsteres Gesicht blickte auf den Boden, und er trat mit dem Ausdrucke der Entschlossenheit fest auf, obgleich er nur langsam ging.

So erblickte er sich zuletzt auf einem kleinen Kirchhofe, der tief in dem finsteren Walde lag. Auf der Mitte desselben stand, von Schlingpflanzen überwachsen, die jetzt die herbstliche Färbung angenommen hatten, eine halbverfallene kleine Kapelle. In der Gruft daneben lagen mehrere seiner Vorfahren und unter den kleinen, mit Nesseln und Unkraut bewachsenen Hügeln schliefen viele der bescheidenen Dorfbewohner.

Er setzte sich auf einen verwitterten Grabstein und die Augen fest auf den Boden gerichtet, überließ er seinen Geist den stürmischen und bösen Gedanken, die er eingeladen hatte. Lange und regungslos saß er da, während seine Pläne und Gedanken Form und Gestalt zu gewinnen begannen.

Der Wind, der durch den Epheu rauschte, erweckte ihn für einen Augenblick, und als er sein trübes Auge erhob, fiel es zufällig auf einen Todtenkopf, den eine muthwillige Hand in eine Ritze der Mauer geklemmt hatte. Er wendete rasch den Blick ab, doch beinahe

eben so rasch kehrte er wieder zurück zu dem stummen Symbole des Todes, und mit einem verächtlichen Lächeln und heftiger Bewegung warf er es mit seinem Stocke herab auf den Boden.

Dann verließ er den Ort, und ging in den Wald hinein.

„Die Menschen sind nicht Herren über die Gedanken, die in ihnen aufsteigen," murmelte er, indem er weiter ging, „eben so wenig, wie sie die Schatten der Wolken leiten können, die über ihren Köpfen dahinsegeln. Sie kommen und gehen und lassen keine Spur zurück. Was ist es also mit Anzeichen und jenem verwünschten Bilde des Todes? Pah! — Mord! — Ich bin des Mordes unfähig. Ich habe mein Schwert in ehrlichem Zweikampfe gegen einen Menschen gezogen; doch Mord! Fort mit dem Gedanken!"

Er stampfte voll Wuth, und zugleich voll Entsetzen den Boden, ging einige Schritte weiter, blieb dann wieder stehen, kreuzte die Arme über der Brust und lehnte sich gegen einen alten Baum.

„Fräulein von Barras, Sie sind eine Verrätherin und sollen gehen. Ja, gehen sollen Sie; Sie haben mich getäuscht, und wir müssen scheiden."

Er sagte dies mit melancholischer Bitterkeit und fuhr nach einer Pause fort:

„Ich will keine andere Rache. Nein, obgleich ich glaube, daß sie sich um diese nur wenig kümmern wird; sehr wenig, wenn überhaupt.“

„Und dann, was die andere Person betrifft,“ sprach er nach einer abermaligen Pause weiter, „so ist es nicht das erste Mal, daß dieser Mensch wie ein Betrüger handelte. Er hat meinen Weg schon früher durchkreuzt, und ich will die Gelegenheit ergreifen, ihm meine Meinung zu sagen. Ich will auch mit ihm in's Reine kommen, und ihm nicht eine Sylbe von den Bitterkeiten ersparen, die ich ihm zu sagen habe. Er trägt ein Schwert, und ich auch; hat er Lust, so mag er es ziehen; er soll die Veranlassung dazu haben; auf jeden Fall aber will ich es ihm unmöglich machen, seinen lästigen Besuch in meinem Hause zu verlängern.“

Als Marston nach Haus und auf sein Zimmer kam, bat Merton, mit ihm sprechen zu dürfen, allein er war für den Augenblick zu aufgeregt, um ihn anhören zu können, und bestellte ihn deshalb auf den folgenden Tag.

Gegen Marston's gebieterischen Willen ließ sich nicht ankämpfen, und der Diener entfernte sich daher, obgleich nur widerstrebend.

Ob dieser Diener an demselben Tage entlassen wurde, oder an dem nächsten, war allem Anscheine nach eine Sache ohne irgend eine Bedeutung und gleichwohl hingen wichtige Ereignisse damit zusammen.

Es lag ein tieferer Trübsinn über dem Hause, als gewöhnlich. Die Diener schienen zu wissen, daß irgend etwas nicht recht gegangen sei und sahen finster und geheimnißvoll aus. Marston war mürrischer als je. Die trüben, geschwollenen Augen der Mrs. Marston verriethen, daß sie geweint hatte. Fräulein von Barras ließ sich unter dem Vorwande von Kopfweh entschuldigen, daß sie nicht zum Abendessen kommen könne. Rhoda sah, daß sich etwas zugetragen hatte, ihre Eltern zu verstimmen, und wenn sie auch nicht wußte, was es war, machte es sie doch besorgt.

Der bejahrte Geistliche, dessen wir erwähnten, hatte einen Besuch gemacht, und war zum Abendessen geblieben.

Doktor Danvers war ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, scharfem Verstande und einfachen Sitten. Sein gedankenvolles Auge, seine freundlichen Züge verriethen Wohlwollen und Herzensgüte, gesteigert durch natürliche Würde, und ohne einen Schatten der Selbstsucht oder Anmaßung.

Mrs. Marston liebte und ehrte diesen redlichen Diener Gottes und hatte in seinen Rathschlägen wie in seiner Theilnahme oft einen milden Trost gesucht und gefunden.

Bei Mr. Marston dagegen stand er nicht sehr in Gunst. In der erhabenen und einfachen Reinheit des Geistlichen lag Etwas, wodurch der sinnliche, bitter gestimmte und getäuschte Weltmann sich herabgesetzt fühlte. Der zornige Stolz des Edelmannes empfand seinen eigenen geringen Werth gegenüber dem einfachen und demüthigen Diener Christi. Er hegte in Gegenwart dieses würdigen Mannes eine Art von lästigem Zwang und konnte sich gleichwohl der Achtung gegen ihn nicht erwehren.

Für Sir Wynston's Neigung zur Schwatzhaftigkeit war es ein Glück, daß Doktor Danvers zufällig zum Besuche kam, denn Marston war mürrisch und schweigsam, Mrs. Marston fühlte kaum eine größere Neigung zur Unterhaltung und ohne die Anwesenheit des Geistlichen würde das Abendessen unter sehr unpaßlichem Schweigen vergangen sein.

Marston vermuthete, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß Sir Wynston Etwas von dem wahren Stande

der Dinge ahne, und glaubte deshalb bei ihm eine große Neigung zu heiterer Laune zu bemerken.

In dieser Stimmung setzte man sich zum Abendessen.

„Ein Mitglied des Kreises fehlt," bemerkte Wynston mit einem Ausdrucke der Ueberraschung.

„Fräulein von Barras; — sie ist doch wohl?" fragte Doktor Danvers und sah Marston dabei an.

„Ich vermuthe es, weiß es aber nicht," entgegnete Marston trocken.

„Ei, woher sollte er es wissen," sagte der Baronet heiter und mit einem kaum bemerkbaren Anklange des Spottes in seinem Tone. „Unser Freund Marston hat das Vorrecht, so ungalant zu sein, als es ihm gefällt. Doch ich, als ein junger Hagestolz von Fünfzig, bin natürlich neugierig. Ich hoffe, daß unsere reizende französische Freundin nicht unwohl ist?"

Er richtete diese Frage an Mrs. Marston, welche mit einer leichten Verlegenheit entgegnete:

„Es fehlt ihr wenigstens nichts Ernstes, sie hat nur etwas Kopfschmerzen, welche sie hoffentlich nicht abhalten werden, morgen schon wieder bei dem Frühstück zu erscheinen."

„Sie ist in der That ein sehr angenehmes und interessantes junges Mädchen," sagte Doktor Danvers.

„Es liegt in ihrem Wesen eine Einfachheit, welche auf ein gutes Herz und große Aufrichtigkeit schließen läßt.“

„Sehr wahr, in der That, Doktor,“ bemerkte Berkley, mit dem früheren, für Marston unerträglichen Anfluge des Sarkasmus. „Sie ist, wie Sie sagen, von reizender Einfachheit. Finden Sie das nicht auch, Marston?“

Marston blickte ihn an, schwieg jedoch.

„Sie ist in der That ein herzliches Geschöpf,“ sagte Mrs. Marston, welche auch etwas äußern zu müssen glaubte.

„Nun, Marston, wollen Sie nichts zu dem allgemeinen Lobe beitragen?“ sagte Wynston, der die liebenswürdige Kunst der Neckerei verstand. „Wir Alle haben etwas Gutes von unserer abwesenden Freundin gesagt, nur Sie nicht.“

„Ich lobe nie Jemand, Wynston, selbst Sie nicht!“ erwiderte Marston mit erzwungenem Lächeln.

„Gut, gut, so muß ich mich mit dem Glauben trösten, daß Ihr Schweigen viel guten Willen verbirgt, und vielleicht auch etwas Bewunderung,“ sagte Sir Wynston bedeutungsvoll.

„Trösten Sie sich auf jede redliche Weise, wie Sie wollen, mein lieber Wynston,“ entgegnete Marston

mit einer Bitterkeit, die Allen, außer dem Baronet selbst, unerklärlich war. „Sie mögen Recht oder Unrecht haben; bei einem so unwichtigen Gegenstande kömmt wenig darauf an; Sie haben vollkommene Freiheit, Täuschung, wenn Sie wollen, gegen sich selbst auszuüben.“

„Beiläufig gefragt, Mr. Marston, soll nicht Ihr Sohn kommen?“ sagte Doktor Danvers, welcher bemerkte, daß die Stimmung, wenigstens auf Marston's Seite, etwas gereizt zu werden begann.

„Ja; ich erwarte ihn binnen einigen Tagen;“ erwiderte Marston, plötzlich sehr finster werdend.

„Sie haben ihn nicht gesehen, Sir Wynston?“ fragte der Geistliche.

„Mir soll das Vergnügen erst werden,“ sagte der Baronet.

„Und ein Vergnügen ist es, die Versicherung gebe ich Ihnen,“ äußerte Doktor Danvers herzlich. „Er ist ein hübscher Bursche, mit einem Heldenherzen; ein offener, edler Jüngling, und so lustig, wie eine Lerche.“

„Ja, ja,“ fiel Marston ein, „er ist gar nicht übel und hat sich in Cambridge sehr gut aufgeführt. — Doktor Danvers, ein Glas Wein.“

Es war sonderbar und dennoch betrübend wahr,

daß das Lob, welches Doktor Danvers dem Sohne zollte, ein bitteres Gefühl bei dem Vater erweckte. Sein Gewissen verwandelte jeden Lobspruch seines Sohnes in einen Tadel gegen sich selbst.

„Ihr Wein ist sehr gut, Marston," sagte Sir Wynston. „Ich halte Ihre Clarets für besser, als irgend eine Sorte, die ich mir zu verschaffen weiß. Ihr Landedelleute seid selbstsüchtige Schelme und Eures Murrens ungeachtet wißt Ihr Euch mit allen möglichen Annehmlichkeiten zu umgeben."

„Es gelingt uns zuweilen, eine angenehme Gesellschaft um uns zu versammeln," entgegnete Marston mit ironischer Artigkeit, „obgleich wir nicht immer die Mittel haben, sie so zu unterhalten, wie wir es wünschten."

Doktor Danvers hatte die Gewohnheit, ehe er zur Ruhe ging, an jedem Orte, wo er sich befand, einige Verse aus der Bibel zu lesen. Marston pflegte sich dabei gewöhnlich zu entfernen, heut aber war er es selbst, der den Geistlichen dazu aufforderte, und während er mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, starrte er finster in die Flamme des Kamines.

Sir Wynston war viel zu gebildet, um irgend einen Widerwillen gegen diese Unterhaltung zu äußern, und

nur ein scharfer Beobachter hätte einen leisen Anflug des Spottes um seine Lippen spielen sehen können. Niemand könnte sich mit mehr Liebenswürdigkeit einer Unannehmlichkeit unterwerfen.

Die Gesellschaft brach auf. Doktor Danvers nahm Abschied und ritt nach Hause.

Als Sir Wynston das Zimmer verließ, um sich auf sein eigenes zu begeben, begleitete ihn Marston bis zur Halle und sagte dann:

„Ich werde heute Abend nicht spielen."

„Aha! Anderweitig engagirt?" entgegnete der Baronet mit spöttischem Lächeln. „Nun, mein lieber Freund, so muß ich schon versuchen, mich bis morgen zu trösten. Wie?"

„Ich weiß es nicht," sagte Marston, „und —. Mit einem Worte, es ist nicht nöthig, in unserer gegenseitigen Maskerade fortzufahren. Jeder von uns kennt, Jeder versteht den Andern. Ich wünsche, heute mit Ihnen ein paar Worte auf Ihrem Zimmer zu sprechen, wo wir nicht unterbrochen werden können."

Marston sprach mit lautem Geflüster, und sein Gesicht noch mehr, als der Ton seiner Stimme verrieth die Gewalt unterdrückter Wuth. Sir Wynston indeß

lächelte seinem Vetter zu, als wäre seine Stimme süße Melodie, sein Blick Sonnenschein.

„Gut, Marston, ganz wie Sie wollen,“ sagte er; „nur kommen Sie nicht später, als um ein Uhr; zu der Stunde gehe ich zu Bett.“

„Vielleicht, — wenn ich es recht überlege, ist es auch eben so gut, wenn ich es verschiebe, was ich zu sagen habe;“ sagte Marston sinnend. „Ich werde Sie daher vielleicht heute nicht belästigen, Sir Wynston.“

„Ganz, wie es Ihnen genehm ist, mein lieber Marston,“ entgegnete der Baronet mit triumphirendem Lächeln. „Nur kommen Sie nicht später, als ich gesagt habe.“

Mit diesen Worten ging Sir Wynston die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Er war in der heitersten Stimmung, und sehr zufrieden mit sich selbst. Der Zweck seines Besuches in Grayforest war, wie er sich jetzt schmeichelte, erreicht. Er hatte eine Angelegenheit, welche die größte Heimlichkeit und die gewandteste Behandlung erforderte, zu einem triumphirenden Ausgange geführt. Er hatte seine Absicht vollkommen maskirt und Marston vollständig hintergangen, und für einen Menschen, der sich, wie er es that, rühmte, daß ihm

noch nie etwas mißlungen sei, was er ernsthaft gewollt hätte, war ein solcher Erfolg für den Augenblick beinahe berauschend.

Sir Wynston freute sich seiner Ueberlegenheit nicht nur mit der Eitelkeit eines selbstsüchtigen Menschen, sondern er empfand auch ein boshaftes Vergnügen, wenn er sich den demüthigenden Verdruß dachte, den Marston erfahren mußte.

Durch diese freundlichen Gefühle beseelt, setzte sich Sir Wynston nieder, und schrieb den folgenden kurzen Brief an Mrs. Gray in Wynston-Hall:

„Mistreß Gray.

„Bei Empfang dieses lassen Sie die Wohnzimmer „und einige Schlafzimmer in Ordnung bringen und „gehörig lüften. Zu meinem Gebrauche setzen Sie die „drei Zimmer über der Bibliothek in Stand. Machen „Sie Alles so bequem, als möglich. Fehlt irgend „etwas, so brauchen Sie nur an John Skelton, Esq., „Spring-Garden, in London, zu schreiben, und ihm „anzuzeigen, was nöthig ist. Sie müssen sich beeilen, „denn ich werde wahrscheinlich mit zwei oder drei „Freunden zu Anfang des nächsten Monats in Wynston-„Hall eintreffen.

„Wynston Berkley.“

Er schrieb hierauf noch einen zweiten, viel längeren Brief, von welchem wir hier nur einen Auszug geben wollen. Er war an John Skelton, Esq. gerichtet, und begann, wie folgt:

„Mein lieber Skelton.

„Sie werden sich ohne Zweifel über mein langes „Schweigen gewundert haben, doch ich hatte Ihnen „nichts Besonderes mitzutheilen. Mein Besuch in die„sem finstern, unbehaglichen Hause war, wie Sie richtig „vermutheten, nicht ohne Zweck, — so etwas von einem „Romane! das hübsche Mädchen aus Rouen, dessen ich „öfters gegen Sie erwähnte, die schöne Barras, war „die Anziehungskraft, die mich herlockte, und ich denke, „ich werde weiter keine Mühe mit ihr haben, obgleich „sie noch zögert. Sie ist ein reizendes Geschöpf, und „wenn Sie sie gesehen haben, werden Sie eingestehen, „daß sie schon einige Anstrengung werth ist. Sie ist „indeß eine verschlagene kleine Hexe, und traut mir „nicht recht. Ueberdies hat sie, wie ich vermuthe, be„sondere Pläne mit meinem mürrischen Cousin Marston. „Ich bin überzeugt, daß zwischen Beiden eine Liaison „besteht. Die Dame fürchtet ihn offenbar, und besteht „bei unseren Zusammenkünften auf solchen Vorsichts„maßregeln, daß wir nur sehr wenige hatten. Heute

„ist ein Spektakel irgend einer Art gewesen. Ich „glaube, Marston, der arme Teufel, ist eifersüchtig. „Seine Situation ist in der That bemitleidenswerth „lächerlich, zwischen einer intriguanten Geliebten, einer „heiligen Frau und einer verteufelten Eifersucht.

„Ich habe an die Gray geschrieben, in Wynston-„Hall Alles in Ordnung zu bringen. Sie wird auf „Sie das Geld ziehen, dessen sie bedarf.

„Ich werde Sie sehr bald sehen. Ist der bestellte „Claret noch nicht angekommen? Zehn Dutzend oder „dergleichen müssen nach Wynston geschickt werden, und „andere Weine im Verhältniß — — — —."

Es folgten dann noch einige Instruktionen über andere Angelegenheiten, und nachdem Sir Wynston die Adresse geschrieben hatte, klingelte er seinem Bedienten, und übergab ihm die Briefe mit dem ausdrücklichen Befehle, sie am nächsten Morgen selbst auf die Post im nächsten Dorfe zu bringen.

Als diese kleinen Geschäfte beendigt waren, schürte Sir Wynston das Feuer an, lehnte sich behaglich in seinen bequemen Armsessel zurück, und gab sich der Aussicht auf seine muthmaßlichen Triumphe hin.

Es wird jetzt nothwendig, mit wenigen Worten die

Lokalitäten von Sir Wynston's Wohnung zu beschreiben. Sein Schlafzimmer ging auf den bereits erwähnten Gang, und eben so zwei daran stoßende kleinere Zimmer. In dem entfernteren derselben, das durch einen anderen Gang mit einer Seitentreppe, der Küche und den Dienstbotenzimmern zusammenhing, schlief sein Bediente. Das dazwischen liegende Zimmer wurde als Garderobe benutzt.

Diese Umstände mußten erwähnt werden, um das Folgende verstehen zu können.

Während der Baronet jene Briefe voll boshafter Pläne schrieb, ging Marston in ganz anderer Gemüthsstimmung in seinem Zimmer auf und nieder. So verfloß ihm eine Stunde und wieder eine, und noch immer setzte er seinen einsamen Spaziergang fort, eine Beute seiner Leidenschaften und finstern Gedanken. Er war nicht abergläubisch, und dennoch fühlte er sich von Entsetzen ergriffen, als er, sich am entferntesten Ende des Gemaches umwendend, die Thür geräuschlos öffnen, und eine blaße, weiße Gestalt langsamen Schrittes hereintreten sah.

Er starrte die Erscheinung einige Sekunden sprachlos an, ehe er entdeckte, daß es seine Frau war.

„Wie! — Mrs. Marston!" rief er aus. „Was

auf Erden brachte Sie her? Sie sollten schon seit einer Stunde zu Bett sein. Verlassen Sie mich; ich habe noch Geschäfte."

„Lieber Richard," sagte sie mit zärtlichem Tone, und indem sie näher trat, „Du mußt mir verzeihen, doch ich konnte nicht zur Ruhe gehen, bis ich Dich noch ein Mal gesehen hatte; Deine Blicke waren diesen Abend so unstät, so sonderbar, so fürchterlich, daß ich in der Angst schwebe, es bedroht Dich irgend ein Unglück, das Du mir nicht anvertrauen willst!"

„Meine Blicke? — Ei, verflucht! soll ich auch noch von meinen Blicken Rechenschaft geben?" erwiderte Marston heftig. „Ein Unglück? — Was für ein Unglück kann uns noch weiter treffen? — Nein, es ist nichts, nichts, als Deine eigene thörichte Einbildung. Geh auf Dein Zimmer! Geh zu Bett! — Meine Blicke! Wahrhaftig! — Pah!"

„Ich kam, Richard, um Dir zu sagen, daß ich mich in jeder Beziehung nach Deinem Willen richten werde! Wünschest Du noch immer, daß Fräulein von Barras gehen soll, so trenne ich mich von ihr, obgleich ich Dir gestehe, daß ich sie mehr entbehren werde, als Du denkst."

Marston richtete einen forschenden Blick auf seine

Gattin, doch der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst und edel. Er fühlte sich entwaffnet; sein Kopf sank auf die Brust und er schwieg einige Zeit. Sie trat ihm näher und legte ihre Hand auf seinen Arm. Er blickte ihr in das Auge, und ein Gefühl, das sein Herz seit vielen, vielen Tagen nicht empfunden hatte, eine Regung lebhafter Theilnahme, kam über ihn. Er nahm ihre Hand in die seinige und sagte mit freundlicherem Tone, als sie seit langer Zeit von ihm gehört hatte:

„Nein, wirklich, Gertrud, Du hast Dich getäuscht; kein Unglück hat sich ereignet, und wenn ich finster bin, so liegt die Quelle meines Mißmuthes in mir. Verlaß mich jetzt, Gertrud. Was die andere Angelegenheit betrifft, die Abreise des Fräuleins Barras, so können wir davon morgen sprechen; jetzt vermag ich es nicht. So laß uns also scheiden. Geh auf Dein Zimmer; — gute Nacht!“

Sie wollte sich entfernen, da fügte er halblaut hinzu:

„Gertrud, es freut mich, daß Du kamst; es freut mich sehr. — Bete für mich.“

Er folgte ihr einige Schritte zur Thür, blieb dann stehen, drehte sich rasch um, und ging zurück.

„Ich bin wirklich froh, daß sie kam,“ murmelte er

vor sich hin, sobald er wieder allein war. „Wynston ist spottsüchtig und heftig. Suchte ich in meiner gegenwärtigen Stimmung ihn auf, wer weiß, was dann daraus entstände? Blut! Mein eigenes Herz flüstert mir zu — Blut! — Ich will mir selbst nicht trauen."

Er eilte an die Thür, schloß sie ab, zog den Schlüssel aus dem Schlosse und legte ihn in ein Komodenfach.

„Jetzt wird es mehr als eines Zufalles oder eines bloßen Impulses bedürfen, mich zu ihm zu führen. Ich kann wenigstens nicht ohne Ueberlegung, ohne Vorbedacht gehen. Hinweg, Satan! — Ich habe Dich besiegt!"

Er stand in der Mitte des Zimmers, als er diese Worte sprach, und blickte halb ängstlich, halb trotzig umher, als erwarte er, irgendwo eine Gestalt aus der Dunkelheit hervortreten zu sehen. Er setzte sich an das glimmende Feuer, doch er fand keine Ruhe, sprang wieder auf, schnallte das Schwert, das er seit dem Abend um hatte, ab, und warf es hastig in eine Ecke.

Er sah nach der Uhr. Es war halb eins. Er blickte nach der Thür und von dort auf das Fach, in welches er den Schlüssel gelegt hatte. Dann wendete er sich rasch um und setzte sich wieder nieder.

Er stützte die Ellenbogen auf die Kniee und das Kinn auf die Hände; dennoch war er unruhig und aufgeregt.

Endlich stand er wieder auf, und ging abermals auf und nieder. Dann sah er nach der Uhr. Es fehlte nur noch ein Viertel auf Eins.

Als Sir Wynston's Bedienter die beiden Briefe und zugleich die Erlaubniß erhalten hatte, zu Bett zu gehen, legte er sich nieder, und war bald in tiefen Schlaf versunken.

Wir erwähnten bereits, daß die Stube des Bedienten von dem Zimmer seines Herrn durch ein Ankleidegemach getrennt war, so daß ein gewöhnliches Geräusch oder Gespräch nur unvollständig gehört werden konnte. Dennoch wurde der Bediente durch den Ton irgend eines Gegenstandes geweckt, der in dem Zimmer seines Herrn auf die Erde fiel und dadurch in Stücken brach. Er setzte sich in dem Bette auf, lauschte, und vernahm ganz deutlich, daß einige Worte sehr rasch und heftig gesprochen wurden. Es kam ihm vor, als ob er die Worte: „Schelm!“ und „Gott!“ verstände, und

in dem Tone, mit welchem sie gesprochen wurden, lag etwas so Sonderbares, daß der Bediente aufstand, geräuschlos durch das Garderobezimmer schlich und an der Thür seines Herrn lauschte.

Es kam ihm vor, als hörte er, wie er in seinen Pantoffeln durch das Gemach ging, und seine gewöhnlichen Anordnungen traf, sich niederzulegen. Er wußte, daß sein Herr die Gewohnheit hatte, laut mit sich selbst zu sprechen, wenn er allein war, und vermuthete daher, das zufällige Zerbrechen eines Glases oder irgend eines andern Gefäßes hätte die zornigen Worte hervorgerufen, die er hörte. Da nun Sir Wynston nichts weniger liebte, als wenn sein Bediente anders als zu den gewöhnlichen Stunden in sein Zimmer trat, ohne durch die Klingel gerufen worden zu sein, zog er sich ruhig wieder zurück, legte sich zu Bett, und war bald auf's Neue entschlafen.

Doch die Abenteuer dieser Nacht hatten ihr Ende noch nicht erreicht. Ohne irgend eine äußere Ursache erwachend, und die Augen aufschlagend, erblickte der Bediente in geringer Entfernung von seinem Bette Merton. Der Mond beschien hell sein Gesicht; es war leichenblaß und zeigte einen blutigen Fleck; seine Hände umschlossen irgend einen Gegenstand, den sie verbargen; seine Augen,

starr auf den im Bette liegenden Bedienten gerichtet, hatten einen kalten, leblosen Glanz.

Dies Gespenst trat dicht an den Rand des Bettes und in seinen Augen lag etwas Drohendes.

Der Bediente des Sir Wynston richtete sich im Bette in die Höhe, und sagte ängstlich:

„Um Gottes willen, Herr Merton, was giebt es denn?“

Merton wich bei dem Tone der Stimme zurück, und dabei fiel etwas auf den Boden, wo es eine Strecke weit fortrollte. Er sah den Fragenden wild, doch schweigend an.

„Merton,“ wiederholte der Bediente, „ich frage Sie, was es giebt? Sind Sie verwundet? In Ihrem Gesichte sehe ich Blut!“

Merton erhob unwillkürlich die Hand zu seinem Gesichte, und Sir Wynston's Bedienter bemerkte dabei, daß sie ebenfalls mit Blut bedeckt war.

„Mensch!“ rief er entsetzt, „Ihr seid über und über blutig!“

„Meine Hand ist bis auf den Knochen durchschnitten,“ sagte Merton mit heiserem Geflüster, und mehr, wie wenn er mit sich selbst spräche, als ob er dem Be-

dienten antwortete. „Ich wünschte, es wäre mein Genick! Wollte Gott, daß ich mich verblutete!“

„Sie haben sich die Hand verletzt?“ fragte der Bediente, der kaum selbst wußte, was er sprach.

„Ei!“ flüsterte Merton, indem er hastig wieder näher zu dem Bette trat, „wer sagte denn, daß ich meine Hand verletzte? Sie ist bis auf den Knochen durchschnitten, das ist gewiß.“

Er neigte sich einen Augenblick über das Bett, und bückte sich dann, den ihm entfallenen Gegenstand aufzuheben.

„Merton, was bringt Euch denn nur zu dieser Stunde hierher?“ fragte nach einer Pause der Bediente. „Es muß ja gegen Morgen sein.“

„So?“ sagte Merton, indem er sich wieder aufrichtete und das, was er vom Boden aufgehoben hatte, im Busen verbarg. „Nahe gegen Morgen ist es? Nacht und Morgen, mir ist Alles gleich. Ich glaube, ich werde wahnsinnig durch —“

„Aber was wollt Ihr denn? Was bringt Euch denn zu dieser Stunde her?“

„Was? — Ach ja, das ist es! — Seine Stiefel und Sporen. Ich vergaß sie. Seine — seine — Sir Wynston's Stiefel und Sporen. Ich vergaß, sie

mitzunehmen!" sagte Merton, indem er auf das Ankleidezimmer sah und in dasselbe eintreten zu wollen schien.

„Denkt daran jetzt nicht, geht nicht da hinein, sage ich!" rief der Bediente gebieterisch, und sprang zugleich aus dem Bette. „Dies ist nicht die Stunde dazu, nach den Stiefeln und Sporen zu suchen. Ihr werdet meinen Herrn wecken, und das will ich nicht. Geht hinunter und laßt es für diese Nacht gut sein."

Indem er so mit entschlossenem und sogar etwas zornigem Tone sprach, stellte er sich vor die Thür, Merton abzuwehren, wenn es sein müßte.

Dieser zuckte die Schultern, schlug die Hände wie in großer Angst zusammen, wendete sich plötzlich um und eilte durch die Thüre, welche zur Küche führte.

„Meiner Treu!" sagte der Bediente, „ich bin froh, daß er fort ist. Der arme Mensch wird verrückt, so wahr ich lebe. Ich will aber nicht, daß er hier noch länger umherschleichen soll."

Mit diesem Entschlusse, der allerdings sehr vernünftig zu sein schien, verriegelte er die Thür, durch welche Merton gegangen war, und kaum hatte er dies gethan, als er hastige Schritte unter seinen Fenstern hörte. Er

blickte hinaus, und sah, wie Merton sehr schnell auf den Stall zuging.

Er war nicht neugierig auf dessen weiteres Thun und eilte wieder zu Bett. Merton's überspanntes Wesen war in den letzten Tagen unter der Dienerschaft so allgemein aufgefallen, daß der Bediente des Sir Wynston durch die Sonderbarkeit seines Besuches nicht sehr überrascht war. Auch hatte er anfangs, bis er das Blut bemerkte, gar nichts Böses gedacht, denn Merton pflegte aus Gefälligkeit gegen ihn jeden Abend des Baronets Stiefel zu putzen.

So war also der Besuch erklärt, und der Argwohn, den er einen Augenblick hegte, verschwand schnell wieder bei der Erinnerung an den allgemein anerkannt redlichen Charakter Merton's.

Wir müssen jetzt zu dem folgenden Tage übergehen, und des Lesers Aufmerksamkeit für einige Augenblicke auf eine andern Ort lenken.

Auf der Nordseite mit Grayforest grenzend, lag eine Besitzung, welche zwar kleiner war, sonst aber das ganze Gegenstück zu der erstern. Das Wohnhaus war nicht so alterthümlich, der Wald hatte nicht so stattliche alte Bäume, und Alles trug mehr einen modernen Charakter, dafür zeichnete sich indeß Newton-Park eben so

durch die sorgsamste Pflege aus, wie Grayforest durch die größte Vernachlässigung. Niemand konnte den Contrast bemerken, ohne zugleich die Ursache zu errathen: der Besitzer des einen Gutes war ein reicher Mann, das Vermögen des andern zerrüttet.

Unter grünen Schatten erging sich ein junger Mann, kaum einundzwanzig Jahr alt, mehr von offenem und freundlichem als wahrhaft hübschem Gesicht, und ihm folgten ein halbes Dutzend Hunde von jeder Race und Größe.

Dieser junge Mann war Georg Mervyn, der einzige Sohn des gegenwärtigen Besitzers von Newton-Park.

Als er sich dem grünen Gitterthor näherte, traf eiliger Hufschlag auf der davor hinlaufenden Landstraße sein Ohr, und kaum hatte er ihn vernommen, als ein junger Mann vorüberritt, dabei einen Blick durch das Gitter werfend. Kaum hatte er ihn gesehen, als er sein Pferd herumwarf, durch das Gitter ritt, und sich aus dem Sattel schwang.

„Ha, Karl Marston!“ rief der junge Mann, seine Schritte beschleunigend, um seinem Freunde entgegenzueilen. „Marston, mein lieber Freund, wie freut es mich, Dich zu sehen.“

Newton-Park hatte noch einen zweiten Ausgang; dahin verfolgte Karl Marston seinen Weg, indem er unter heiterm Geplauder an der Seite seines Freundes hinschritt.

Zwischen den Vätern der beiden jungen Männer bestanden leider keine freundschaftlichen Gefühle. Es hatten einige Reibungen über ihre beiderseitigen Herrenrechte zwischen ihnen stattgefunden, die bei einem Streite über Fischerei sogar in einen Prozeß ausarteten. Dieser Rechtsstreit endete mit der Niederlage Marston's, allein Mervyn schrieb sogleich an seinen besiegten Gegner und bot ihm den freien Gebrauch der streitigen Gewässer an. Darauf erhielt er eine kurze und kaum höfliche Antwort, welche das freundschaftliche Anerbieten ablehnte.

Diese kleinliche Rache von Seiten Marston's führte zu einigen ziemlich zornigen Aeußerungen, so oft Zufall oder Geschäfte sie zusammenführten. Die Gerechtigkeit fordert jedoch, zu sagen, daß bei allen solchen Gelegenheiten Marston der schuldige Theil war. Allein auch Mervyn war ein etwas hartnäckiger alter Herr und besaß einen gewissen Stolz, mit dem sich nicht spaßen ließ. So waren die Väter der beiden jungen Männer ihrer nahen Nachbarschaft ungeachtet mehr als fremd gegeneinan-

der. Auf Mervyn's Seite war diese Entfremdung jedoch ohne Bitterkeit, auch schloß sie, außer Marston selbst, kein Mitglied seiner Familie in sich, und Karl war ein stets willkommener Gast in Newton-Park, wohin er gern und so oft ging, als er sich der Aufmerksamkeit seines Vaters zu entziehen vermochte.

Diese Details in Beziehung auf den gegenseitigen Verkehr, in welchem die beiden Familien miteinander standen, waren nöthig, um das Folgende vollkommen klar zu machen.

Die beiden jungen Leute hatten jetzt das Thor erreicht, an welchem sie sich trennen wollten. Karl Marston sagte seinem Freunde, in der freudigen Aussicht auf das glückliche Wiedersehen geliebter Personen, Lebewohl, und befand sich einige Minuten später wieder auf dem Wege zu dem finstern, alterthümlichen Gebäude, das in der Ferne durch die Herbstnebel schimmerte.

Er kam an einem Landmanne vorüber, dessen Gesicht ihm von seiner Kindheit an vertraut war.

„Wie geht's, Tom?" rief er ihm zu.

„Danke, Sir," sagte der Mann, seine Mütze abnehmend; „willkommen in der Heimath, Sir."

Es lag in den Blicken des Mannes etwas Finsteres und Aengstliches, das nicht zu dem Willkommen paßte,

den er aussprach, und eine trübe Ahnung in dem Fragenden erweckte.

„Der Herr und die Frau und Miß Rhoda sind doch Alle wohl?“ rief er ängstlich.

„Ja, ganz wohl, Gott sei Dank, Sir,“ entgegnete der Mann.

Der junge Marston spornte sein Pferd an, getrieben von bösen Vorgefühlen, und bemerkte, wie der Bauer auf seinen Spaten gelehnt stehen blieb, und ihm mit eben jenem finstern Blicke nachsah.

An der Thür der Halle begegnete er einem der Diener, welcher gestiefelt und gespornt war.

„Nun, Daly,“ sagte er, indem er vom Pferde stieg, „wie befinden sich Alle zu Hause?“

Auch dieser Mann sah ihn trübe an, und stammelte:

„Alle wohl, — das heißt, der Herr, die Herrin und Miß Rhoda; doch —“

„Nun!“ rief Karl hastig, „sprich es aus — was ist es?“

„Böse Geschichten, Sir,“ flüsterte der Mensch; „ich hole so eben —“

„Wen?“ drängte der junge Mann.

„Den Leichenbeschauer!“

„Den Leichenbeschauer? Großer Gott! was ist denn geschehen?“ fragte Karl, von Angst ergriffen.

„Sir Wynston —“

„Nun? Was ist mit ihm?“

„Er ist todt, Sir! — Schlimme Sachen; — sehr schlimme, wie ich fürchte.“

Karl fragte nicht weiter, sondern trat, von Entsetzen und Neugierde ergriffen, in das Haus.

Er eilte die Treppe hinauf und in das Wohnzimmer seiner Mutter. Er fand sie ganz allein und so todtenblaß, daß sie kaum noch wie ein lebendes Geschöpf aussah. Im Nu lagen Beide einander in den Armen.

„Mutter — meine theure Mutter, Du bist krank!“ sagte der junge Mann voll Besorgniß.

„Nein, nein, mein lieber Karl, doch erschrocken, von Entsetzen ergriffen!“ Und indem sie dies sagte, brach sie in Thränen aus.

„Was ist denn das für eine entsetzliche Geschichte?“ fragte er. „Etwas mit Sir Wynston, höre ich? Doch nicht — Selbstmord?“

„O nein, nicht Selbstmord!“ sagte Mrs. Marston sehr erschüttert.

„Guter Gott! so ist er also ermordet?“ flüsterte Karl und erblaßte.

„Ja, Karl — gräßlich — fürchterlich! Ich kann es noch kaum glauben!“ sagte sie schaudernd.

„Wo ist der Vater?“ fragte der junge Mann nach einer Pause.

„Ei, Karl, mein Liebling, weshalb fragst Du nach ihm?“ rief sie heftig, und faßte seinen Arm, indem sie ihm mit einem Ausdrucke der Wildheit in das Gesicht sah.

„Weshalb? — Weil er mir die näheren Umstände des Trauerspieles mittheilen könnte;“ antwortete er, überrascht durch die Heftigkeit und die Angst, die sie zeigte. „Wie geht es ihm, Mutter? — Er ist doch wohl?“

„O ja, ganz wohl, Gott sei Dank;“ erwiderte sie gefaßter, „nur natürlich sehr erschüttert.“

„Ich will zu ihm gehen, Mutter; ich will ihn sehen,“ sagte er und schritt gegen die Thür.

„Er war seit einigen Tagen außerordentlich aufgeregt und niedergeschlagen,“ sagte Mrs. Marston trübe, „und ich fürchte, daß dies schreckliche Ereigniß sehr nachtheilig auf ihn wirken wird.“

Der junge Mann küßte sie zärtlich und eilte dann nach der Bibliothek, wo sich sein Vater gewöhnlich aufzuhalten pflegte, wenn er allein zu sein wünschte oder

seine Geschäfte besorgte. Er öffnete leise die Thür. Sein Vater stand an einem der Fenster, das Gesicht abgespannt, wie von einer durchwachten Nacht, mit ungekämmtem Haar, die Hände in den Taschen. Bei dem Geräusch durch das Oeffnen der Thür drehte er sich um, und als er seinen Sohn erblickte, trat er zuerst mit einem sonderbaren, zweifelvollen Ausdrucke zurück; dann jedoch faßte er sich, und ging ihm mit einem erzwungenen Lächeln, das etwas sehr Peinliches hatte, entgegen.

„Karl, es freut mich, Dich zu sehen," sagte er, indem er ihm mit Heftigkeit beide Hände schüttelte. „Karl, das ist ein großes Unglück, und was die Sache noch schlimmer macht, ist, daß der Mörder entkam. Es sieht bös aus; Du weißt das wohl?"

Er heftete seine Blicke auf das Gesicht seines Sohnes, wendete sich dann rasch um, und that einige Schritte. Dann sagte er hastig, und indem er sich umdrehte:

„Nicht daß es für uns irgend etwas zu bedeuten hätte, allein ich wünschte natürlich, daß die Gerechtigkeit befriedigt würde."

„Und wer ist der Elende — der Mörder?" fragte Karl.

„Wer? — das weiß Jedermann. Der Schuft Merton!“ antwortete Marston in gereiztem Tone. „Merton ermordete ihn während der vergangenen Nacht in seinem Bette und entfloh dann; — er ist fort, entkommen, und ich habe Sir Wynston's Diener im Verdacht der Mitschuld.

„Welches war Sir Wynston's Schlafzimmer?“ fragte der junge Mann.

„Das, welches die alte Lady Mostyn bewohnte; — das, worin das Bild von Grace Hamilton hängt.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete der junge Mann sehr aufgeregt; „ich wünschte es zu sehen.“

„Warte!“ sagte Marston. „Die Thür nach dem Gange ist von inwendig verriegelt, und ich habe die andere zugeschlossen. Hier ist der Schlüssel, wenn Du hinzugehen wünschest, doch Du mußt Hughes mitnehmen, und nichts von seinem Platze rühren; die Geschworenen sollen selbst sehen und urtheilen.“

Karl nahm den Schlüssel und begleitet von dem Diener ging er über die Seitentreppe nach dem Garderobezimmer, welches, wie wir erwähnten, Sir Wynston's Schlafgemach von der Stube seines Bedienten trennte.

Nach kurzem Zögern drehte er den Schlüssel in dem Schlosse und stand in dem Gemache des Todes.

Die Fensterläden waren zum Theil geöffnet, wie der Bediente sie vor einigen Stunden gelassen hatte, als er bei dem eindringenden Lichte die furchtbare Entdeckung machte. Die Leiche lag in dem seidengestickten Schlafrocke, und andern Kleidungsstücken, welche Sir Wynston zu tragen pflegte, wenn er es sich bequem machte. Die Bettdecke war zum Theil über sie gezogen. Der Mund war geöffnet und mit geronnenem Blut angefüllt; im Genick, unter dem Ohr, war eine weite Wunde sichtbar; vor dem Bett lag eine große Blutlache und mehrere Blutflecke, wahrscheinlich von anderen Wunden herrührend, hatten das Betttuch unter dem Körper gefärbt.

So lag Sir Wynston da, erstarrt in der Haltung, in welcher der Todeskampf ihn zurückließ, mit strengem, steinernem Gesicht, den trüben, fürchterlichen Blick aufwärts gerichtet.

Karl starrte athemlos länger als eine Minute auf das stumme Schauspiel, das sich ihm bot, dann ließ er den Bettvorhang zufallen und schritt zurück zu der Thür. Hier blieb er stehen und flüsterte:

„Merton hat das gethan?"

„Ich fürchte wahrlich, er that es!" entgegnete der Diener finster.

„Und er entkam?“

„Ja, Sir; er hat sich während der Nacht fortgestohlen, als der Mord vollbracht war, und Gott weiß, wohin er gegangen sein mag.“

„Der Schurke!“ flüsterte Karl, „doch was war sein Beweggrund? Weshalb that er das?“

„Ich weiß es nicht, Sir, doch er war schon seit einer Woche und länger sehr verwirrt. — Seit geraumer Zeit schien etwas Böses über ihm zu schweben.“

„Es ist fürchterlich!“ sagte Karl mit einem tiefen Seufzer. „Ein sehr trauriges Ereigniß.“

Wieder zögerte er an der Thür, doch der Anblick der Leiche hatte ihn zu sehr erschüttert, als daß er noch seinen frühern Vorsatz auszuführen vermocht hätte, das Zimmer und Alles, was es enthielt, genau zu prüfen, um dadurch auf nähere Vermuthungen in Hinsicht des Mordes zu kommen.

„Merke Dir, Hughes,“ sagte er zu dem Diener, „daß ich nichts von dem Platze verrückt habe, an dem es war, als wir eintraten.“

Damit entfernten sie sich.

Er verschloß die Thür, und als er darauf seinem Vater begegnete, gab er ihm den Schlüssel zurück, indem er sagte:

„Ich konnte nicht länger bleiben, und ich bereue beinahe, daß ich hingegangen bin. Was für eine entschlossene, rohe That! Das ganze Zimmer schwimmt in Blut. Er muß mehrere Wunden bekommen haben.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete sein Vater, „doch die nähern Umstände müssen bald aufgeklärt werden. Geh' jetzt zu Deiner Schwester; Du wirst sie dort finden.“

Er deutete dabei auf das Zimmer, wo wir Rhoda zuerst mit ihrer Erzieherin erblickten. Er eilte hin, während Marston selbst nach dem Zimmer seiner Frau ging.

„Mrs. Marston,“ sagte er, zu ihr eintretend, „Das ist ein abscheuliches Ereigniß; ich will keinen Kummer zeigen, den ich nicht empfinde, doch die Sache ist sehr ärgerlich, besonders, weil sie sich unter meinem Dache zugetragen hat. Allein das läßt sich jetzt nicht ändern. Ich bin entschlossen, Alles dazu beizutragen, daß der Mörder der Gerechtigkeit überliefert werde. Aber der Grund, weshalb ich jetzt zu Dir komme, betrifft das Gespräch, welches wir gestern in Beziehung auf einen andern Hausgenossen hatten.“

„Fräulein von Barras?“ fragte seine Frau.

„Ja, Fräulein von Barras,“ wiederholte Marston.

„In Erwägung aller Umstände bin ich fest entschlossen, daß sie nicht länger bleiben soll.“

Er hielt inne; Mrs. Marston sagte:

„Richard, es betrübt mich sehr, doch ich will Deinen Entschluß nicht bekämpfen.“

„Natürlich,“ erwiderte Marston trocken; „je eher Du ihr daher sagst, daß sie gehen muß, desto besser ist es.“

Mit diesen Worten verließ er sie, und traf alle Anstalten zu der Scene, die unter seinem Dache stattfinden sollte.

Der Tag rückte weiter vor, und fremde Gesichter begannen das große Gesellschaftszimmer zu füllen. Der Coroner war in Begleitung eines Chirurg angekommen. Mehrere von den Gutsbesitzern der nächsten Nachbarschaft, die als Geschworene berufen worden waren, langten nach und nach an. Marston empfing Alle mit der ernsten Höflichkeit, welche sich für die Gelegenheit ziemte. Auch Mervyn und sein Sohn befanden sich unter den Ankommenden. Bald war die nöthige Anzahl versammelt, sie wurden beeidigt, und begaben sich unmittelbar darauf nach dem Gemache, in welchem die Leiche lag.

Marston begleitete sie, und lenkte mit Ruhe und

Ernst ihre Aufmerksamkeit auf alle einzelnen Umstände, die er für wichtig hielt. Dann kehrten die Geschwo-renen in das Sitzungszimmer zurück, und die Zeugen-verhöre begannen.

Marston wurde auf sein eigenes Verlangen zuerst vernommen. Er gab nur die Umstände an, unter denen er sich am Abend zuvor von Sir Wynston getrennt hatte, und sagte dann, wie er am Morgen die Leiche fand. Er erwähnte dabei, daß er, als er am Morgen den Lärm hörte, und zu Sir Wynston's Zimmer eilend, in dasselbe eintreten wollte, es von innen versperrt fand. Dieser Umstand bewies, daß der Mörder sich durch die Bedientenstube und über die Seitentreppe entfernt haben mußte.

Der nächste Zeuge, der verhört wurde, war Eduard Smith, der Bediente des Sir Wynston. Sein Zeug-niß war eine Erzählung der Umstände, die wir bereits angaben. Dann erwähnte er, als er an seines Herrn Zimmer geklopft hätte, um ihn, wie gewöhnlich, zu wecken, und keine Antwort erhielt, wäre er hineinge-gangen, und nachdem er die Laden geöffnet, hätte er am Fußboden Blutspuren entdeckt. Als er dann die Bettgardinen zurückgezogen, hätte er seinen Herrn, ganz todt und in Blut gebadet, auf dem Bette liegend, er-

blickt. Er hätte die Hand des Todten erfaßt, und sie wäre ganz kalt und steif gewesen. Darüber von Entsetzen ergriffen, wäre er zu der Gangthür gestürzt, und als er diese verschlossen gefunden, die Seitentreppe mit dem Rufe: „Mord! Mord!" hinabgeeilt. Hughes, der Kellermeister, und Jakob Carney, ein anderer Diener, wären sogleich herbeigeeilt und dann alle Drei wieder zu der Leiche gegangen, die sie untersuchten. In dem Bette wäre eine große Blutlache gewesen, und darin hätte ein altes Klappmesser mit rothem Griff gelegen. Eben als sie dies fanden, hörten sie Mr. Marston Einlaß begehren, und sie öffneten ihm die Thür. Er hätte ihnen befohlen, Alles so zu lassen, wie sie es gefunden. Sie wären hierauf aus dem Zimmer gegangen und hätten beide Thüren verschlossen.

Der Zeuge wurde einem strengen Verhöre unterworfen, doch seine Aussagen blieben deutlich und bestimmt.

Zum Beschluß zeigte Marston einen Dolch vor, der mit Blut gefärbt war, und fragte, ob er ihn erkenne.

Smith sagte sogleich, er wäre das Eigenthum seines Herrn gewesen, und er hätte ihn auf Reisen immer bei sich geführt. Seit seiner Ankunft in Grayforest hätte

er auf dem Kaminsimse im Schlafzimmer gelegen, und, wie er vermuthete, auch noch in der vergangenen Nacht.

Marston's Diener, Jakob Carney, kam zunächst an die Reihe. Er sagte, er hätte seit mehreren Tagen bei Merton eine auffallende Aufregung und Unruhe bemerkt. Er wäre auch während der Nacht mehrmals dadurch gestört worden, daß derselbe laut gesprochen und in seiner Schlafkammer umhergegangen sei. Durch ein kleines Fenster, welches zwischen Merton's Kammer und seiner eigenen sei, hätte er in der Nacht des Mordes Licht gesehen, und dabei bemerkt, wie Merton sich eilig ankleidete. Ebenso hätte er gesehen, wie derselbe das Klappmesser, das bei der Leiche gefunden worden sei, zweimal ergriff und wieder hinlegte. Verdacht irgend einer Art sei nicht in ihm aufgestiegen, und so hätte er sich wieder zum Schlafe niedergelegt, dann aber gehört, wie Merton seine Kammer verließ. Bald darauf wäre er fest eingeschlafen. — Endlich beschrieb er noch den Auftritt am Morgen ganz so, wie Smith es vor ihm gethan hatte.

Der nächste verhörte Zeuge war ein Knabe, der sich selbst einen „armen Schuljungen" nannte, und dessen Aussage sich als auffallend und wichtig bewies.

Er sagte, er wäre am Abend zuvor in das Haus

gekommen, hätte etwas zum Abendessen und dann die Erlaubniß erhalten, in einem alten, leeren Stalle zu übernachten. Dort wäre er im Laufe der Nacht durch einen ihm unbekannten Mann geweckt worden, in welchem man nach seiner Beschreibung des Aeußern und der Kleidung sogleich Merton erkannte. Dieser Mann, dessen Bewegungen er bei dem hellen Mondlicht deutlich erkennen können, hätte sich in einem Gefäße mit Wasser, das in der Nähe der Stallthüre gestanden, die Hände und das Gesicht gewaschen, und dabei in großer Aufregung und Unruhe mehrmals wiederholt: „Beim Teufel, mit mir ist's vorbei! — Und dafür noch nichts!“ Als er sich die Hände gewaschen gehabt, hätte er etwas aus der Tasche gezogen, es betrachtet, und dazu den Kopf geschüttelt. Hierauf hätte er ängstlich suchend umhergeblickt, endlich den Stein, der die Brüstung des Fensters bildete, gelüftet, den erwähnten Gegenstand darunter verborgen, und alle Spuren, daß der Stein von seinem Platze gerückt gewesen sei, zu beseitigen versucht. — Er, der Knabe, wäre über das Alles sehr erschrocken, aber auch sehr neugierig gewesen, und als jener Mann dann den Stall verlassen hätte, wäre er aufgestanden und ihm nachgeschlichen. Er hätte dann gesehen, wie er einen Rock angezogen, einen Hut aufge-

setzt, und endlich mit großer Vorsicht aus dem Hofe geschlichen sei. Früh am Morgen hätte er dann der Dienerschaft erzählt, was er gesehen, und unter dem Fenstersteine hätten sie den Dolch gefunden, den Smith als den seines Herrn erkannte. — Diese Waffe war mit Blut bedeckt, und zwischen der Klinge und dem Griffe hatten sich einige Haare von der Farbe der des Sir Wynston eingeklemmt.

„Es scheint sehr sonderbar," bemerkte Mervyn, „daß ein Mensch sich zwei verschiedener Werkzeuge bedient haben sollte."

„Ja, es ist auch sonderbar," sagte Marston.

„Und dennoch ist es klar," meinte einer der andern Geschworenen, „daß dieselbe Hand sich beider bediente. Es ist erwiesen, daß das Messer in Merton's Besitz war, als er aus seiner Schlafkammer schlich, und ebenso, daß er den Dolch versteckte, ehe er das Haus verließ."

Marston richtete einen spöttisch-grinsenden Blick auf Mervyn, indem er zu dem, welcher zuletzt gesprochen hatte, sagte:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich an diese Thatsachen erinnerten. Es ist wahrlich keine angenehme

Vermuthung, daß in meinem Hause noch ein Mörder sich befinde, ohne festgenommen zu sein."

Mervyn sann einige Zeit nach, und sagte dann, daß er Smith und Carney noch einige Fragen vorzulegen wünschte. Sie wurden daher zurückgerufen, und sehr ausführlich vernommen, um von ihnen vielleicht irgend etwas zu erfahren, was darauf hindeuten könnte, daß außer Merton noch Jemand in dem Zimmer des Ermordeten gewesen sei. Es kam jedoch dabei nichts Neues vor, ausgenommen, daß Smith des Geräusches sowie der Ausrufungen erwähnte, die er undeutlich vernommen hatte.

Ihr erwähntet dessen früher nicht!" sagte Marston scharf.

„Ich dachte nicht daran, Sir," entgegnete der Bediente. „Die gnädigen Herren richteten so viele Fragen an mich. Aber ich erzählte es Ihnen diesen Morgen."

„So? — Ja! — Wirklich, ich glaube," sagte Marston, „allein Ihr äußertet dabei ja wohl auch, Sir Wynston hätte oft laut gesprochen, wenn er allein gewesen wäre."

„Ja, das that er, und das war auch der Grund, weshalb ich nicht zu ihm hineinging, als ich es hörte."

„Wie lange hinterher war es, daß Ihr Merton an Eurem Bette sahet?“

„Das weiß ich nicht. Ich schlief bald darauf ein und kann nicht sagen, wie lange ich geschlafen hatte, bis er kam.“

„Was war die Uhr?“ fragte Mervyn.

„Ich kann's nicht sagen.“

„War es fünf Uhr?“ sagte Marston.

„Nein, Sir, davon bin ich überzeugt, daß es noch nicht so spät war.“

„Könntet Ihr darauf schwören, daß es später als halb Eins war?“ fragte Marston weiter.

„Nein, Sir.“

„Ich fürchte, Mr. Mervyn,“ sagte Marston zu diesem, „Sie sind da auf einen Holzweg gerathen.“

„Ich habe meine Pflicht gethan,“ entgegnete Mervyn geringschätzend. „Mir schien es von Wichtigkeit, zu erforschen, ob noch ein zweiter Mörder betheiligt sei, Ihnen nicht. Die Ansichten sind verschieden.“

„Ansichten über dergleichen Angelegenheiten sollten, besonders wenn sie dazu beitragen, den Verdacht zu vervielfältigen, sich auf mehr als bloße Laune stützen, Sir,“ erwiderte Marston.

„Ich weiß nicht, was Sie Laune nennen,“ sagte

Mervyn verdrießlich; „doch hier sind zwei tödtliche Waffen; mit jeder derselben scheint der Mord vollzogen zu sein; wenn Sie darin nichts Auffallendes sehen, so kann ich nichts dafür.“

„Die ganze Sache ist auffallend, Sir,“ entgegnete Marston gereizt, „und ich sehe nicht ein, wozu Ihre gewaltigen Forschungen dienen können, ausgenommen, ein nachtheiliges Licht auf mein Haus zu werfen, und dadurch einen kleinlichen Groll auszulassen.“

„Mr. Marston,“ sagte Mervyn, indem er aufstand, „die ganze Gegend weiß, in welchem von unseren beiden Herzen Groll wohnt. Ich hege keine Freundschaft für Sie, aber ich nähre auch keine Bosheit gegen Sie, und selbst gegen meinen schlimmsten Feind vermöchte ich nicht eine Gelegenheit wie diese zu benutzen, um ihm unter dem Vorwande einer Pflichterfüllung eine Kränkung zuzufügen.“

Marston würde wahrscheinlich eine sehr heftige Antwort gegeben haben, hätte nicht der Coroner ihn aufgefordert, des ernsten Zweckes eingedenk zu sein, zu dem sie versammelt wären.

Nun blieb nur noch der Wundarzt zu vernehmen, der den Leichenbeschauer begleitet hatte. Er sagte, er hätte an der Leiche nicht weniger als drei tiefe, mit

einem schneidenden Werkzeuge beigebrachte Wunden gefunden; zwei davon hätten das Herz durchbohrt und also natürlich den augenblicklichen Tod zur Folge gehabt. Außerdem hätten sich noch zwei Contusionen gezeigt, eine am Hinterkopfe und die andere auf der Stirn. Auf der Vorderseite des Kopfes wäre eine starke Haarlocke sammt den Wurzeln ausgerissen, und die Finger der rechten Hand durchschnitten.

Nach dieser Angabe verfügten sich die Geschworenen nochmals in das Leichenzimmer und prüften hier wiederholt alle einzelnen Umstände.

Der Erfolg dieser sorgfältigen Untersuchung war:

Der Ermordete mußte in seinem bequemen Armstuhle eingeschlafen und während dessen der Mörder hereingeschlichen sein. Bevor er sein Opfer angriff, hatte er die Gangthür verschlossen. Man vermuthete, daß er sich hierauf Sir Wynston mit der Absicht, ihn während des Schlafes zu berauben oder zu ermorden, genähert hätte, und daß der Ermordete dabei erwacht sei. Ein kurzer Kampf mußte gefolgt sein, wobei der Angreifende sein Opfer mit der Faust vor die Stirn schlug, ihn dadurch betäubte, ihn bei den Haaren packte, und mit dem Dolche, der dicht daneben auf dem Kamine

lag, durchbohrte, indem er ihm den Kopf zurück gegen die Lehne des Stuhles drückte.

Dieser letztere Theil der Vermuthungen wurde durch den Umstand unterstützt, daß man neben dem Stuhle auf dem Fußboden eine Locke und einen großen Blutfleck fand.

Es wurde weiter geschlossen, daß der Mörder dann den halb leblosen Körper nach dem Bette geschleppt und dort mit dem Messer, das er dann statt des Dolches ergriffen, vollends ermordet hätte. Entweder weil er Geräusch hörte, oder aus irgend einem andern Grunde mußte er dann das Messer haben fallen lassen.

Die Wunden an der Hand des Ermordeten deuteten an, daß derselbe während des Kampfes die Waffe gefaßt hatte. Die Spuren einer blutigen Hand unter dem Kopfpolster, wohin Sir Wynston sonst immer seine Uhr und sein Taschenbuch zu legen pflegte, erklärten den Beweggrund dieser sonst unbegreiflichen Blutthat.

Nach kurzer Berathung fällte die Jury den Spruch absichtlichen Mordes gegen John Merton, und der Coroner bestätigte ihn.

Marston wurde als Friedensrichter in Eid genommen, mit der Verfolgung Merton's beauftragt, und eine

Belohnung für die Festnehmung des Mördes verheißen, doch einige Monate lang ohne Erfolg.

Marston hatte inzwischen an mehrere von den zahlreichen Verwandten des Sir Wynston geschrieben, ihnen die Katastrophe angezeigt und sie gebeten, Schritte zur Fortschaffung der Leiche zu treffen, die einstweilen in einen bleiernen Sarg gelegt worden war, den man in einen zweiten von Cedernholz stellte.

Beinahe vierzehn Tage vergingen, ehe Marston eine Antwort erhielt. Endlich schrieb ihm Lord H—, ein Oheim des Sir Wynston. Er sprach sein Bedauern über das traurige und unerklärliche Ereigniß aus, und fügte hinzu, das Testament, welches unmittelbar nach Empfang der Nachricht geöffnet worden sei, enthalte durchaus keine Bestimmungen wegen des Begräbnisses, dies dürfte daher so still und schnell als möglich ganz in der Nähe besorgt werden. Mr. Skelton hätte die traurige Pflicht übernommen, zu diesem Zwecke selbst nach Grayforest zu kommen, und würde ihn, als Testamentsvollstrecker, in jeder Hinsicht vertreten.

Diesem Briefe folgte zwei oder drei Tage später Mr. Skelton selbst, ein so aufgeblasener Speichellecker, als sich dies von dem Factotum eines Lebemannes, wie Sir Wynston gewesen, nur erwarten ließ.

Er zeigte sich sehr hochmüthig und beinahe unverschämt, mußte sich aber bald überzeugen, daß dies bei Marston, der das Londoner Leben und Wesen aus eigener Erfahrung hinlänglich kannte, nicht angebracht sei, und so spannte er denn seine Ansprüche gegen ihn herab.

Marston mußte ihm natürlich anbieten, in seinem Hause zu übernachten, und am nächsten Morgen beim Frühstück, fragte er gähnend:

„Und nun — wegen der Leiche — was machen Sie mir da für einen Vorschlag?"

„Ich habe gar keinen zu machen," sagte Marston trocken. „Mich geht die Sache nichts an, ausgenommen, daß der Todte sobald als möglich fortgeschafft wird."

„Lord H— wünschte, daß er so nahe als möglich beerdigt werden möchte;" meinte Skelton.

Marston nickte bejahend.

„Ist nicht hier auf dem Gute ein Gewölbe? Eine Art von Familiengruft?"

„Ja, Sir!" sagte Marston trocken.

„Nun?"

„Nun, was weiter?"

„Nun, da die Verwandten ihn nahe und still beerdigt wünschen, denke ich, er könnte dort eben so gut liegen, wie anderwärts.“

„Hätte ich das gewünscht, Mr. Skelton, so würde ich schon selbst den Vorschlag gemacht haben;“ erwiderte Marston barsch.

„So wünschen Sie das also nicht?“ fragte Skelton.

„Nein, Sir, durchaus nicht!“

„Vielleicht,“ meinte Skelton, wohl nur, weil er nichts Besseres zu sagen wußte, und ohne sich etwas dabei zu denken, „vielleicht weil Sie den Glauben einiger Menschen theilen, daß Ermordete in ihren Gräbern eher keine Ruhe finden, als bis der Mörder seine Schuld gebüßt hat?“

Marston erwiderte nichts, aber er richtete einen funkelnden Blick auf den Sprechenden.

„Nun,“ fuhr dieser fort, „wenn Sie Ihren Beistand verweigern, so hoffe ich wenigstens auf Ihren Rath. Ich kenne die Gegend nicht. Ich möchte Sie fragen, welchen Ort Sie mir zum Begräbniß empfehlen würden.“

„Ich mag in dieser Angelegenheit keinen Rath ertheilen,“ sagte Marston; „hätte ich indeß die Anordnung zu treffen, so würde ich die Leiche in Chester be-

graben lassen. Das ist nicht weit von hier, und sollte die Familie es später wünschen, so könnte sie die Ueberbleibsel leicht weiterschaffen lassen."

„Meiner Treu! ich glaube, Sie haben Recht," sagte Skelton, froh, der Mühe weiterer Ueberlegung enthoben zu sein. „Ich werde Ihren Rath befolgen."

Nach dieser Erklärung wurde die Leiche vierundzwanzig Stunden später nach Chester gebracht, und Mr. Skelton selbst wohnte der Beerdigung aus Rücksicht auf die zahlreichen Verwandten des Sir Wynston bei.

Es giebt gewisse Leiden, für welche die Zeit keine Heilung hat, ja, die sogar nur um so größer und bitterer zu werden scheinen, je mehr Tage darüber hinrollen. Dieser Art waren vielleicht die Gefühle, welche jetzt die Stirn Marston's beinahe ununterbrochen verfinsterten. Seine Gewohnheiten wurden noch ungeselliger, als zuvor. Die Gesellschaft seines Sohnes schien ihn nicht mehr zu erfreuen. Lange und einsame Wanderungen durch die einsamsten und wildesten Theile seiner umfangreichen Besitzung nahmen beinahe alle

seine Mußestunden in Anspruch, und wenn das Wetter sie verhinderte, schloß er sich unter dem Vorwande von Geschäften in sein Arbeitszimmer ein.

Seit der Gelegenheit, welcher wir erwähnten, war er auf die beabsichtigte Entfernung des Fräuleins von Barras nicht zurückgekommen. Die Wahrheit zu sagen, waren seine Gefühle in Beziehung auf dies junge Mädchen wechselnder und geheimnißvoller Art, und so oft seine finstern Gedanken zu ihr wanderten, was in der That ziemlich oft geschah, flüsterte er Worte, welche einen peinlichen Verdacht gegen sie zu verrathen schienen.

„Ja," sagte er, „ich glaubte, in jener verfluchten Nacht ihren leichten Tritt auf dem Gange zu hören. Einbildung? Gut, es mag gewesen sein, aber es bleibt doch auffallend. Ich kann dies Mädchen nicht begreifen. Sie zerstört alle meine Forschungen. Ich sah ihr mit einem Blicke, den sie verstehen mußte, in das Gesicht, und sie blieb kalt und unbewegt. Ich habe sie bewacht und studirt, und dennoch — Zweifel — abscheuliche Zweifel. — Sie ist entweder wirklich, was sie zu sein scheint, oder — eine Tiegerin!"

Mrs. Marston verschob den peinlichen Auftrag, den sie für Fräulein von Barras erhalten hatte, von einem Tage zum andern. So waren mehrere Wochen

verflossen, und sie glaubte, daß das Schweigen ihres Mannes über diesen Gegenstand, obgleich er die junge Französin täglich sah, eine Art stiller Zurücknahme der gegen sie ausgesprochenen Verbannung bedeute, oder doch wenigstens eine Verzögerung der Vollstreckung.

Es waren jetzt sechs oder acht Wochen verflossen, seitdem die Leiche Sir Wynston's fortgeführt wurde; der Herbst ging in den Winter über, und Marston schritt finster durch die entblätterten Wälder von Grayforest. Es war ein trüber, unfreundlicher Tag, und als er eine der dichtesten Stellen des Waldes betrat, stand vor ihm plötzlich eine Gestalt, vor der er in den Boden zu wurzeln schien.

Beschmutzt, bleich, abgemagert, stand John Merton, der Mörder, vor ihm. Er verrieth nicht die geringste Absicht, zu entfliehen. Im Gegentheil blieb er ruhig stehen und sah seinen frühern Herrn mit einem wilden, traurigen Blicke an. Marston versuchte zwei oder drei Mal zu sprechen. Sein Gesicht war blaß wie der Tod und hätte er den Geist des ermordeten Baronet selbst erblickt, so hätten seine Züge kein größeres Entsetzen ausdrücken können.

„Nehmt mich fest, Sir," sagte Merton brummend.

Noch immer rührte sich Marston nicht.

„Verhaftet mich in Gottes Namen; hier bin ich," wiederholte Merton, indem er die Arme an der Seite herabfallen ließ. „Ich werde mit Euch gehen, wohin Ihr mich führen wollt."

„Mörder!" rief Marston mit einem plötzlichen Ausbruche der Wuth und des Abscheus, „Mörder! — Meuchler! — Schurke, nimm das!"

Indem er so sprach, feuerte er eine der Pistolen, die er beständig bei sich zu tragen pflegte, auf den Elenden ab. Der Schuß traf nicht, und Merton machte keine andere Bewegung, als daß er die Hände in einanderschlug, während er den Kopf auf die Brust sinken ließ.

„Schießt mich nieder! Schießt mich nieder!" sagte er heiser, „tödtet mich wie einen Hund. Besser, todt zu sein, als so, wie ich jetzt bin."

Der Knall von Marston's Pistole hatte auch noch ein anderes Ohr erreicht, und sein Echo war kaum zwischen den Bäumen verhallt, als kaum fünfzig Schritt entfernt ein lautes Halloh ertönte, und Karl Marston athemlos und erschrocken durch das Gebüsch drang.

Sein Vater blickte mit finsterem Unmuth, die rauchende Pistole noch in der Hand haltend, von Merton auf ihn, und von ihm auf Merton.

„Was! Guter Gott — Merton!" rief Karl aus.

„Ja, Sir, Merton, bereit, in den Kerker zu gehen, oder wohin Ihr sonst wollt!“ sagte Merton finster.

„Ein Mörder! Ein Wahnsinniger! — Glaube ihm nicht,“ murmelte Marston, kaum hörbar, mit kreideweißen Lippen.

„So liefert Ihr Euch also selbst aus, Merton?“ fragte der junge Mann strenge, indem er auf ihn zutrat.

„Ja, Sir; ich verlange nichts weiter. Gott weiß, ich wünsche zu sterben,“ antwortete er wie verzweifelnd, und indem er langsam auf Karl zutrat.

„So kommt ruhig mit,“ sagte der junge Marston, indem er ihn beim Kragen faßte. „Strafbarer und unglücklicher Mensch, Ihr seid jetzt mein Gefangener, und verlaßt Euch darauf, Ihr kommt nicht fort.“

„Ich will gar nicht fort, sage ich Euch, Sir. Ich bin heute weit hergekommen, um mich dem Herrn auszuliefern.“

„Verfluchter Wahnsinniger,“ sagte Marston unbewußt, indem er auf den Gefangenen sah. Dann raffte er sich plötzlich auf und rief:

„Nun gut, Bösewicht! Ihr wollt sterben, und beim Teufel! Ihr seid auf dem besten Wege, Euren Wunsch erfüllt zu sehen.“

„So ist's am Besten!“ sagte der Mensch mürrisch.

„Ich will gar nicht leben; ich wünschte, ich läge schon in meinem Grabe; ich möchte, ich wäre vor einem Jahre gestorben.“

Eine Viertelstunde später betrat Merton, von Marston und dessen Sohn begleitet, das Haus, das er zehn Wochen früher unter so furchtbaren Umständen verlassen hatte. Als sie es erreichten, schien Merton sehr ergriffen zu sein, und er weinte bitterlich, als er zwei oder drei seiner frühern Mitdiener erblickte, die ihn mit scheuer Neugier ansahen. Andere kamen unter diesem oder jenem Vorwande durch die Halle, richteten flüchtige Blicke auf den Verbrecher, und flüsterten heimlich miteinander. Merton saß da, das Gesicht in die Hände gedrückt, schmerzlich weinend, und ohne sich um die demüthigenden Mienen zu bekümmern, deren Gegenstand er war.

Während dessen setzte Marston, der blaß und aufgeregt war, seinen Bericht auf, beeidigte einige seiner Diener und Arbeiter als Constabler und schickte unter ihrer Bedeckung den Gefangenen nach dem Gefängnisse der Grafschaft. Dort müssen wir ihn vorläufig lassen.

Nach diesem Ereignisse wurde Marston aufgeregt und ruhelos. Er aß und schlief kaum und seine Gesundheit schien jetzt eben so sehr erschüttert zu sein, wie

sein Gemüth früher. Eines Tages trat er in das Zimmer seiner Frau. Bei seinem Anblick stieß sie einen Ausruf freudiger Ueberraschung aus. Er setzte sich neben sie und blickte einige Zeit schweigend zu Boden. Sie wagte nicht, ihn zu befragen und wartete ängstlich auf seine ersten Worte. Endlich richtete er die Augen empor, sah ihr voll in das Gesicht, und fragte:

„Nun, wie steht's mit dem Fräulein?"

Mrs. Marston zögerte verlegen mit einer Antwort.

„Ich sagte Dir vor einiger Zeit, was ich in Beziehung auf das junge Mädchen wünschte, und übertrug Dir meinen Auftrag an sie. Gleichwohl finde ich sie noch immer hier."

Wieder zögerte Mrs. Marston, sie wußte kaum, wie sie es ihm gestehen sollte, daß sie seinen Auftrag noch nicht ausgerichtet hatte.

„Glaube nicht, Gertrud," sagte er, „daß ich Dir Vorwürfe machen will. Ich wünschte nur zu wissen, ob Du Fräulein von Barras schon damit bekannt machtest, daß wir übereingekommen sind, künftig ihrer Dienste zu entbehren. Ich bemerke an Deiner Verlegenheit, daß Du es nicht gethan hast. Deine Absichten bei dieser Verzögerung waren ohne Zweifel freundlich,

doch ich ersuche Dich nochmals, ihr meinen Willen zu verkünden."

„Und — wie bald soll ich diesen peinlichen Auftrag ausführen?" fragte sie seufzend.

„Noch heute, — sogleich, wenn Du kannst; kurz, je eher, desto besser," entgegnete er, aufstehend. „Es thut mir leid, daß meine Wünsche nicht schon früher erfüllt wurden. Ich bitte Dich, zögere jetzt nicht länger. Ich möchte diesen Abend hören, daß Alles geordnet ist."

Marston verließ schnell das Zimmer seiner Frau, schloß sich auf seinem eigenen ein, warf sich in einen Armsessel, und gab sich seiner Aufregung hin.

Während dessen hatte Mrs. Marston nach Fräulein von Barras geschickt, denn sie wünschte, die peinliche Sache unverzüglich zu erledigen. Die schöne Französin erschien sogleich.

„Setzen Sie sich, Fräulein," sagte Mrs. Marston freundlich, ergriff ihre Hand und zog sie an ihre Seite nieder.

Fräulein von Barras setzte sich, und während sie dies that, prüfte sie das Gesicht ihrer Gefährtin mit flammendem Blicke. Als Mistreß Marston sie jedoch im nächsten Moment ansah, waren ihre Augen beschei-

den zu Boden gerichtet, gleichwohl jedoch ihre Wangen geröthet und ihr Busen wogend.

Der Contrast in der äußern Erscheinung der beiden Frauen, deren Hände sich so innig verschlangen, war beinahe eben so groß, als der ihres moralischen Charakters. Die Eine so keusch, trübe und sanft, die Andere so von Stolz und Leidenschaft erfüllt, so finster reizbar und doch von so geheimnißvoller Schönheit. Die Eine glich einer milden Niobe im Mondenschein, die Andere einer Venus bei der Beleuchtung eines fernen Brandes.

„Liebes Fräulein," sagte Mrs. Marston nach einiger Zeit, „ich bin so betrübt über das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, daß Sie es gewiß mit weniger Schmerz anhören, als ich es ausspreche."

Fräulein von Barras richtete einen flammenden Blick auf sie, sprach jedoch nicht.

„Mr. Marston besteht darauf, daß wir uns trennen sollen!"

„Est-il possible?" rief die Französin mit aufrichtigem Schreck.

„Sie dürfen in der That durch diese strenge Entscheidung überrascht und verletzt sein," sagte Mrs. Marston.

„Wann sprach er zuletzt davon?“ fragte die Erzieherin rasch.

„Vor wenigen Augenblicken.“

„Ha!“ rief Fräulein von Barras und saß dann über eine Minute schweigend da.

„Mistreß Marston!“ rief sie endlich schmerzvoll aus, „ich glaube, daß ich gehen muß, doch es zerreißt mir das Herz, Sie und meine theure Rhoda zu verlassen. Es würde mir lieb sein, wenn Sie mir erlaubten, ehe ich scheide, Mr. Marston nochmals meiner Unschuld zu versichern.“

„Thun Sie das, liebes Fräulein,“ sagte Mrs. Marston, „und ich will meine Versicherungen hinzufügen, obgleich ich mir davon leider wenig Erfolg verspreche.“

Marston saß noch allein in seinem Zimmer. Seine Aufregung war einem finstern Sinnen gewichen und er stützte den Kopf in die Hand, als leises Klopfen an der Thür ihn störte. Er blickte um, und die Französin stand vor ihm.

„Fräulein von Barras!“ rief er, und sprang überrascht auf.

„Ja, die arme Barras,“ entgegnete die melodische Stimme der Französin.

„Nun, mein Fräulein, was wünschen Sie?“ fragte er kalt und wendete die Augen von ihr ab.

„Das können Sie fragen?“ entgegnete sie. „Haben Sie mir nicht eine Botschaft gesendet, eine sehr grausame Botschaft?“

Sie sprach so leise und sanft, daß man sie an dem andern Ende des Zimmers kaum gehört haben würde.

„Ja, ich schickte Ihnen eine Botschaft,“ sagte er mürrisch. „Grausam werden Sie dieselbe nicht nennen können, wenn Sie an Ihr eigenes Betragen denken, sowie an die Umstände, welche meine Maßregel herbeiführten.“

„Was that ich? Was für Umstände meinen Sie?“ fragte sie klagend.

„Was Sie thaten? Ha, ha, ha! Eine schöne Frage!“ lachte er bitter. „Fragen Sie Ihr eigenes Herz.“

„Ich habe es befragt, und es antwortete mir: Nichts!“

„So lügt es!“ erwiderte er heftig.

„Beim Himmel schwöre ich, daß Sie mir Unrecht thun!“ versicherte Fräulein von Barras.

„Gestand schon je ein Weib, daß es gerecht beschuldigt wurde?“ fragte er spöttisch.

„Ich weiß es nicht, das jedoch weiß ich, daß Sie mir großes Unrecht thaten.“

„Unrecht? doch lassen wir die Vergangenheit ruhen. Meine Meinung steht fest. Ich sprach sie nicht deutlich aus. Doch Sie scheinen mich sehr gut verstanden zu haben. Ich bin kein Neuling in Weiberkünsten. Bewahren Sie Ihre Betheuerungen für Schulknaben und Einfaltspinsel; bei mir sind sie verloren.“

Marston ging heftig auf und nieder, indem er so sprach.

„So wollen Sie also nicht glauben, was ich Ihnen sage?“ fragte sie dringend.

„Nein!“ antwortete er trocken. „Ich will kein Wort davon glauben, also sparen Sie weitere Mühe.“

Sie erhob ihre Augen, und richtete auf ihn einen funkelnden Blick. Zugleich preßte sie ihre kleine Hand fest gegen die Brust. Die Worte, die ihr auf den Lippen zitterten, sprach sie jedoch nicht aus. Sie richtete die Augen wieder auf den Fußboden, und indem ihre Finger mit dem Medaillon ihres Halsbandes spielten, sagte sie:

„Ehe ich gehe, muß ich Ihnen noch eine Mittheilung machen, danach mögen Sie mich beurtheilen. Sie

werden mir glauben müssen; es ist ein Geheimniß, und darf selbst hier nur geflüstert werden."

Indem sie so sprach, entfloh die Farbe aus ihren Wangen, und der Ton ihrer Stimme wurde so sonderbar und entschlossen, daß Marston sich rasch zu ihr umwendete. Sie trat nah zu ihm heran, legte ihre Hand auf seine Schulter und flüsterte ihm etwas in das Ohr.

Er sah sie starr an; sein Gesicht war leichenblaß; er taumelte zurück, und sank bewußtlos auf den Stuhl, auf dem er zuvor gesessen hatte.

Als er nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete, las er in den Blicken des jungen Mädchens nicht den Ausdruck des Triumphes oder des Zornes, sondern Scham und Stolz schienen in ihr zu kämpfen. Sie glich einem demüthigen Beichtkinde vor seinem Beichtvater.

Am nächsten Tage bestieg Marston sein Pferd, um einen einsamen Spazierritt durch seinen Park zu machen, als Doktor Danvers auf den Hof geritten kam.

Marston grüßte ihn, und sagte:

„Doktor, wir machen keine Umstände mit einander. Sie finden Mrs. Marston zu Haus."

„Nein, mein lieber Sir,“ entgegnete der Geistliche, „mein Besuch gilt heute I h n e n!“

„Den Teufel auch!“ rief Marston mit unwilliger Ueberraschung.

„Ganz gewiß, Sir,“ versicherte der Doktor.

„Nun, wenn Sie wirklich mit mir Geschäfte haben,“ sagte Marston mürrisch, „so werden sie doch auf keinen Fall eilig sein, und können eben so gut nach dem Abendessen abgemacht werden. Ich bitte Sie daher, abzusteigen, und wenn ich zurückkomme, können wir mit einander sprechen.“

„Mein Pferd ist nicht müde,“ entgegnete der Geistliche, „und wenn Sie daher nichts dagegen haben, werde ich eine Strecke mit Ihnen reiten, und kann Ihnen dabei sagen, was ich Ihnen mitzutheilen habe.“

„Gut, gut denn!“ sagte Marston mit unterdrückter Ungeduld, und schlug den Weg zu dem wildesten Theile seiner Besitzung ein. Der Geistliche ritt an seiner Seite, doch erst nach einiger Zeit begann er:

„Ich bin zwei oder drei Mal bei dem unglücklichen Manne gewesen.“

„Bei was für einem?“ fragte Marston scharf. „Die Bezeichnung paßt auf so viele, daß ich danach unmöglich den erkennen kann, den Sie meinen.“

„Ich spreche von Ihrem Diener, — Merton, — einem sehr unglücklichen Menschen."

„So, bei dem waren Sie?" fragte Marston mit sichtlicher Theilnahme und Besorgniß.

„Ja, mehrmals; und ich hatte lange und sehr ernste Gespräche mit ihm."

„Ich glaubte, das wäre das Amt des Gefängniß-Kaplans?"

„Er war krank, und so versah ich für einige Tage seinen Dienst," entgegnete Doktor Danvers. „Merton hatte Vertrauen zu mir, und ich setzte auf seinen Wunsch meine Besuche fort."

„Und Sie haben ihn beten und Psalmen singen gelehrt, wie ich vermuthe?" fragte Marston mürrisch.

„Er betet in der That, und ich hoffe, daß er Gnade vor dem Allmächtigen finden wird. Er bereut und gesteht seine Schuld ein."

„Das ist gut für ihn, für seine Seele meine ich. — Er bekennt also sein Verbrechen?"

Marston that diese Frage so rasch und heftig, daß der Geistliche ihn mit dem Ausdrucke des Staunens betrachtete.

Dies bemerkend fuhr Marston ruhiger fort:

„Es war eben so gut, daß er das that. Der Be-

weis ist zu klar gegen ihn, um Zweifel oder Betrug zuzulassen. Er wußte, daß er keine Hoffnung hatte, und faßte daher den passendsten Entschluß, und ohne Zweifel auch den besten für seine Hoffnungen nach diesem Leben.“

„Ich befragte ihn nicht danach,“ entgegnete der Doktor; „ich wollte sogar anfangs gar nicht davon sprechen hören. Doch er theilte mir mit, daß er nichts zu seiner Vertheidigung sagen wollte, und er den Finger Gottes in dem Schicksale erkenne, von dem er betroffen werde.“

„Er wird sich also für schuldig bekennen?“ fragte Marston gespannt.

„Seine Worte scheinen dies anzudeuten,“ erwiderte der Geistliche, „und nachdem er mir so seine Absicht erklärt hatte, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, ermahnte ich ihn, das begonnene Werk dadurch zu vollenden, daß er ein vollständiges Geständniß seiner That mit der Schilderung aller Nebenumstände ablege.“

Marston zog die Augenbrauen finster zusammen, und ritt schweigend eine Strecke weiter. Dann sagte er plötzlich:

„Mir scheint es, Sir, daß Sie darin etwas über Ihre Pflicht hinausgingen.“

„Wie so, mein lieber Sir?“ fragte Doktor Danvers.

„Weil der Mensch seine Meinung vor dem Tage des Spruches noch ändern kann, und es des Henkers Sache ist, nicht die Ihrige, ihm den Strick um den Hals zu legen. Sie verzeihen meine Freimüthigkeit, doch machte er die Aussage, die Sie von ihm verlangten, so würde er ganz zuverlässig gehenkt.“

„Behüte Gott, Mr. Marston,“ rief der Geistliche, „daß ich den armen Menschen dahin bringen sollte, seine letzte Hoffnung auf Rettung zu verscherzen und sich den Weg der Reue zu verschließen; doch er hat mir, selbst als ich ihn davor warnte, wiederholt seinen festen Entschluß mitgetheilt, diese Aussage zu machen.“

„Was kann irgend ein Sterblicher weiter verlangen, als das einfache Bekenntniß seiner Schuld?“ fragte Marston. „Schuldig oder nicht schuldig? das ist die Frage, deren Beantwortung das Gesetz verlangt, und nichts weiter.“

„Doch besteht die Vermuthung, Merton habe einen Mitschuldigen bei seinem blutigen Verbrechen gehabt und deshalb —“

„Das ist eine Lüge, eine nichtswürdige, verdammte

Lüge!" schrie Marston, ihn unterbrechend. „Die Jury hat keine solche Vermuthung gehabt, und nur der schändliche Mervyn äußerte sie, um dadurch meine Gefühle zu verletzen."

„Ich versichere Sie," sagte Doktor Danvers begütigend, „daß ich keine Ahnung davon hatte, Sie könnten die Sache als eine Kränkung für sich auffassen. Ich glaubte vielmehr, Sie selbst wären nicht frei von einem solchen Verdachte."

„Ich gebe Ihnen nochmals die Versicherung, Doktor," erwiderte Marston viel ruhiger, „daß kein solches Gerücht besteht. Ihr argwohnloses Ohr ist hintergangen worden."

„Der unglückliche Verbrecher selbst," fuhr Doktor Danvers nach einer Pause fort, „scheint jetzt dringend einige weitere Bekenntnisse zu wünschen, und ich wies ihn an Sie, Mr. Marston, als den natürlichsten Depositar solcher Aussagen."

„Gut, Doktor Danvers, so sei es denn, um die Sache kurz abzumachen, so wie Sie sagen, da es doch einmal scheint, als müßten die Bekenntnisse gemacht werden. Ich will sie in Empfang nehmen. Die Richter werden nicht vor acht oder zehn Wochen hier sein, also hat die Sache keine große Eile. Ich reite

die nächste Woche nach der Stadt und gehe dann zu ihm in's Gefängniß."

Mit dieser Versicherung trennte sich Marston von dem Geistlichen und ritt allein weiter durch die frostgehärteten Wildnisse seines Parkes.

Nach dem Abendessen dieses Tages befand sich Marston mit seiner Frau allein. Sie benutzte diese Gelegenheit, das Versprechen zu erfüllen, das sie dem Fräulein von Barras gegeben hatte. Sie wußte nichts von der geheimnißvollen Unterredung, die zwischen ihm und der, für welche sie das Wort führte, stattgefunden hatte.

Den Erfolg ihrer Bitte wird der Leser wahrscheinlich vorausgesehen haben.

Marston hörte sie an, überlegte, stellte Fragen und gab endlich seine Erlaubniß dazu, daß die junge Französin noch einige Zeit bleiben könne.

Die arme Mrs. Marston, welche keine Ahnung von den Folgen dieses Beschlusses hatte, überhäufte ihren Mann mit Danksagungen, doch Marston, dem es lästig war, diese mit anzuhören, verließ plötzlich das Gemach, und Mrs. Marston eilte, getrieben durch ihre Herzensgüte, Fräulein von Barras die erfreuliche Nachricht mitzutheilen.

Etwa eine Woche später empfing Marston von Doktor Danvers den folgenden Brief:

„Mein theurer Sir!

„Es wird Ihnen unangenehm sein, zu hören, daß „Merton sehr krank und diesen Augenblick sogar in der „größten Gefahr ist. Er kennt seine Lage und sieht „darin eine gnädige Fügung der Vorsehung, ihm die „Schmach und das Entsetzen des furchtbaren Schicksals „zu ersparen, welches er erwartete. Der unglückliche „Mensch hat heute zwei Mal sein dringendes Ver„langen wiederholt, einige Thatsachen zu enthüllen, die „in Beziehung auf die Ermordung des Sir Wynston „Berkley stehen, und er behauptet, es sei von der größ„ten Wichtigkeit, daß Sie dieselben hören. Er sagt, „er könnte nicht in Frieden aus dieser Welt scheiden, „wenn er nicht diese Aussagen gemacht hätte. Er „wünscht ausdrücklich, daß Sie dieselben empfangen „und fleht Sie an, so bald als möglich zu diesem „Zweck herzukommen. Dies ist in der That nöthig, „da der Arzt sagt, daß es schnell mit ihm zu Ende „geht.

„Ich füge meine dringenden Bitten denen des Ster„benden hinzu und bin Ihr ganz gehorsamster Diener

„J. Danvers.“

„Er betrachtet es als eine gnädige Fügung der Vorsehung!“ sagte Marston lächelnd, indem er den Brief zusammenfaltete. „Manche Menschen haben sonderbare Begriffe von den Fügungen der Vorsehung, doch wenn er damit zufrieden ist, so habe ich gewiß nichts dagegen einzuwenden.“

Marston war diesen ganzen Abend in besserer Laune, als seit längerer Zeit. Ein Berg schien ihm von der Brust genommen zu sein. Er mischte sich während des Abendessens und nach demselben in die Unterhaltung, hörte voll Theilnahme zu, sprach mit Lebhaftigkeit und lachte und scherzte sogar.

Am nächsten Morgen ritt Marston nach der alterthümlichen Stadt, an deren äußerstem Ende die grauen Mauern des Gefängnisses warnend auf die Vorübergehenden herabblickten. Er ging an den Schildwachen vorüber und meldete sich in dem Bureau. Die lästige Nothwendigkeit, die Absicht seines Kommens näher auseinanderzusetzen, wurde ihm indeß durch den Eintritt des Arztes erspart, der aus dem Innern des Gefängnisses kam.

„Sie werden erwartet,“ sagte derselbe, „Doktor Danvers theilt mir mit, Sie wollten zu dem Gefangenen, John Merton, nicht wahr?“

„Ja, Sir," sagte Marston. „Ist er in der Lage, ein längeres Geständniß ablegen zu können?"

„Weit davon entfernt, Mr. Marston; er hat im Gegentheil nur noch wenige Stunden zu leben, und ist jetzt ohne Bewußtsein," entgegnete der Arzt. „Doch ich glaube, er vertraute während der vergangenen Nacht dem Doktor Danvers an, was ihn bedrückte."

„Ha! — Und können Sie mir sagen, wo Doktor Danvers jetzt ist?" fragte Marston heftig und ängstlich. „Ist er nicht hier?"

„Nein, doch ich sah ihn vor noch nicht zehn Minuten in die Stadt reiten. Es ist heute Markttag, und während der nächsten zwei Stunden werden Sie ihn wahrscheinlich irgendwo auf der Straße finden."

Marston dankte und ritt sinnend nach dem kleinen Gasthause. Hier schrieb er einige flüchtige Zeilen an Doktor Danvers, und bat ihn, zu ihm zu kommen, da sie hier ungestörter, als auf der Straße miteinander sprechen könnten. Als er das Briefchen einem Aufwärter mit dem Befehle der schleunigsten Besorgung übergeben hatte, erwartete er in ängstlicher Spannung den Geistlichen.

Erst nach zehn Minuten, die seiner Ungeduld als eine Ewigkeit erschienen, erreichte die wohlbekannte

Stimme des Doktor Danvers sein Ohr. Vergebens suchte Marston seine heftige Aufregung zu bezwingen; sein Herz schwoll ihm, als wollte es zerspringen; seine Augen trübten sich, so daß er kaum die Thür zu erkennen vermochte, durch die der Geistliche eintreten mußte.

Noch einige Minuten, und Doktor Danvers schritt über die Schwelle.

„Mein lieber Sir,“ sagte er, ernst und herzlich, die kalte Hand Marston's erfassend, „ich bin erfreut, Sie zu sehen, denn ich habe Ihnen Sachen von großer Wichtigkeit mitzutheilen, die überdies auffallend geheimnißvoll sind.“

„Ich war überzeugt — das heißt — ich erwartete dies,“ erwiderte Marston, indem er schwer athmete und sehr blaß aussah. „Ich hörte in dem Gefängniß, daß der Mörder Merton dem Tode nahe sei, und daß Sie vergangene Nacht ein wichtiges Gespräch mit ihm hatten. Ich bin voll Besorgniß deshalb. Ich fürchte etwas, und weiß doch selbst nicht, was. Mir verlangt danach und graut gleichwohl davor, die Bekenntnisse dieses Menschen kennen zu lernen. Um Gottes willen, sagen Sie mir, hat er irgend Jemand als bei seinem Verbrechen betheiligt bezeichnet?“

„Nein, nicht Einen bestimmt, doch gab er Umstände

an, welche dem ganzen Ereignisse etwas ungemein Geheimnißvolles verleihen. Hören Sie mir zu, und Sie sollen Alles erfahren, wie er es mir sagte."

Marston hatte die Thür sorgfältig verschlossen und Beide setzten sich an das entfernteste Ende des Gemaches. Marston war athemlos und geisterbleich; er hatte die Lippen aufeinandergebissen, die Augenbrauen zusammengezogen, und sah fest auf den Sprechenden.

Doktor Danvers dagegen sah ernst und feierlich aus und ein trüber Schatten schien über seine sonstige Heiterkeit gebreitet zu sein.

„Sein Bekenntniß war sonderbarer Art," begann er. „Er sagte, der erste Gedanke des Verbrechens sei dadurch in ihm erweckt worden, daß Sir Wynston's Bediente zufällig erwähnte, sein Herr pflege sein Taschenbuch, welches gewöhnlich mehrere hundert Pfund in Banknoten enthielte, während der Nacht unter sein Kopfkissen zu legen. Er kämpfte gegen den bösen Gedanken an, der sich in sein Herz gestohlen hatte, doch er gewann immer mehr Macht, und quälte ihn Tag und Nacht. Er beschloß, aus dem Hause zu fliehen. Er theilte Mrs. Marston und Ihnen seinen Entschluß mit, aus dem Dienste zu treten, doch Zufälle verzögerten sein Gehen bis zu jener verhängnißvollen Nacht. Der fin-

stere Einfluß, der ihn beherrschte, zwang ihn, sein Bett zu verlassen, sein Messer zu nehmen, dessen Auffindung dann zu seiner Ueberführung diente, und drängte ihn zu dem Zimmer des Sir Wynston. Er trat hinein. Es war eine mondhelle Nacht."

Hier blickte der Geistliche forschend im ganzen Gemache umher, dämpfte die Stimme und lehnte sich so nahe zu Marston's Ohr, daß er dasselbe beinahe berührte. In dieser Haltung fuhr er etwa zwei Minuten in seiner Erzählung fort. Nach dieser Zeit stand Marston langsam auf, wich zurück und flüsterte mit dem Ausdrucke des höchsten Entsetzens:

„Ja, — furchtbar — gräßlich! — O, mein Gott, wie gräßlich!"

Dann warf er sich auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und der Schweiß trat ihm in großen Tropfen auf die Stirn.

„Wahrlich," sagte der Geistliche nach einer längern Pause, „sehr gräßlich!"

„Ich muß diese überraschende Entdeckung so gut als möglich zu benutzen suchen!" rief endlich Marston, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Ich werde keine Mühe sparen, die Wahrheit an das Licht zu bringen. Inzwischen bitte ich Sie, das strengste Still-

schweigen zu bewahren. Ueberlassen Sie mir die ganze Sache, und äußern Sie nirgends unsern Verdacht. Sprechen wir ihn aus, so waffneten wir den Schuldigen mit doppelter Vorsicht. — Ich ersuche Sie daher, — wenigstens vorläufig — um Schweigen!"

„Ich stimme darin ganz mit Ihnen überein, mein lieber Mr. Marston," entgegnete Doktor Danvers. „Ich habe auch von dem Geständnisse des armen Menschen gegen Niemand, außer gegen Sie, eine Sylbe geäußert. Sie, als Beamter, als Verwandter des Ermordeten und als Herr des Hauses, in welchem der Schuldige weilt, sind am meisten dabei interessirt, die Wahrheit zu enthüllen."

Kurze Zeit blieben die beiden Männer noch beisammen, dann nahm Marston Abschied, und ritt, in Gedanken vertieft, nach Grayforest zurück.

Monate vergingen, ein Jahr und darüber, und obgleich keine neue Person auf dem Schauplatze erschien, veränderten sich allmälig die Verhältnisse zwischen den älteren sehr wesentlich.

Ein nachtheiliger Wechsel ging mit Fräulein von

Barras vor; sie zeigte gegen Mrs. Marston immer weniger theilnahmvolle Aufmerksamkeit, und nahm sogar nach und nach ein auffallendes Wesen der Selbstständigkeit an, das zuweilen in Keckheit und sogar in Unverschämtheit ausartete.

Mrs. Marston schien dadurch mehr überrascht und betrübt, als erzürnt zu werden, und so oft sie dergleichen kleine Beweise der absichtlichen Vernachlässigung bemerkte, überdachte sie ihr ganzes vergangenes Betragen, um daraus zu entdecken, wodurch sie Veranlassung zu dieser auffallenden Veränderung gegeben haben könnte.

Sie besaß zu viel Bildung, um sich in einen kleinlichen Wortkrieg mit der Erzieherin ihrer Tochter einzulassen, doch als sie sich eines Tages nach dem Abendessen mit Fräulein von Barras allein befand, beschloß sie, eine Erklärung herbeizuführen. Sie sagte daher:

„Fräulein, ich habe seit einiger Zeit eine große Veränderung in Ihrem Betragen bemerkt.“

„Wirklich?“ fragte die Französin.

„In der That, und Sie müssen das selbst wissen, denn diese Veränderung ist absichtlich und gesucht. Ich war einige Zeit in Zweifel, ob es nicht rathsamer sei, ganz über die Sache zu schweigen, so lange Sie die

äußere Achtung gegen mich nicht ganz verletzen und die Ihnen übertragenen Pflichten erfüllen; allein ich hielt es für besser, Ihnen die Gelegenheit zu bieten, sich offen über die Gefühle und Veranlassungen, die Sie zu diesem Betragen bewegen, auszusprechen."

„Sie sind sehr gütig!" entgegnete die Französin kalt.

„Entweder," fuhr Mrs. Marston fort, „mißverstehen Sie mich oder Sie sind mit Ihrer Stellung bei uns unzufrieden. Anders kann Ihr Betragen nicht ausgelegt werden."

„Mein Betragen! — Was denn für ein Betragen?" fragte die Erzieherin mit einem geringschätzenden Blicke.

„Ziehen Sie die Thatsache in Abrede, so genügt das. Ihre Blicke und Ihr Wesen verrathen indeß hinlänglich, daß Sie einen Grund zu haben glauben. Mir ist derselbe unbekannt."

„Ich wußte in der That nicht," sagte Fräulein von Barras mit spöttischem Lächeln, „daß meine Blicke und mein Wesen einer so strengen Controle ausgesetzt wären."

„Ich sehe, daß Sie mir den Grund Ihrer Unzufriedenheit nicht anvertrauen wollen; ich wünsche daher

nur von Ihren eigenen Lippen zu vernehmen, ob Sie beabsichtigen, Ihre Stelle hier zu verlassen. Ist das der Fall, so bitte ich, sich offen auszusprechen."

„Sie sind sehr freundlich, doch ich habe keine solche Absicht, wenigstens für jetzt nicht," erwiderte die Französin trocken.

„Gut," sagte Mrs. Marston mit freundlicher Würde. „Ich bedaure Ihren Mangel an Aufrichtigkeit um Ihrer selbst willen. Sie würden gewiß viel glücklicher sein, wären Sie aufrichtiger gegen mich."

„Habe ich jetzt Ihre Erlaubniß, mich auf mein eigenes Zimmer zurückziehen zu dürfen?" fragte die Französin, indem sie aufstand und sich tief verbeugte. „Das heißt, wenn Sie nichts weiter zu tadeln haben."

„Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen!" erwiderte die Hausherrin.

Dieser Auftritt betrübte Mrs. Marston unaussprechlich. Sie war im Allgemeinen dem Zorne nicht sehr zugänglich und kein Gefühl der Art mischte sich in das, was sie in Beziehung auf Fräulein von Barras empfand; doch sie hatte in dem Mädchen eine angenehme Gesellschafterin gefunden, sogar eine Vertraute in ihrer trüben Einsamkeit; sie hatte sie für herzlich, für theil=

nehmend gehalten, und die Täuschung war sehr bitter für sie.

Die Unannehmlichkeiten durch Fräulein von Barras sollten für sie indeß noch zunehmen.

Die Französin schien ein wahres Vergnügen darin zu finden, lange Gespräche mit Mrs. Marston zu führen, so wenig diese auch dazu Neigung zeigte, und selten schloß sie ein solches, ohne nachtheilige oder geheimnißvolle Anspielungen auf Mr. Marston zu machen. Die arme Frau fühlte sich dadurch ungemein gemartert, und sie blickte jetzt auf ihre frühere Vertraute mit einer Art ängstlicher Scheu.

Diese Gefühle wurden noch durch die versteckten Winke ihres eigenen Mädchens gesteigert, welches nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, den heftigen Widerwillen auszusprechen, den sie gegen die Französin empfand. Sie schien beständig im Begriffe zu sein, irgend eine Enthüllung zu machen, irgend eine Anklage vorzubringen, doch selbst wenn Mrs. Marston sie fragte, gab sie keine Erklärung, sondern ließ ihre Gebieterin in der Ungewißheit.

Marston seinerseits that nichts, den Argwohn zu verbannen, den Fräulein von Barras mit solcher Bosheit gegen ihn zu erwecken bemüht war. Seine Launen

waren dem auffallendsten Wechsel unterworfen. Zuweilen zeigte er sich, was er sonst nie gewesen, ausgelassen lustig, und mitten in dieser Lustigkeit bekam er dann wieder Anfälle der schwärzesten Verzweiflung. Oft entfernte er sich den ganzen Tag, und länger, aus dem Hause, schweifte in der Einsamkeit umher; nahm seine Mahlzeiten allein in seiner Bibliothek ein, oder stahl sich unbemerkt in die dichtesten Theile seines Parkes. Zuweilen wieder schloß er sich Stunden lang in dem Zimmer ein, welches der ermordete Wynston bewohnt hatte. Die Diener hörten dann, wie er darin heftig auf- und niederschritt und laut sprach. Dies Alles steigerte noch die Furcht, die er sonst schon seiner Dienerschaft eingeflößt hatte; sie betrachtete ihn mit scheuen Blicken, und als er endlich befahl, jene Unglückszimmer zuzunageln, flüsterte sie sich zu, der Geist des Ermordeten sei ihm darin erschienen.

Das Betragen Marston's gegen seine Frau wurde außerordentlich eigensinnig. Er vermied ihre Gesellschaft mehr als je, und wechselte er zufällig einige Worte mit ihr, so waren sie bald rauh und heftig, bald freundlich und milde. Durch dies Alles steigerte sich das Unglück der Mrs. Marston nur noch mehr. Dazu kam, daß Fräulein von Barras sich bei mehreren Ge-

legenheiten einen gebieterischen Ton anmaßte, der die Frau vom Hause mit Recht beleidigte.

Karl Marston war inzwischen nach Cambridge zurückgekehrt und Rhoda, die ihren Unterricht bei Fräulein von Barras fortsetzte, widmete ihre freien Stunden ausschließlich der Gesellschaft ihrer geliebten Mutter.

So standen die Sachen, als Mrs. Marston eines Tages ihr Mädchen, das im Zimmer Ordnung machte, fragte:

„Hast Du geweint, Willett?“

„Ach ja,“ entgegnete das Mädchen. „Ich konnte mir nicht helfen.“

„Hat Dich Jemand schlecht behandelt?“ fragte ihre Herrin weiter. „Sag' mir, was Dich betrübt?“

„Ach, Mistreß,“ sagte das Mädchen, „mich hat Niemand schlecht behandelt, und ich habe nur einen Wunsch.“

„Und was ist das für einer?“

„Ich kann's Ihnen nicht sagen; Sie möchten bös darüber werden!“

„Nun, sprich ihn nur aus,“ ermuthigte Mrs. Marston das Mädchen.

„Ach, Mistreß, — ich möchte — unser Haus wäre rein von diesem französischen Weibsbilde.“

„Wenn Du Fräulein von Barras meinst,“ sagte Mrs. Marston in verweisendem Tone, „so ist das eine Dame.“

„Verzeihung, Mistreß, Dame oder nicht Dame, das ist mir Alles eins; doch ich bin überzeugt, sie wird das Haus nicht verlassen, bis sie irgend ein Unheil darin angerichtet hat. — Ich kann nicht sagen, was ich Ihnen erzählen möchte, — doch — doch — um Gottes willen, versuchen Sie es, sie aus dem Hause zu bringen.“

Indem das Mädchen dies aussprach, brach sie in einen Strom von Thränen aus, so daß Mrs. Marston und Rhoda sie verwundert ansahen.

Ein plötzliches Klopfen an der Thür gab den Gedanken Aller eine andere Richtung. Die Thür öffnete sich, und der Gegenstand von Willett's Widerwillen trat ein. Es lag etwas ungewöhnlich Aufgeregtes und Zuversichtliches in dem Wesen und der Haltung des Fräuleins von Barras; sie schien zu wissen, daß sie der Gegenstand des Gespräches gewesen war. Sie blickte mit einem Lächeln umher, in welchem etwas Spöttisches und sogar Herausforderndes lag. Dann setzte sie sich, ohne dazu eingeladen zu sein.

„Ich wollte Sie eben auffordern, sich zu setzen,“

sagte Mrs. Marston ernst; „Sie sind mir zuvorgekommen. — Wie es scheint, haben Sie mir etwas zu sagen; ich bitte, lassen Sie es gleich sein.“

„Und weshalb das?“ fragte die Erzieherin mit scharfem Tone.

„Weil ich Sie bitten müßte, es ein ander Mal zu thun, wenn es nicht etwas sehr Dringendes wäre; denn für jetzt wünsche ich mit meiner Tochter allein zu sein.“

„Ei,“ entgegnete die Erzieherin, „es scheint, ich bin hier de trop, — ganz im Wege. Ich habe heute einen unglücklichen Tag.“

Fräulein von Barras machte indeß nicht die geringste Bewegung, und offenbar beabsichtigte sie, Mrs. Marston's Wünschen zum Trotz ihr Bleiben zu verlängern.

„Fräulein, aus Ihrem Schweigen schließe ich, daß Sie mir nichts Dringendes zu sagen haben, und ich muß Sie daher bitten, daß Sie die Güte haben, mich für den Augenblick zu verlassen,“ sagte die Herrin vom Hause; denn das Betragen der Französin war zu auffallend, um nicht selbst Rhoda und dem Dienstmädchen als beleidigend zu erscheinen; Mrs. Marston durfte es daher schon wegen des Beispiels nicht dulden.

Fräulein von Barras schoß einen unverschämten

Blick auf Mrs. Marston, und schien im Begriff, einen offenen Streit anzufangen, doch sie bezwang sich und sagte blos:

„Wir sind nicht allein. Ich wollte von Mr. Marston sprechen. Ich hatte freilich nicht viel zu sagen, doch in Gegenwart von Dienstboten schweige ich lieber, und jetzt will ich gar nicht reden. Ich werde Ihnen daher nicht länger lästig fallen. Kommen Sie, Miß Rhoda, Ihre Musikübungen vorzunehmen.“

„Sie vergessen, Fräulein, daß ich meine Tochter jetzt bei mir zu behalten wünsche,“ sagte Mrs. Marston.

„Es thut mir leid,“ entgegnete die Französin mit gerötheten Wangen, „doch so lange ich für ihre Erziehung verantwortlich bleibe, muß sie ihre Aufgaben zu den von mir bestimmten Stunden machen. — Kommen Sie, Miß Rhoda!“

„Bleib', Rhoda,“ gebot Mrs. Marston, ruhig, doch fest. „Ich bin Deine Mutter und habe nächst Deinem Vater das erste Recht auf Deinen Gehorsam. — Fräulein,“ fuhr sie gegen diese gewendet fort, „meine Tochter wird noch länger hier bleiben, und Sie haben die Güte, sich zu entfernen.“

„Ich werde das Zimmer nicht ohne meine Schülerin verlassen,“ entgegnete die Erzieherin mit entschlossenem

Tone. „Ihr Gemahl hat mich mit dieser Autorität bekleidet, und sie soll mir gehorchen. — Miß Rhoda, ich sage nochmals, kommen Sie zu der Musikstunde.“

„Bleib', Rhoda,“ sagte Mrs. Marston abermals. „Fräulein,“ fuhr sie dann fort, „Sie haben schon seit langer Zeit so gehandelt, als wollten Sie mich reizen, Sie von mir zu entfernen. Ich finde es unmöglich, Ihre Grobheiten länger zu übersehen. — Willett,“ gebot sie dem Dienstmädchen, welches bei dem ganzen Auftritte nahe daran war, in Wuth auszubrechen, „der Herr wird in der Bibliothek sein. Geh' zu ihm, und sage ihm, ich ließe ihn bitten, sogleich herzukommen.“

Das Mädchen eilte, den Auftrag zu vollziehen und schoß dabei einen giftigen Blick auf die Französin.

Fräulein von Barras saß während dessen ruhig auf ihrem Stuhle und tappte mit ihrem kleinen Fuße in sichtlicher Aufregung leise auf den Fußboden. Rhoda schmiegte sich an ihre Mutter, deren Hand zärtlich haltend. Mrs. Marston bewahrte, ihrer innern Unruhe ungeachtet, die äußere Ruhe und Würde.

So sahen alle drei dem Schiedsrichter entgegen, den Mrs. Marston berufen hatte. Schon nach wenigen Minuten trat er ein.

„Nun,“ rief er mit finster gerunzelter Stirn, „was giebt es?“

„Ich wünsche von Deinen eigenen Lippen zu hören,“ sagte seine Frau, „ob Rhoda mir oder Fräulein von Barras gehorchen soll.“

„Pah!“ entgegnete er heftig. „Also eine Frage wegen weiblicher Vorrechte?“

„Wegen des Vorrechtes der Gattin, der Mutter, Richard,“ entgegnete Mrs. Marston. „Eine sehr einfache Frage, sollte ich meinen, und die keiner langen Ueberlegung zu ihrer Entscheidung bedarf.“

„Nun, Kind,“ sagte er zornig, indem er sich zu Rhoda wendete, „worüber denn all der Lärmen? Du scheinst eine sehr ungezogene kleine Dame zu sein. — Was für Grausamkeiten übt denn Fräulein von Barras gegen Dich aus, daß Du Dich um Schutz an die Mutter wendest?“

„Du mißverstehst mich, Richard,“ entgegnete ihm Mrs. Marston. „Rhoda ist bei der ganzen Sache passiv. Ich wünsche nur in des Fräuleins Gegenwart von Dir zu hören, ob sie oder ich über meine Tochter gebieten soll?“

„Gebieten!“ wiederholte Marston, der unmit-



telbaren Beantwortung dieser Frage ausweichend. „Was soll denn das Mädchen eigentlich thun?"

„Ich wünsche, daß sie noch etwas bei mir bleibe, und das Fräulein, welches dies weiß, befiehlt ihr, augenblicklich ihre Musikübungen vorzunehmen. Das ist Alles," sagte Mrs. Marston.

„Und ist kein Grund vorhanden, der die Musikübungen nothwendig oder wünschenswerth macht?" fragte Marston. „Muß sie nicht etwas lernen, oder ihre Studien fortsetzen? — Mrs. Marston, wozu all dieser Lärmen um Nichts? Geh' sogleich in das Klavierzimmer, Rhoda," fügte er gebieterisch gegen seine Tochter hinzu.

Rhoda verließ das Zimmer, und indem Fräulein von Barras ihr folgte, richtete sie auf Mrs. Marston einen Blick, der diese bis in den Staub demüthigte.

„Ach, Richard, Richard!" rief sie schmerzlich aus, „wüßtest Du Alles, Du würdest mich nicht dieser Unwürdigkeit ausgesetzt haben."

Und ihre Arme um seinen Hals schlingend, weinte sie zum ersten Male seit vielen Jahren an seiner Brust.

Marston war verlegen und unruhig. Er machte sie von seinem Halse los und führte sie zu einem Stuhle. Sie weinte noch einige Zeit schweigend, und Marston

selbst mochte dies Schweigen nicht unterbrechen. Er ging auf die Thür zu, augenscheinlich in der Absicht, sie zu verlassen. Er zögerte indeß und kehrte zurück; dann ging er hastig im Zimmer auf und nieder, schien sich wieder entfernen zu wollen, und setzte sich endlich. Dann ging er wieder zur Thür, verschloß sie und trat, in Gedanken versunken, an das Fenster.

„Richard," sagte Mrs. Marston, „Dir scheint die Sache unbedeutend zu sein, doch sie ist das wirklich nicht."

„Du hast sehr Recht, Gertrud," erwiderte er schnell; „sie ist im Gegentheil sehr wichtig."

„Du tadelst mich also nicht, Richard?" fragte sie.

„Ich tadle Niemand."

„Ich habe Dich gewiß nie beleidigen wollen, Richard," betheuerte sie.

„Natürlich nicht; nein, nein. Ich sagte das auch nie. Was hättest Du dadurch gewinnen können?"

„Ach, Richard, bessere Gefühle haben mich geleitet," versicherte sie mit melancholischem und vorwurfsvollem Tone.

„Das glaube ich. — Doch das kann nicht so bleiben. Früher oder später muß es doch dahin kommen, also ist es besser, es geschieht gleich."

„Was meinst Du, Richard?" fragte sie, sehr beunruhigt, obgleich sie selbst nicht wußte, worüber. „Was überlegst Du? Bester Richard, sage es mir!"

„Gertrud, Du scheinst Dir einzubilden, daß ich das, was vorgeht, nicht sehe, weil ich nicht davon spreche. Darin irrst Du. Ich habe längst Dein wachsendes Mißfallen an Fräulein von Barras bemerkt. Ich habe darüber nachgedacht und der heutige Lärmen bestimmt mich; mein Entschluß ist entschieden. Ich vermuthe, Du wünschest jetzt eben so dringend, daß sie gehe, wie früher, daß sie bleibe. Du brauchst nicht zu antworten. Ich weiß es. Ich frage nicht, wessen Schuld dieser Wechsel der Gefühle ist und kümmere mich nicht darum; weibliche Laune ist mir hinreichender Entstehungsgrund. Doch was auch die Ursache sei, bleibt die Wirkung jedenfalls unleugbar. Der einzige Weg zur Ausgleichung ist, das Fräulein zu entlassen. Du brauchst an der Sache keinen Theil zu nehmen; ich werde sie allein besorgen. Morgen früh soll sie dies Haus verlassen haben."

Nach diesen Worten ging er schnell aus dem Zimmer, als wollte er die Möglichkeit jedes weitern Streites vermeiden.

Die gewaltige Aufregung, welche dieser Auftritt bei

Mrs. Marston hervorgerufen hatte, machte sie so unwohl, daß sie sich zu Bett legen mußte. Sie nahm einen beruhigenden Trank und durchschlief die Nacht, die ein für sie wichtiges Ereigniß herbeiführte.

Während dieses Schlafes kam es ihr vor, als träte ihr Gatte zu ihr ein, als beuge er sich, nachdem er einige Male im Zimmer auf- und niedergegangen war, über ihr Bett, als blicke er sie mit dem Ausdrucke des Kummers, der Zärtlichkeit an, und sie glaubte zu hören, wie er dabei flüsterte:

„Es war nicht Deine Schuld, Gertrud, — doch auch die meine nicht. Das Geschick war für uns zu stark! Vergangen ist vergangen, und nicht mehr zu ändern! Du warst gut und geduldig, während ich —! Doch, gleichviel — Dein Loos, Gertrud, ist glücklicher, als das meinige.“

Mrs. Marston sah und hörte dies Alles, doch sie hatte nicht die Kraft, sich zu rühren oder ein Wort hervorzubringen, und als die Erscheinung endlich nach einem letzten trüben Abschiedsblicke verschwunden war, stand sie noch immer lebendig vor ihrem innern Blicke, wie ein liebliches Traumbild.

Es war schon acht Uhr vorbei, als sie am nächsten Morgen erwachte. Die Sonne schien hell und heiter

durch die Fenster, und als sie dabei der Anwesenheit Marston's an ihrem Lager gedachte, fühlte sie eine unbestimmte Hoffnung auf künftiges Glück in ihr Herz einziehen.

Wie schmerzlich wurde sie daher durch die Töne unterdrückten Schluchzens ganz in ihrer Nähe berührt.

„Willett, Willett!" rief sie verwundert, als sie die Weinende entdeckt hatte. „Was ist Dir denn?"

„Ach, Mistreß," seufzte das Mädchen, „mir ist nichts, und doch — und doch —"

„Um Gottes willen, Kind! Du erschreckst mich," rief Mrs. Marston ängstlich. „Ist Rhoda irgend ein Unglück widerfahren?"

„O nein," versicherte das Mädchen; „die Miß ist ruhig auf ihrem Zimmer und weiß von der ganzen Sache noch nichts."

„Von welcher Sache denn?" drängte Mrs. Marston immer ängstlicher, und richtete sich erschrocken im Bette auf.

„Ach Gott," sagte Willett, „erfahren müssen Sie es ja doch, und so ist es denn vielleicht ebenso gut, ich theile es Ihnen gleich jetzt mit, daß Sie sich nicht länger ängstigen."

„So sage doch nur, was ist denn?“ bat ihre Herrin.

„Der Herr —“ entgegnete das Mädchen endlich zögernd, — „der Herr ist — mit der Französin davongefahren! Während der Nacht sind Beide in der großen Kutsche abgereist.“

Mrs. Marston sah das Mädchen mit starrem Entsetzen an. Keine Muskel ihres Gesichtes regte sich. Kein Athemzug verrieth, daß sie noch lebte. Endlich streckten ihre Arme sich wie flehend gegen das Mädchen aus, sie that einen gellenden Schrei, als wollte die Seele sich losreißen von dem Körper und sank leblos zurück auf das Bett.

Mehrere Stunden vergingen, ehe sie zum Bewußtsein zurückkehrte, doch erst als sie ihre Tochter Rhoda weinend an ihrem Lager stehen sah, fand sie Sprache und Erinnerung wieder.

„Mein Kind, mein armes, liebes Kind!“ rief sie aus, und schloß die Tochter weinend in ihre Arme.

Rhoda vermochte nur mit ihrer Mutter zu weinen, denn sie war noch zu jung und unerfahren, um die ganze Ausdehnung des Unglückes zu ermessen, das ihre Mutter betroffen hatte. Betäubt, wie ein junger Vogel, der aus dem Neste gefallen ist, noch ehe er des Ge-

brauches seiner Flügel mächtig, klammerte sie sich Schutz suchend an die unbegrenzte Liebe und Zärtlichkeit ihrer Mutter an, sich wundernd und weinend über das Vorgefallene.

Zwei oder drei Tage vergingen. Während derselben kam der redliche Doktor Danvers, mit Mrs. Marston zu klagen; sie zu trösten vermochte auch er nicht.

Ihr blieb nur ein Trost; die feste Ueberzeugung, den Schlag, der sie getroffen hatte, nicht lange zu überleben; — doch auch dabei fühlte sie sich durch die Sorge um die geliebte Tochter schwer bedrückt.

Erst eine Woche nach dem schmerzlichen Ereignisse händigte Willett ihr einen Brief ein. Sie erkannte die Handschrift ihres Gatten und zögerte lange, bevor sie ihn öffnete.

Endlich that sie es und las:

„Gertrud!

„Dir können weder die Ursachen noch die Folgen „des entscheidenden Schrittes, den ich gethan habe, „unbekannt sein. Ich versuche nicht, ihn zu entschul„digen. Um den Tadel der Welt kümmere ich mich „nicht, und Du selbst, Gertrud, kannst den gänzlichen „Bruch des längst gelockerten Bandes kaum beklagen,

„wenn Du bedenkst, in welcher Entfremdung wir schon
„seit Jahren unter einem Dache lebten. Dir will ich
„nicht den geringsten Tadel aufbürden. Die Ungleich=
„heit unserer Gefühle machte uns für einander zu
„Fremden, obgleich wir uns Mann und Frau nann=
„ten. Darin suche ich meine eigene Rechtfertigung.
„Unser Leben war unter solchen Umständen für uns
„Beide gleich unerwünscht. Jedenfalls ist die unwider=
„rufliche That vollbracht, die uns für immer trennt, und
„ich habe Dir jetzt nur noch meine Absichten für die Zu=
„kunft mitzutheilen.

„Ich schrieb Deinem Cousin und frühern Vormund,
„Mr. Lattimer, wie die Sachen zwischen uns stehen.
„Ich sagte ihm, daß Dir Dein ganzes eigenes Ver=
„mögen zur freien Verfügung bleiben soll, und daß ich
„außerdem nach Uebereinkommen für Deinen Unterhalt
„und den unserer Tochter so viel anweisen werde, als
„mit meinem geringen Einkommen verträglich ist.

„Es wird nöthig sein, daß Du Deine Anordnungen
„beschleunigst, da ich binnen drei Wochen nach Gray=
„forest zurückkehren möchte, und natürlich an ein Zu=
„sammentreffen zwischen Dir und den Personen, die
„mich begleiten werden, nicht zu denken ist. Um die
„nähern Anordnungen, die Du für Deine Entfernung

„treffen willst, werde ich mich natürlich nicht beküm-
„mern.

„Ich denke, ich habe mich jetzt verständlich gemacht,
„und hoffe, daß Du Dich sofort mit Mr. Lattimer in
„Verbindung setzen wirst.

„Richard Marston."

Der Leser kann sich leicht die Gefühle denken, die
dieser Brief hervorrief. Wir wollen sie eben so wenig
beschreiben, als alle Anstalten, welche Mrs. Marston in
Folge davon traf. Es genügt, zu erwähnen, daß sie
kaum vierzehn Tage nach dem Empfange desselben Gray-
forest für immer verlassen hatte.

In einem abgelegenen Theile der reichen Grafschaft
Warwick wählte sie den Aufenthalt für sich und ihre
Tochter und dort genoß sie, gebrochenen Herzens, für
einige Zeit wenigstens der äußeren Ruhe. Doch der
Schlag, der sie getroffen, hatte ihre Gesundheit so er-
schüttert, daß sie mit jedem Tage dem Grabe sichtlicher
entgegenwelkte.

Karl Marston sehnte sich zwar danach, seine Mutter
zu trösten, allein für den Augenblick ganz von seinem
Vater abhängig, blieb ihm nichts übrig, als ruhig in
Cambridge auszuhalten.

In Grayforest lebte Marston mit seiner Mitschul-

digen. Die alten Diener wurden nach und nach sämmtlich entlassen und neue durch Fräulein von Barras gemiethet.

Jedermann mied das Paar und es befand sich in größerer Zurückgezogenheit, als je. Der Reiz der Neuheit für ihren ungezwungenen Verkehr verschwand bald, und zugleich damit auch die frühere gute Laune. Das Gefühl der Sicherheit veranlaßte Fräulein von Barras, ihren wahren Charakter ungezwungener zu zeigen, als dies bisher geschehen war, und es fanden zwischen ihr und Marston häufige Streitigkeiten und sogar Zänkereien statt, wobei sie jedoch fortfuhr, über ihn eine auffallende und geheimnißvolle Gewalt auszuüben. Vernachläßigung und Verfall wurden dabei in ihrer ganzen Umgebung sichtbarer, als je.

Doktor Danvers erfuhr nur durch das Gerücht etwas von Grayforest, denn er hatte jeden persönlichen Verkehr mit dessen Bewohnern abgebrochen. Dagegen unterhielt er einen Briefwechsel mit der unglücklichen Mrs. Marston.

Eben hatte er einen ihrer Briefe selbst von der Post abgeholt, und ritt langsam nach Hause, als er plötzlich Marston an seiner Seite erblickte.

„Wie geht es Ihnen, Doktor?“ redete dieser ihn an, und faßte grüßend an die Mütze.

Der Geistliche erwiderte den Gruß, und als er Marston dabei ansah, erschrack er beinahe über die Veränderung, die mit demselben vorgegangen war. Sein Gesicht war gelb und abgemagert, seine Haltung gebückt.

„Mr. Marston,“ sagte er, sehr ernst und nicht ohne einige Verlegenheit, „es ist lange her, seit wir uns nicht sahen, und manches peinliche Ereigniß hat sich während dessen zugetragen. Ich weiß kaum, wie wir jetzt zu einander stehen, und doch möchte ich Manches mit Ihnen sprechen, was Ihnen vielleicht nicht angenehm wäre.“

„Sprechen Sie, Danvers,“ sagte Marston finster. „Gehen Sie zu weit, so brauche ich ja nur meinem Pferde die Sporen zu geben und Sie zurückzulassen.“

„Ach, Mr. Marston,“ sagte der Geistliche, „als ich Sie so ganz unerwartet an meiner Seite erblickte, fühlte ich mein Herz erbeben.“

„Sie blickten auf mich, wie auf ein Geschöpf der Unterwelt,“ entgegnete Marston bitter, „und doch bin ich nur ein gewöhnlicher Sünder mit Fleisch und Blut, und habe nicht so viel Uebernatürliches an mir, ein altes

Weib zu erschrecken, geschweige denn einen Pfeiler der Kirche.“

„Sie sprechen sarkastisch, Mr. Marston,“ sagte der Geistliche, „und gleichwohl erweckte Ihr Anblick Erinnerungen in mir, die wohl geeignet sind, mich zu beunruhigen.“

„Vielleicht — ja!“ rief Marston ärgerlich.

„Mein Herz ist mit Kummer erfüllt,“ fuhr der Geistliche fort, „wenn ich an die denke, mit denen Sie in meiner Erinnerung immer verknüpft sein werden.“

„Dabei haben Sie aber manchen Trost für sich, der mir abgeht,“ sagte Marston finster.

„Ach, Mr. Marston, beunruhigt Sie denn das nicht? Lastet es nicht schwer auf Ihrem Gewissen? Bedenken Sie nicht, daß Sie sicher, wenn auch langsam, Ihrer Todesstunde und dem Tage des Gerichtes nahen?“

„Die Todesstunde? Ja, ich weiß, daß sie kommen wird, und ich erwarte sie mit Gleichgültigkeit. Doch mit dem Tage des Gerichtes suchen Sie mich vergebens zu schrecken.“

Schweigend ritten sie hierauf lange nebeneinander her. Endlich sagte Marston plötzlich:

„Nein, Doktor Danvers, Tod und Gericht fürchte

ich nicht, allein ich hege eine andere Furcht, und die martert mich sehr."

Doktor Danvers sah ihn fragend an, doch erst nach einer längeren Pause sagte Marston:

„Sie haben die Katastrophe des Trauerspieles noch nicht gesehen. — Ich wünschte, ich könnte Ihnen erzählen — Ihnen — denn Sie sind ehrenwerth und gutmüthig, — ich wünschte, ich könnte Ihnen sagen, was ich fürchte. Kein Sterblicher weiß es, außer ich selbst, und ich sehe es mit langsamer, doch unwiderstehlicher Gewalt über mich kommen. — O Gott, — furchtbarer Geist — schone meiner!"

Wieder schwiegen Beide, und wieder brach Marston das Schweigen.

„Doktor Danvers," sagte er, „mißverstehen Sie mich nicht. Ich fürchte nichts Menschliches; — weder Tod, noch Strafe, noch Ewigkeit, doch ich fürchte — ich fürchte —"

Er hielt inne, versank in düsteres Sinnen, wurde dabei allmälig sehr aufgeregt, und sagte endlich heftig:

„Ich kann es Ihnen jetzt nicht sagen, und ich will es nicht. Ich sehe, Sie erforschen mich mit Ihren Blicken. Vermuthen Sie, was Sie wollen, aber Sie bekommen es doch nicht heraus. — Ja, die Welt mag

fragen, — flüstern — staunen; — ich muß ihre Unverschämtheit ertragen, doch ich will verdammt sein, wenn ich sie befriedige."

Es wäre nicht leicht, des Doktor Danvers Staunen über den plötzlichen Wuthausbruch seines Gefährten zu beschreiben. Er beschloß jedoch, sich durch dessen Heftigkeit nicht aus der Ruhe bringen zu lassen.

„Doktor," sagte Marston endlich nach einer längern Pause, und mit mehr Ruhe, „wären Sie je so verflucht und verfolgt worden, wie ich, so würden Sie begreifen, wie ein Mensch bei allen Neckereien und Widersprüchen die Geduld verlieren kann. — Fahren Sie fort, sich in Ihren glücklichen Täuschungen zu wiegen, und lassen Sie mich ungehindert meinen finstern Weg verfolgen."

Mit diesen Worten grüßte er plötzlich, gab seinem Pferde die Sporen, und sprengte quer Feld ein davon, seinem traurigen schuldbelasteten Hause zu.

Zwei Jahre waren jetzt seit dem entscheidenden Ereignisse vergangen, welches Marston für immer von der trennte, die ihn so treu und ergebungsvoll geliebt hatte; für ihn zwei Jahre der Täuschung, der Erniedri-

gung, der stillen Wuth; für sie zwei Jahre ergebungsvollen Duldens. Nach Ablauf dieser Zeit starb sie.

Marston las den Brief, der ihm die Nachricht brachte, mit finsterem Blicke und schweigend, doch der Schlag, den er empfand, war erschütternd für ihn. In bessern Augenblicken war bei ihm eine schwache Hoffnung einstiger Aussöhnung mit der Guten, Reinen, die er so schwer gekränkt hatte, aufgedämmert. Er schien, ein Gefallener, zu ihr, dem Engel, aufzublicken, der ihn einst noch aufrichten sollte. Doch jetzt war sie todt, jede Hoffnung der Sühne verschwunden, und er erblickte vor sich nichts, als Sturm und Furcht.

Marston's zerrüttetes Vermögen machte es ihm wünschenswerth, den Theil seiner Einkünfte, der bisher zum Unterhalt seiner Frau und Tochter bestimmt gewesen war, wieder einzuziehen. Deshalb mußte seine Tochter Rhoda nach Grayforest zurückberufen werden. Etwas Schwereres hätte dem armen Mädchen nicht aufgebürdet werden können. Sie hatte ihre Mutter angebetet und verehrte jetzt ihr Andenken. Sie wußte, daß Fräulein von Barras sie verrathen und dadurch mittelbar ermordet hatte, und sie betrachtete diese Französin mit Abscheu und Entsetzen.

Dennoch mußte sie sich dem Willen ihres Vaters

fügen, so groß auch das Widerstreben war, mit dem sie es that, und etwa zwei Monate nach dem Tode ihrer Mutter stieg Rhoda, in tiefer Trauerkleidung, blaß vor Kummer und Aufregung, an dem wohlbekannten Eingange von Grayforest ab. Entweder aus Rücksicht auf ihre Gefühle, oder, was wahrscheinlicher ist, aus Gleichgültigkeit, wurde sie unmittelbar auf ihr Zimmer geführt, und erst am nächsten Morgen sah sie ihren Vater. Er trat ganz unerwartet bei ihr ein. Er war sehr blaß und sie fand ihn außerordentlich gealtert; er schien indeß sehr ruhig zu sein. Die auffallende Veränderung seines Aussehens und der Umstand, daß er keine Trauer trug, erpreßten ihr einen Strom von Thränen.

Marston wartete den Paroxismus ruhig ab; dann nahm er ihre Hand und sagte:

„Du kannst weinen, wenn ich fort bin. Ich habe Dir jetzt nicht viel zu sagen, Rhoda, und wünsche nur, daß Du mich für eine Minute anhörst, Rhoda. — Die Dame, welche Du Fräulein von Barras zu nennen gewohnt warst, ist dies nicht mehr; sie ist verheirathet, ist meine Frau, und folglich wirst Du sie mit der Achtung behandeln, welche Du ihr in dieser Stellung schuldig bist.“

Er wollte sagen: die Du ihr als Deiner Mutter schuldig bist, allein er vermochte es doch nicht, den Satz so auszusprechen.

Rhoda war unfähig, etwas zu erwidern; sie nickte beinahe bewußtlos mit dem Kopfe, zum Zeichen des Gehorsams, und indem ihr Vater ihre Hand herzlicher drückte, fuhr er fort:

„Ich habe Dich stets als gutes, folgsames Kind gekannt, Rhoda, und erwartete kein anderes Benehmen von Dir. Mrs. Marston wird Dich mit Freundlichkeit und Achtung behandeln, und bat mich, Dir zu sagen, daß Du ganz Deiner Neigung folgen und auch bei unsern Mahlzeiten nur dann erscheinen möchtest, wenn Du selbst es willst. Dieses Vorrecht wird Deiner trüben Gemüthsstimmung zusagen, und Du darfst Dir kein Gewissen daraus machen, es zu benutzen."

Nachdem ihr Vater noch einige Worte hinzugefügt hatte, entfernte er sich, und überließ sie ihren eigenen Betrachtungen; diese waren trübe und bitter genug.

Einige Wochen vergingen; wir werden unsere Leser mit dem Inhalte derselben dadurch am besten bekannt machen, daß wir einige Auszüge aus den Briefen mittheilen, welche Rhoda während dieser Zeit an ihren Bruder nach Cambridge schrieb.

„Das Haus und das Gut sind sehr vernachlässigt, das erstere sogar in einzelnen Theilen verfallen. Die Fensterscheiben, welche ein Sturm vor acht Monaten zerbrach, sind noch nicht eingesetzt. Der hübsche Garten bei dem Brunnen, den unsere Mutter so liebte, ist ganz verwildert, und seit meinem ersten Besuche habe ich nicht das Herz, wieder hinzugehen. Alle alten Diener sind fort; überall neue Gesichter."

„Aus Besorgniß, den Vater zu beleidigen, bin ich mehrmals gezwungen gewesen, in dem Wohnzimmer zu erscheinen. Du kannst Dir denken, was ich empfand, als ich das Fräulein auf dem Platze erblickte, den sonst unsere theure Mutter einnahm. Ich war so verstimmt, erschüttert, daß ich nicht zu sprechen vermochte, und mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Das Fräulein sah sehr ärgerlich aus, doch der Vater, welcher sagte, daß er mir Gott weiß was zeigen wollte, führte mich zu dem Fenster, und dadurch wurde mir besser."

„Das Fräulein — ich kann mich nicht entschließen, sie anders zu nennen — ist sehr verändert, doch noch mehr im Charakter, als im Aeußern, obgleich es mir scheint, als hätten ihre Züge einen beständigen Ausdruck der Bosheit angenommen. Sie flößt mir deshalb auch eine unerklärliche Angst ein. Gegen mich ist sie ziem-

lich artig. Den Vater aber behandelt sie rauh und verächtlich, und ich fürchte, er ist sehr elend. Ich habe sie Blicke wechseln sehen, Worte austauschen hören, die mehr als eine gewöhnliche Verstimmung verrathen. Das macht mich noch unglücklicher, besonders da ich mich des Glaubens nicht enthalten kann, daß irgend eine geheimnißvolle Ursache es ihr möglich macht, unsern armen Vater einzuschüchtern und zu tyrannisiren."

„Mir kömmt es zuweilen vor, als verabscheue er sie, allein ungeachtet der heftigsten Auftritte beugt er sich zuletzt immer ihrem Willen. Ach, mein lieber Karl, Du hast keinen Begriff von den beleidigenden oder vielmehr entsetzlichen Vorwürfen, die ich unlängst von Beiden hörte, als ich zufällig an ihrer Thür vorüberging. — — —"

„Ich sehe den Vater nur selten, und wenn es geschieht, achtet er kaum auf mich."

„Die gute Willett kehrte, wie Du weißt, mit mir zurück. Sie läßt zuweilen in Beziehung auf das Fräulein Winke fallen, bei denen ich nicht weiß, was ich davon denken soll."

„Ich fürchte oft, mein Vater hat eine geheime und tödtliche Qual. Er sieht gewöhnlich übel aus, und zuweilen sehr *elend*. Unlängst kam er zwei Mal auf

mein Zimmer; er schien mir etwas Wichtiges mittheilen zu wollen, allein nach wenigen, unzusammenhängenden Worten brach er ab. Ich fühlte mich dadurch sehr beunruhigt, und wesentlich erleichtert, als er mich verließ. — — — —"

„Wie sehne ich mich nach Deiner versprochenen Ankunft! Ich habe Niemand, mit dem ich ein vertrauliches Wort sprechen kann, außer die arme Willett, die zwar sehr gutmüthig, mir auch recht werth, aber doch keine Gesellschafterin für mich ist. Es kömmt mir zuweilen vor, als sei mein dringender Wunsch, Dich hier zu haben, sehr selbstsüchtig, denn ich weiß, Du wirst Dich hier ebenso unglücklich fühlen, wie ich; aber dennoch zähle ich die Stunden bis zu Deiner Ankunft. — — — —"

„Sei vorsichtig, wenn Du mir schreibst, irgend etwas zu sagen, wovon Du willst, daß das Fräulein es nicht sehen soll, denn Willett sagt mir, sie wisse, daß sie die ankommenden Briefe oft untersucht und zuweilen auffängt. Seitdem ich dies hörte, bringe ich meine Briefe immer selbst auf die Post, so weit auch der Weg ist. — — — —"

„Ich gehe jeden Sonntag mit Willett zur Kirche. Dort sehe ich die Mervyn's. Mrs. Mervyn ist außer-

ordentlich freundlich, und ich weiß, sie möchte mir gern ein Asyl in Newton-Park anbieten; Du kannst Dir nicht denken, mit welchem Zartgefühl sie diesen Wunsch aussprach. Ich wage indeß nicht, des Gegenstandes gegen den Vater zu erwähnen, und so sehnlich ich es auch möchte, fühle ich doch, daß es nicht zu einem Besuche, sondern zu einem bleibenden Aufenthalte geschehen würde. Selbst in diese entzückende Aussicht mischt sich ein drückendes Gefühl der Abhängigkeit."

„Ach, ich habe Dir so viel zu sagen, und sehne mich so sehr danach, Dich zu sehen. — — — — — — — — — — — — — — — —"

Diese Auszüge werden den Leser in den Stand setzen, eine richtige Ansicht von der Lage der Dinge in Grayforest zu gewinnen. Einige Einzelnheiten müssen wir indeß hinzufügen.

Marston war noch immer derselbe finstre und freudlose Mensch, wie früher. Zuweilen mürrisch, zuweilen heftig, aufbrausend, doch nie für einen Augenblick ruhig, gesellig.

Eines Tages, als Rhoda an einem schattigen Plätzchen des vernachlässigten Gartens lesend saß, ihre treue Willett an ihrer Seite, wurde sie durch das plötzliche Erscheinen ihres Vaters überrascht.

Er richtete die eingesunkenen Augen fest auf sie, und sein Aussehen verrieth Unruhe und Angst. Einige Augenblicke stand er sinnend da; dann berührte er Willett's Schulter und sagte barsch:

„Geh'! Ich werde rufen, wenn Du gebraucht wirst. Geh' dort die Allee hinab.“

Als das Mädchen weit genug entfernt war, setzte sich Marston neben Rhoda, und ergriff schweigend ihre Hand. Seine Blicke hefteten sich auf den Boden, und er schien darüber nachzusinnen, wie er das Gespräch eröffnen solle. Endlich sagte er, wie plötzlich aus einem fürchterlichen Traume erwachend:

„Du wechselst Briefe mit Karl?“

„Ja, regelmäßig,“ entgegnete sie.

„So, so! Und wann hörtest Du zuletzt von ihm?“

„Etwa vor einem Monat.“

„Ha — und — und war nichts Auffallendes — nichts — nichts Geheimnißvolles und Drohendes in seinem Briefe? — Du weißt gewiß, wovon ich spreche!“

„Nein, wahrlich nicht, Vater,“ entgegnete sie.

„Ich bin durch eine Stelle in seinem letzten Briefe sehr verletzt worden,“ sagte Marston gereizt.

Rhoda war sehr überrascht und entgegnete stammelnd:

„Ich bin überzeugt, daß Karl durchaus nichts beabsichtigte, was Sie beleidigen konnte.“

„Ja, ja, das glaube ich selbst. Ich bin aber auch nicht auf ihn aufgebracht. Karl ist ein gutes Kind, aber ich fürchte, er ist in schlechte Gesellschaft gerathen und bösen Einflüssen unterworfen, welche den Guten nie heimsuchen. — Lies dies, und dann urtheile selbst.“

Bei diesen Worten übergab er ihr einen Brief. Sie öffnete ihn und las:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich durch einen „anonymen Brief verletzt wurde, der mir eine Sache „von so zarter Natur mittheilt, daß ich Sie nicht ohne „Ihren besondern Befehl durch dessen Mittheilung „kränken kann. Sie mag indeß falsch sein, und ich „glaube dies sogar. Es genügt, Ihnen zu sagen, daß „es die Dame betrifft, die Sie kürzlich durch Ihre Hand „beehrt haben.“

„Nun, siehst Du?“ rief Marston heftig, indem sie den Brief zurückgab. „Bist Du verwundert? — Siehst Du den Pferdefuß?“

Rhoda vermochte es nicht, seine Meinung zu erfassen, sie stammelte daher einige Worte und schwieg dann ganz.

„Ich sage Dir, er ist es, der dies thut, und wenn Karl nicht ein schlimmes Leben führte, so könnte er seine Netze nicht nach ihm ausspannen. Den Guten kann er nichts anhaben, doch er weiß seine Leute zu finden. Ich kenne ihn, seine List und Künste sehr gut. Er gehet, gleich seinem Meister, Unheil brütend auf Erden umher, und kann er eines Freundes von mir habhaft werden, so flüstert er ihm Schlechtes von mir in das Ohr. Jetzt sucht das Ungeheuer selbst meine Kinder in ein höllisches Bündniß gegen mich zu bringen.“

„Wer ist das, Vater?“ fragte sie zitternd.

„Du sahst ihn nie,“ entgegnete er ernst. „Nein, nein, Du kannst ihn nicht gesehen haben, und Du wirst ihn auch wahrscheinlich nie sehen. Kommt er aber je wieder hierher, so höre nicht auf ihn. Er ist halb Teufel, halb Narr. Von ihm kömmt nie etwas Gutes. Vermeide ihn. Wie soll ich ihn Dir beschreiben? — Du erinnerst Dich doch — auf Sir Wynston Berkley? Nun, diesem todten Schurken gleicht er sehr. — Hüte Dich vor ihm, sage ich Dir, denn leihst Du ihm nur ein Mal Dein Ohr, so bethört er Dich, trotz all Deiner Wachsamkeit!“

Erschrocken durch diese geheimnißvollen Reden starrte

Rhoda ihren Vater an, ohne ihm zu antworten. Es prägte sich in ihren Zügen ein solches Entsetzen aus, daß er dadurch zu sich selbst zurückgerufen wurde.

„Rhoda," sagte er, „wache und bete. Meine Tochter, mein Kind, erhalte Dein Herz rein, und nichts Böses kann Dir nahen. Du bist gut, und die Guten haben nichts zu fürchten."

Plötzlich brach Marston in Thränen aus, und weinte lange und bitterlich. Sie wagte während dessen weder zu sprechen, noch selbst sich zu regen.

Endlich hörte er auf; er schien unruhig zu sein, halb beschämt, halb zornig, und indem er ihr mit verwildertem Blick in das Gesicht sah, sagte er:

„Rhoda, Kind, was — was habe ich gesprochen? Mein Gott, was sagte ich? — Wie sehe ich aus? — Ach, Rhoda, mögest Du nie so etwas fühlen!"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, wendete er sich von ihr, und schien sie verlassen zu wollen, schnell aber kehrte er zurück, und mit leichenblassem Gesichte sagte er:

„Rhoda, sprich zu Niemand von dem, was Du eben von mir hörtest, selbst nicht zu Karl. — Du und ich, Rhoda, wir müssen unsere kleinen Geheimnisse miteinander haben."

Er versuchte zu lächeln, allein seine Züge trugen dabei einen so unverkennbaren Ausdruck des Schmerzes, daß Rhoda in einen Strom von Thränen ausbrach, als er mit schnellen Schritten davoneilte.

Was konnte der Auftritt, den sie erlebt hatte, bedeuten?

Sie wagte es nicht, sich diese Frage zu beantworten. Nur ein fürchterlicher Gedanke drängte sich ihr auf: daß Wahnsinn sich seiner zu bemächtigen angefangen!

Die Zeit verging, und es fand keine Erneuerung des Auftrittes statt. Das Benehmen ihres Vaters gegen sie war verändert. Er schien in ihrer Gegenwart scheu, verlegen zu sein, und sah sie deshalb weniger, wie je.

Während dessen rückte die von Rhoda so sehnlich erwartete Ankunft ihres Bruders immer näher.

Vier oder fünf Tage vorher sagte Marston, daß er Geschäfte in Chester hätte und dort mit seinem Sohne zusammentreffen wollte. Er verließ daher Grayforest, und Rhoda blieb unter der Obhut ihrer schuldbelasteten Stiefmutter zurück. Obgleich sie ihren Vater so wenig gesehen hatte, flößte dessen Nähe ihr doch ein Gefühl der

Sicherheit und des Vertrauens ein, welches mit seiner Entfernung verschwand. Das Haus kam ihr deshalb jetzt auch verödeter vor.

Wir müssen Marston nun auf seiner Reise nach Chester folgen.

Als er seinen Platz in dem Postwagen einnahm, war er für mehrere Meilen der einzige Insasse desselben. Dann öffnete sich der Schlag, Doktor Danvers stieg ein, und setzte sich Marston gegenüber. Der würdige Geistliche war so eifrig damit beschäftigt, zum Fenster hinaus Weisungen zur Unterbringung seines Gepäckes zu geben, daß er seinen Reisegefährten erst erkannte, als sie wieder in Bewegung waren. Als dies geschah, war es mit keinem sehr angenehmen Gefühle, und auch Marston schien sich gern dem erzwungenen tête-à-tête entzogen zu haben. So sehr indeß die Lage auch Beide in Verlegenheit setzte, ließ sie sich doch nicht vermeiden, und nach einigen Worten gegenseitiger Begrüßung versanken Beide wie verabredet in tiefes Schweigen.

Der Kürze des Weges ungeachtet, dauerte die Reise

bei der damaligen Langsamkeit über fünf Stunden, und ehe sie beendet war, ging die Sonne unter und die Dunkelheit trat ein. Die Verlegenheit Marston's schien mit dem Lichte zu schwinden, und plötzlich redete er seinen Reisegefährten an:

„Doktor Danvers, ich war funfzig Mal auf dem Punkte, zu Ihnen zu sprechen, um Ihnen, — versteht sich, im Vertrauen — mitzutheilen, was ich gegen keinen andern Sterblichen auch nur andeuten möchte. Doch ich muß es Ihnen erzählen, und bald."

Doktor Danvers erklärte seine Bereitwilligkeit, ihn anzuhören, und nach einer Pause nahm Marston das Wort:

„Bitte, Doktor Danvers, haben Sie über mich nachtheilige Vermuthungen moralischer Art gehört? Kurz, was sagen die Leute zu meinem launenhaften Wesen?"

Doktor Danvers war durch die Frage in Verlegenheit gesetzt, und erklärte, daß er sie nicht recht verstände.

„Doktor Danvers," fuhr Marston finster fort, „ich sagte Ihnen bei unserem letzten Zusammentreffen, daß ich von einer Furcht verfolgt würde. Es ist keine Furcht vor etwas Sterblichem, sondern vor dem un-

sterblichen Bewohner dieses Körpers. Mein Geist, Sir, fängt an, mir Streiche zu spielen. — Sie sind ein Ehrenmann und ein christlicher Geistlicher; was ich gesagt habe und noch sagen werde, ist Ihrer Ehre anvertraut, heilig gehalten zu werden als ein Bekenntniß des Elends, und verborgen vor dem spottenden Blicke der Welt. Ich bin entsetzlichen Geisteszerrüttungen unterworfen. Sie kommen mit längeren Unterbrechungen. Ich glaube, daß Niemand sie ahnet, ausgenommen vielleicht meine Tochter Rhoda. Es kömmt, verschwindet, kömmt wieder. Ich bewahrte lange mein Geheimniß; endlich ließ ich es mir entschlüpfen, doch zum Glück nur gegen eine Person, und das war meine Tochter. Selbst diese verstand mich schwerlich. Ich sammelte mich noch, ehe ich ihr die höllische Chimäre, die mich martert, ganz entdeckt hatte.''

Marston hielt inne. Er senkte den Kopf, so daß der Geistliche sein Gesicht nicht sehen konnte. Endlich fuhr er fort:

,,Ich sehne mich schon lange nach einem vertrauenswürdigen Ohr, dem ich mein entsetzliches Geheimniß mittheilen kann. Dennoch erwarte ich keine Theilnahme und hasse das Mitleid. Mich treibt, glaube ich, die rastlose Natur des Teufels, der in mir wohnt;

ich muß sprechen, doch nur zu Ihnen allein will ich es."

Doktor Danvers gab ihm die Versicherung, daß er jedes Geheimniß streng bewahren würde.

„Der menschliche Geist muß entweder Trost in der Vergangenheit finden, oder Hoffnung in der Zukunft, sonst schwebt er in Gefahr. Für mich ist die Vergangenheit abstoßend und die Zukunft noch schwärzer, bevölkert mit abscheulichen Gestalten. Sir, ich übertreibe nicht. Zwischen solcher Vergangenheit und solcher Zukunft stehe ich auf der elendesten Gegenwart und mein einziger Trost ist, daß kein menschliches Wesen mich bemitleidet, daß alle achtungswerthen Schurken der Christenheit nicht um die Schwere einer Feder die Last zu vergrößern vermögen, die ich selbst angehäuft habe, die ich allein täglich und stündlich tragen muß."

Nach einigem Schweigen fuhr er fort:

„Dieser verfluchte Traum hat Beziehung zu dem — dem Ereigniß mit Wynston Berkley; er ist der Held der höllischen Illusion. Es scheint mir zuweilen, als wäre er noch mit einer Art von unechtem Leben begabt; als ginge er umher, unerkannt, außer von mir,

Gerüchte gegen mich und meinen Ruf flüsternd. Sir, das ist eine ungeheure Ueberspanntheit, eine Täuschung, allein doch mehr als bloße Einbildung. Der Verstand wird davon nicht berührt. Ich sehe die ganze verdammte Phantasmagorie, doch ich glaube nicht daran. — Das ist der Unterschied zwischen meinem Falle und — und — dem Wahnsinn."

Sie fuhren jetzt in die Vorstädte von Chester ein, und Doktor Danvers, den diese unerwarteten Mittheilungen unaussprechlich peinigten, zumal er keinen Trost zu bieten wußte, blickte zum Wagenfenster hinaus, als erregten die lampenbeleuchteten Straßen seine Theilnahme. Marston indeß legte ihm die Hand auf den Arm, und rief so seine Aufmerksamkeit zurück.

„Es muß Ihnen sonderbar erscheinen, Doktor," sagte er, „daß ich Ihnen dies verfluchte Geheimniß anvertraute, und, die Wahrheit zu sagen, kömmt es mir selbst so vor. Ich weiß mir die geheimnißvolle Gewalt nicht zu erklären, die mich zwang, Ihnen die Sache zu offenbaren, doch das Gefühl, dieses entsetzliche Gesicht allein zu bewahren, war für mich der stündliche Seelentod. Das ist meine einzige Entschuldigung, Sie durch die Enthüllung meiner Träume gemartert zu haben."

Doktor Danvers gab ihm die Versicherung, daß er keiner Entschuldigungen bedürfe, und wurde nur durch die Furcht, den Stolz Marston's zu verletzen, davon abgehalten, das Mitleid und die innige Theilnahme, die er mit seinem Zustande empfand, auszusprechen.

Wenige Minuten später hatte der Wagen seinen Bestimmungsort erreicht und sie sagten einander Lebewohl.

Um diese Zeit lebte in einem bescheidenen Hause in geringer Entfernung von Chester ein gewandter kleiner Mann, den wir Doktor Parkes nennen wollen.

Er war der Besitzer und Vorstand eines Privat-Irrenhauses und erfreute sich in seinem traurigen Geschäfte eines ausgezeichneten Rufes.

Am zweiten Tage nach der so eben mitgetheilten Unterredung hatte dieser kleine Mann so eben seine täglichen Besuche bei seinen Kranken beendigt, als sein Bediente ihm einen Fremden meldete, der in dem Studirzimmer warte.

„Gut; ich werde ihn sehen!“ sagte der Doktor

und eilte mit seinem ernstesten Blicke nach dem Audienzzimmer.

Er verneigte sich vor dem Fremden, den er hier fand, und dieser trat ihm schnell einige Schritte entgegen, indem er mit heftigem Tone sagte:

„Mein Name ist Marston, Sir; ich bin gekommen, Ihnen einen Patienten zu bringen. — Sie sind doch Doktor Parkes?“

„Ihr gehorsamster Diener!“ entgegnete der Doktor mit einer abermaligen Verbeugung.

„Doktor,“ fragte Marston, indem er ihn fest ansah und bedeutungsvoll seine eigene Stirne berührte, „können Sie das hemmen?“

Der Arzt sah ihn verwundert an, und bat dann um eine nähere Erklärung.

„Können Sie,“ fuhr Marston langsam fort, „die Krankheit verhindern, deren Heilung Sie sich zur Aufgabe gemacht haben? — Können Sie dem Feinde entgegengehen und ihn auf der Hälfte des Weges vernichten? — Können Sie den Geist des Wahnsinns vertreiben, bevor er von seinem Opfer wirklich Besitz ergriffen hat und dasselbe nur noch umkreist?“

„Sir,“ entgegnete der Doktor, „in vielen Fällen kann man dem Feinde, wie Sie ihn nennen, auf solche

Weise mit Erfolg entgegengehen. Zeitiges Einschreiten ist bei neunzig Fällen unter hundert Alles. Ich höre Ihre Frage mit vielem Vergnügen, in sofern ich voraussetze, daß Sie mich bei Ihrem Kranken zu Rathe ziehen wollen, und der daher von dem Unglück nur erst bedroht wird."

„Ich selbst bin dieser Kranke," sagte Marston mit einiger Anstrengung. „Ihre Vermuthung ist richtig. Ich bin nicht wahnsinnig, doch unbedingt vom Wahnsinn bedroht."

– „Haben Sie Ihre Familie oder Ihre Freunde bei dem besten zu verfolgenden Wege um Rath gefragt?"

Nein, Sir," entgegnete Marston finster und beinahe zornig. „Ich habe keine Lust, mich zum Gegenstande einer Schrift de suratico inquirendo zu machen. Ich mag nicht meine Freiheit und mein Vermögen mit einem Schlage verlieren. Den Weg, den ich zu verfolgen gedenke, kennt außer mir Niemand. Ihnen, als einem Manne von Fach, theile ich jetzt meinen Plan mit, und ich hoffe, daß Sie als Ehrenmann das Geheimniß streng bewahren werden."

„Ich habe weder die Neigung, noch das Recht, ein solches Versprechen zu verweigern," entgegnete der Arzt.

„Nun, so will ich Ihnen zuerst meine Vorschläge machen, und dann alle Fragen beantworten, die Sie für nöthig finden,“ sagte Marston finster. — „Ich wünsche, mich Ihrer Pflege anzuvertrauen, unter Ihrem Dache zu leben, jedoch mit Beibehaltung meiner vollen Freiheit. Sie werden mich übrigens lenksam genug finden. Außerdem verlange ich noch, daß kein Versuch der Mittheilung an meine Angehörigen gemacht wird. Dies sind die Bedingungen, unter denen ich mich Ihnen anvertraue. Die Kosten werde ich selbst von Woche zu Woche vorausbezahlen.“

Der Vorschlag war sehr sonderbar; Doktor Parkes sah daraus manche Verlegenheiten entspringen; dennoch lehnte er ihn nicht ab.

Nachdem die erste Einleitung so beendigt war, schritt Doktor Parkes zu den nöthigen wissenschaftlichen Erkundigungen, doch wir brauchen natürlich nicht zu wiederholen, was Marston ihm über seinen ganzen Gesundheitszustand sagte.

Nachdem Marston sein Gemüth von der Last dieses furchtbaren Geheimnisses befreit hatte, fühlte er sich ungemein erleichtert. Mit viel weniger Besorgniß und Verstimmung, als seit vielen Monaten, suchte er an diesem Abend sein Schlafgemach auf.

Doktor Parkes hatte in Marston's Benehmen durchaus keine Veranlassung zu besondern Vorsichtsmaßregeln gefunden; er sagte ihm daher mit der vollen Ueberzeugung gute Nacht, daß sein Zustand am nächsten Morgen nicht schlimmer sein werde.

Darin irrte er jedoch. Marston selbst hatte wahrscheinlich unbewußt eine Krisis nahen gefühlt, als er den schweren Schritt that, sich unter Doktor Parkes Aufsicht zu stellen. So viel ist gewiß, daß noch in derselben Nacht ein neuer, furchtbarer Ausbruch seiner Krankheit erfolgte.

Doktor Parkes, dessen Schlafzimmer an das Marston's grenzte, wurde mitten in der Nacht durch ein Geheul erweckt, welches mehr von einem wilden Thiere als von einer menschlichen Stimme herzurühren schien, und endlich zu einem wüthenden Gebrüll anschwoll. Das erfahrene Ohr des Doktor Parkes erkannte nur zu deutlich die Natur dieser Töne. Er sprang aus dem Bett, ergriff das Licht, welches beständig in seinem Zimmer brannte, und eilte mit klopfendem Herzen zu seinem neuen Patienten.

So spät in der Nacht es auch war, hatte Marston sich noch nicht zu Bett gelegt. Sein Licht brannte und er stand, halb ausgekleidet, in der Mitte des Zimmers,

zitternd, mit flammenden Blicken, ein lebendiges Bild des furchtbarsten Wahnsinns. Erschrocken starrte Doktor Parkes ihn an, und war vergebens bemüht, seine Blicke auf sich zu lenken, um ihn durch den Einfluß seines Auges zu beherrschen. Er mußte jeden Moment fürchten, daß der Wahnsinnige über ihn herfalle und ihn erwürge. Plötzlich jedoch ließ der Anfall nach; Marston kehrte zum Bewußtsein zurück, und mürrisch fragte er:

„Wer sind Sie, Sir? Was wollen Sie hier?"

„Wer ich bin?" fragte der Doktor. „Ihr Arzt, der Besitzer dieses Hauses!" fügte er mit so viel Kraft, als er aufbringen konnte, hinzu. „Schämen Sie sich! Was denken Sie sich denn dabei, daß Sie die Ruhe des Hauses auf so unpassende Weise stören? Ziehen Sie sich gleich aus und gehen Sie zu Bett."

„Ja, ja," murmelte Marston, „gewiß, Doktor Parkes. Woran habe ich denn nur gedacht? Wie abgeschmackt! — Thorheit! — Unsinn! — Ich bitte um Verzeihung, Doktor!"

Während Marston so sprach, kleidete er sich hastig aus; kaum indeß hatte er damit begonnen, als er sich plötzlich zu Doktor Parkes wendete, und mit dem Ausdrucke des Entsetzens sagte:

„Beim Teufel, Doktor, es hatte mich schlimmer als je gepackt. Ich würde darauf geschworen haben, daß der Schuft Stunden lang bei mir war, bis ich es nicht mehr aushalten konnte. — Ach, Doktor, Doktor, können Sie denn nichts für mich thun? — Kann ich nicht gerettet werden?"

Er sprach diese letzten Worte mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung aus.

Als Rhoda erfuhr, daß ihr Vater keine bestimmte Zeit der Rückkehr festgesetzt hatte, fühlte sie ihre Lage in Grayforest so peinlich und zweideutig werden, daß sie nach einer Berathung mit ihrer treuen Willett den Entschluß faßte, die oft wiederholte Einladung der Mrs. Mervyn anzunehmen, und wenigstens bis zur Rückkehr ihres Vaters in Newton-Park eine Zuflucht zu suchen.

„Meine liebe junge Freundin," sagte die freundliche Frau, als Rhoda ihre Entschuldigung beendigt hatte, „ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie es mich erfreut, Sie hier zu sehen, noch mit welcher Angst ich stets an Ihre Lage in Grayforest dachte. Ich sollte mit Ihnen zürnen, daß Sie mir das Glück so lange

versagten, doch lasse ich Sie nun auch gewiß so bald nicht wieder fort. Uebrigens giebt es auch noch andere Personen, welche wenigstens eben so sehr, wie ich selbst, wünschen, Sie als Gefangene hier zurückzuhalten."

Die gute Mrs. Mervyn begleitete diese Worte mit so bedeutungsvollen Blicken, daß Rhoda erröthend die Augen zu Boden schlug.

Wie schnell die Stunden dieses Tages verflossen, brauchen wir nicht zu erwähnen. Der alte Mervyn begrüßte Rhoda mit der größten Herzlichkeit und Freundlichkeit, und die zahllosen Aufmerksamkeiten zu beschreiben, welche der junge Mervyn ihr zu beweisen bemüht war, das Entzücken, das aus seinen Augen leuchtete, wäre unmöglich.

Zum Abendessen versammelte sich die ganze Gesellschaft. Welchen Contrast bot dieser heitere, herzliche Kreis gegen die trüben Abende, die sie in Grayforest zu verleben gewohnt war!

Als sie so glücklich beisammen saßen, fuhr ein Wagen auf den Hof, und gleich darauf ertönte in der Halle eine wohlbekannte Stimme.

Der junge Mervyn sprang fröhlich auf.

„Karl Marston!" rief er aus. „Das ist herrlich!"

Damit verschwand er aus dem Zimmer, und gleich darauf kehrte er mit Karl zurück.

Wir übergehen die Umarmungen zwischen Bruder und Schwester, die Thränen der Erinnerung, die Freude des Wiedersehens, so wie den herzlichen Empfang altväterischer Gastfreundschaft mit Stillschweigen und überlassen es dem Leser, sich das Alles auszumalen.

Karl Marston beschloß auf den Rath des ältern Mervyn, keinen Augenblick zu verlieren, sondern gleich am nächsten Tage nach Chester zu reisen, wohin sein Vater mit der Erklärung gegangen war, dort mit ihm zusammenzutreffen. Er kam gegen Abend dort an, und da er zufällig erfuhr, daß Doktor Danvers in Chester sei, suchte er ihn sogleich auf. Er fand den würdigen Geistlichen allein, bei seinem Thee.

„Mein theurer Karl," sagte er, seinen jungen Freund mit herzlicher Wärme begrüßend, „ich bin außerordentlich erfreut, Sie zu sehen. Ihr Vater ist hier, wie Sie vermutheten, und ich empfing so eben von ihm einige Zeilen, welche mich, wie ich gestehe, nicht wenig beunruhigen, da sie sich auf einen peinlichen Gegenstand beziehen, der Ihnen, wie ich vermuthe, bekannt ist, von dem ich aber mit keinem Menschen, ausgenommen mit Ihrem Vater, gesprochen habe."

„Und was ist das für ein Gegenstand?“ fragte Karl mit unverkennbarem Interesse.

„Lesen Sie diese Zeilen!“ entgegnete der Geistliche, und übergab ihm einen Brief.

Karl nahm ihn und las:

„Mein theurer Sir!

„Ich habe Ihnen eine sonderbare Mittheilung zu „machen, doch im strengsten Vertrauen. Sie bezieht „sich auf einen Gegenstand, dessen bloße Nennung Ge- „fühle des Zweifels und Entsetzens in mir erweckt. „Ich meine das Bekenntniß Merton's über die Ermor- „dung Wynston Berkley's. Ich werde Sie diesen Abend „nach Dunkelwerden besuchen, denn ich habe meine „Gründe, alten Bekannten nicht zu begegnen. Wenn „Sie mir eine halbe Stunde gewähren können, so ver- „spreche ich Ihnen, meine beabsichtigten Mittheilungen „binnen der Zeit zu beendigen. Alles bleibe streng ge- „heim, das ist meine einzige Bedingung.

„Mit aller Achtung Ihr

„Richard Marston.“

„Die Gemüthsruhe Ihres Vaters ist schmerzlich gestört worden,“ sagte der Geistliche, sobald der junge Mann ausgelesen hatte; „so viel hat er mir schon gesagt. Die Entdeckung, die er jetzt gemacht hat, ver-

schaffte ihm vielleicht einige Erleichterung. Die Furcht, daß ungerechter Verdacht ihn oder die Seinigen getroffen haben könne, hat ihn schwer bedrückt. Gebe Gott, daß das Geheimniß dieses Mordes endlich offenbart werde, und daß der Mörder darin das furchtbare Walten der Hand Gottes erkenne. Möge endlich sein Herz erleichtert und sein Geist durch den Einfluß erleuchtet werden, den er so lange verleugnete."

Nach einer Pause sagte Karl Marston mit einiger Verlegenheit:

„Es ist vielleicht ein auffallendes Geständniß, doch kaum für Sie, der Sie wissen, mit welcher Zurückhaltung mein Vater mich stets behandelt hat, — allein der wahre Inhalt von Merton's Bekenntniß ist mir nie zu Ohren gekommen. Als ich den Gegenstand ein oder zwei Mal gegen Sie zu berühren versuchte, schien es mir, als sei er Ihnen peinlich."

„Und so war es auch in der That, mein junger Freund, denn jenes Geständniß hinterließ viele Zweifel, und bewies in der That nichts, als die eine Thatsache, daß jener Unglückliche moralisch des Verbrechens schuldig war."

Getrieben durch ein Gefühl des regsten Interesses, drang Karl in den Doktor Danvers, ihm die nähern

Umstände von der Erzählung des sterbenden Merton mitzutheilen.

„Ich thue dies gern,“ entgegnete der Geistliche, „denn Sie haben jetzt ein Alter erreicht, bei welchem ich Ihnen mit Sicherheit ein Geheimniß anvertrauen kann, das Ihre eigene Familie, das heißt, Ihr Haus, betrifft. So hören Sie denn:

„Als Merton seinen Tod herannahen fühlte, legte er das auseinandergesetzte Geständniß ab, das er bis dahin, blos seine Schuld bekennend, verweigert hatte. Darin erklärte er, daß nur das Verbrechen der Absicht sein gewesen, daß ihm indeß bei der That ein Anderer zuvorgekommen sei. Er sagte, der Gedanke, Sir Wynston das Taschenbuch zu stehlen, welches er jede Nacht unter sein Kopfkissen zu legen pflegte, habe sich bei ihm festgesetzt, seitdem dessen Bediente dieses Umstandes erwähnte. Mit dem Gedanken des Raubes habe sich auch der des Mordes im Fall einer Störung oder des Widerstandes vereinigt. So war er denn in einem Zustande fürchterlicher Aufregung während jener Nacht von Sir Wynston's Ermordung über die Hintertreppe in dessen Zimmer, und mit der geschwungenen Waffe in der rechten Hand an dessen Bett geschlichen. Als er dann mit der Linken unter das Kopfkissen gegriffen, den Raub zu

vollführen, hätte er eine kalte, starre Leiche berührt, und vor Schrecken wäre ihm das Messer entfallen. Mit Anstrengung sein Entsetzen bemeisternd, hätte er seine Waffe wiederergriffen, und dabei die rechte Hand in eine Lache mit geronnenem Blut getaucht. Erst später hätte er entdeckt, daß er nicht sein Messer gefaßt hatte, sondern den Dolch. — Jetzt erkannte er vollkommen das Fürchterliche seiner Lage; er war ebenso gefährdet, als hätte er wirklich die That vollbracht, und mußte so gewiß verurtheilt werden, als hätten ihn funfzig Augen den Streich führen sehen. Unter solchen Umständen blieb ihm keine Hoffnung, als die Flucht. Diese mit größerer Sicherheit bewerkstelligen zu können, verriegelte er die Thür nach dem Gange. — Was sich ferner zutrug, ist Ihnen bekannt."

Karl hörte dieser Erzählung mit athemloser Aufmerksamkeit zu, und nach einem peinlichen Schweigen sagte er:

„So ist also der wirkliche Mörder noch immer nicht bekannt? Das ist in der That fürchterlich. Es war sehr natürlich, daß mein Vater die Gefahr erkannte, in welche der Ruf unserer Familie durch eine solche Entdeckung kam, doch ich würde sie zehnmal der Unterdrückung der Wahrheit über einen, in meinem Hause begangenen Mord vorgezogen haben."

„Er scheint indeß jetzt zu neuen Schlüssen gelangt

zu sein," entgegnete Doktor Danvers, „und auf dem Punkte zu stehen, Licht über die Sache zu verbreiten."

Während sie noch so miteinander sprachen, wurde an die Thür geklopft, und Beide beschlossen nach flüchtiger Berathung, daß Karl für den Augenblick das Zusammentreffen mit seinem Vater vermeiden sollte. Er schlüpfte daher durch eine Seitenthür hinaus, und beinahe unmittelbar darauf trat Marston ein.

Der Diener setzte Lichter auf den Tisch, und Marston nahm, zerstreut und aufgeregt, Platz.

„Wir sind doch ganz allein, Doktor?" fragte er.

Der Geistliche gab ihm die Versicherung, daß Alles sicher sei.

Nach einer langen Pause begann Marston:

„Sie erinnern sich an Merton's Bekenntniß. Er gestand, daß er die Absicht hatte, Sir Wynston zu ermorden, behauptete jedoch, nicht dessen Mörder zu sein. Er sprach die Wahrheit. Das weiß Niemand besser, als ich; — denn ich bin der Mörder!"

Doktor Danvers sah ihn voll Entsetzen an, unfähig, ein Wort zu sprechen.

„Ja, Sir," fuhr Marston fort, „dem Gesetze wie der Moral gegenüber bin ich buchstäblich der Mörder Wynston Berkley's. Ich habe beschlossen, daß Sie

Alles wissen sollen. Machen Sie damit, was für einen Gebrauch Sie wollen; ich kümmere mich jetzt um nichts mehr, doch ich will das verfluchte Geheimniß los sein. — Ich hatte nicht die Absicht, den Schurken zu tödten, als ich auf sein Zimmer kam, doch bei dem Gefühle gerechter Empörung, das ich gegen ihn hegte, wäre es verständiger gewesen, das Zusammentreffen zu vermeiden. Ich wollte dies auch thun, doch ich sah sein Licht durch die Thür schimmern, und trat ein. Es war sein Unglück, daß er seiner alten Laune des Spottes nachgab. Er beleidigte mich; ich schlug ihn; er schlug mich wieder, und mit seinem eigenen Dolche versetzte ich ihm drei Stöße. Ich wußte nicht, was ich that, ich konnte nicht glauben, daß ich es gethan hatte. Ich fühlte weder Reue noch Kummer. Weshalb auch? Sah er mich doch noch immer gleich höhnisch an. — Ich weiß nicht, wie lange ich so stehen blieb. — Sir, haben Sie ihn im Sarge gesehen? Haben Sie den Zug höhnischen Spottes um seinen Mund bemerkt?"

Marston war furchtbar aufgeregt, indem er sprach. Mehrmals trocknete er sich den kalten Schweiß von der Stirn. Endlich fuhr er fort:

„Anfangs fühlte ich einen heftigen Widerwillen, mich der Leiche zu nähern; endlich bezwang ich mich,

und trug sie auf das Bett. Weßhalb, weiß ich selbst nicht."

„Wann es war, darauf kann ich mich nicht genau besinnen, doch ich hörte leichte Tritte und sanftes Athmen auf dem Gange. Ein Donnerschlag würde mich in diesem Augenblicke weniger betäubt haben. Leise, den Athem anhaltend, ging ich zur Thür. Ich glaube, in Augenblicken gewaltiger Aufregung hören die Menschen schärfer als gewöhnlich. Es kam mir vor, als vernähme ich, wie sich das Geräusch wieder von der Thür entfernte. Ich lauschte — es verstummte. Ich wartete, bis Alles still war. Hierauf löschte ich das Licht aus und tappte mich zu der Thür. Auf dem Gange schimmerte ein matter Lichtstrahl, und es kam mir vor, als biege sich aus der Thür der Französin ein Kopf vor. Als ich näher kam, zog er sich zurück und die Thür wurde nicht völlig geräuschlos zugemacht. Ich war meiner Sache nicht ganz gewiß, doch später erfuhr ich Alles."

„Jetzt, Sir, kennen Sie die Geschichte von Sir Wynston's Ermordung."

Doktor Danvers war heftig erschüttert. Die Hände faltend, den Kopf gesenkt, saß er da und flüsterte die Worte der Schrift:

„Herr, erbarme Dich unser!"

Marston hatte seine gewöhnliche finstre Selbstbeherrschung bald wiedergewonnen, und stand jetzt hoch aufgerichtet und wie herausfordernd vor dem demüthigen und bekümmerten Diener des Herrn.

Der Contrast war entsetzlich!

Doktor Danvers beschloß, dies fürchterliche Geheimniß wenigstens für einige Zeit zu bewahren. Er konnte es nicht über sich gewinnen, denen, welche er so innig liebte, wie Karl und Rhoda, den Kummer und die Schande einer solchen Enthüllung zu bereiten. Doch der Kampf zwischen Pflicht und Mitleid, zwischen Gerechtigkeit und Liebe bekümmerte ihn schwer.

Als Karl Marston mit Fragen in ihn drang, sagte er ihm, das, was er vernommen, sei ausschließlich für sein eigenes Ohr bestimmt gewesen, und lehnte es sanft, doch bestimmt ab, etwas über seines Vaters Mittheilung zu sagen.

Karl hielt es jetzt für seine Pflicht, seinen Vater zu sehen, um ihm Auskunft über den Brief zu geben, den er in Beziehung auf Fräulein von Barras und den verstorbenen Sir Wynston erhalten hatte. Er ging daher am nächsten Morgen, begleitet von Doktor Danvers,

nach dem Gasthause, in welchem Marston die Nacht zugebracht hatte.

Als sie nach ihm fragten, schien der Portier zu erschrecken, und wie sie weiter mit Fragen in ihn drangen, wurden seine Antworten immer verlegener und verworrener. Endlich bat er sie, sich zu dem Wirth zu verfügen.

Dieser Bescheid, sowie die neugierigen Blicke und das Geflüster der Kellner, als diese hörten, was sie wollten, erweckten in Karl und seinem Begleiter finstere Ahnungen und diese wurden nur bestätigt, als der Wirth über ihre Frage nach Mr. Marston sichtlich erschrack.

„Ist Mr. Marston hier?“ wiederholte Doktor Danvers seine Frage.

„Ja, — Sir, — doch — es ist — kurz, Sie haben noch nicht von dem Ereigniß gehört?“

„Erklären Sie sich näher,“ sagte Doktor Danvers. „Ich bin ein Freund des Mr. Marston, und dies ist sein Sohn. Wir wünschen daher bestimmt und deutlich zu erfahren, was sich zugetragen hat?“

„Ja — wirklich — ich gäbe fünfhundert Pfund darum, hätte es sich nicht in meinem Hause zugetragen. — Der unglückliche Herr hat — kurz —“

Er blickte scheu auf Karl und sagte dann rasch:

„Er ist todt, Sir. Er wurde diesen Morgen um acht Uhr todt in seinem Bette gefunden.“

Karl Marston war durch den plötzlichen Schlag so betäubt, daß er beinahe die Besinnung verlor. Mit gewaltiger Anstrengung faßte er sich jedoch, und verlangte, in das Zimmer geführt zu werden, wo die Leiche läge.

Der Wirth führte ihn die Treppe hinauf, doch an der Thür zögerte er, einzutreten, und flüsterte Doktor Danvers einige Worte in das Ohr.

Dieser erhob mit dem Ausdruck des Entsetzens die Hände, und sagte dann rasch zu Karl:

„Mein lieber junger Freund, bleiben Sie einen Augenblick hier; ich kehre sogleich zurück, und sage Ihnen, was ich gefunden habe. Sie sind jetzt nicht für einen solchen Auftritt geeignet.“

Karl fühlte in der That, daß dem so war, und duldete es daher, als Doktor Danvers ihn mit sanfter Gewalt in einen Stuhl drückte.

Schweigend folgte der ehrwürdige Geistliche darauf seinem Führer. Mit klopfendem Herzen trat er zu dem Bett. Zwei Mal versuchte er es, den Vorhang zurückzuziehen und zwei Mal versagte ihm der Muth dazu. Endlich faßte er den Entschluß, und nun erblickte er Alles, was von Richard Marston noch zu erblicken war.

Das Betttuch war so hoch hinaufgezogen, daß es den Mund bedeckte.

„Da ist die Wunde, Sir," flüsterte der Führer, zog das Betttuch zurück, und zeigte einen Schnitt, der den Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt hatte.

Mit Entsetzen wendete Doktor Danvers sich ab von dem blutigen Bilde. Er bedeckte die Augen mit der Hand, und es war ihm, als vernehme er eine leise Stimme, welche sagte: „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden."

Eben die Hand, welche einige Jahre zuvor einen Mitmenschen in das Grab sendete, ohne vom Verdachte betroffen zu werden, hatte jetzt den Mord gerächt: Der Mörder war durch des Mörders Hand gefallen!

Von Natur ehrgeizig und zur Intrigue geneigt, waren die gefährlichen Neigungen des Fräuleins von Barras nie durch den heilsamen Einfluß der Religion gezügelt worden.

Von ihrer zufälligen Bekanntschaft in Rouen mit Sir Wynston Berkley und ihrer spätern, zu unglücklicher Stunde erfolgten Einführung in die Familie von Grayforest brauchen wir nicht zu sprechen.

Der beklagenswerthe Fuß, auf welchem Marston mit seiner Frau lebte, erweckte in ihr den Gedanken, in dem Haushalte einen doppelten Einfluß zu gewinnen. Ihrem thätigen Geiste waren Gedanke und Beginn der Ausführung eins.

Sie war jung, schön, bezaubernd, kannte sehr wohl die Macht ihrer Reize, und beschloß, dieselbe bei dem von der Welt zurückgezogenen Roué geltend zu machen, obgleich sie dabei wohl noch nicht die Absicht eines eigentlich unanständigen Verhältnisses hatte. Sie fand so die Befriedigung ihrer doppelten Lust, zur Intrigue und zur Herrschaft. Endlich jedoch kam die Stunde, welche ein Opfer für den bösen Einfluß forderte, den sie bisher unter so leichten Bedingungen geübt hatte. Sie fühlte, daß ihre Herrschaft durch ein Vergehen befestigt werden müßte, und — sie fiel. Dann folgten die Ankunft Sir Wynston's, — dessen Ermordung — ihr schuldvoller und freudloser Triumph. Endlich jedoch traf sie der lange schon drohende Schlag, der alle ihre Pläne vernichtete und sie wieder in die Welt hinaustrieb.

Die Katastrophe haben wir soeben beschrieben. Nach derselben ging sie nach Paris. In der Hauptstadt Frankreichs verschwendete sie schnell das Geld und die geringen Kostbarkeiten, die sie von Grayforest mitgenommen hatte,

und Madame Marston, wie sie sich jetzt nannte, war froh, wieder ein Unterkommen als Gouvernante in einer aristokratischen Familie zu finden.

So weit hatte ihr gutes Geschick sie vor der Strafe bewahrt, die sie für ihr vergangenes Leben nur zu sehr verdient hatte. Aber ein Tag der Abrechnung sollte kommen. Einige Jahre später wurde Frankreich in den Strudel der Revolution gestürzt. Edle Familien kamen an den Bettelstab, und in ihren Sturz verwickelt, wurden ihre Diener oft der Grenze aller menschlichen Leiden ausgesetzt.

In dieser furchtbaren Zeit wurde auch Madame Marston von dem vergeltenden Schicksal auf grausame Weise ereilt.

Das Schlußkapitel einer Novelle ist immer kurz, obgleich selten so kurz, wie die Welt es haben möchte.

Doch wir können um so kürzer sein, als der Leser ohne Zweifel schon das Wenige errathen haben wird, was uns noch zu sagen bleibt.

Es beschränkt sich darauf: Daß zwei Jahre nach dem traurigen Ereignisse ein innigeres Band die Familien von Grayforest und Newton-Park vereinigte.

Rhoda hatte dem jungen Mervyn ihre Hand gegeben.

Weiter haben wir nichts zu sagen, denn die Kinderstube gehört nicht in unser Bereich.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



